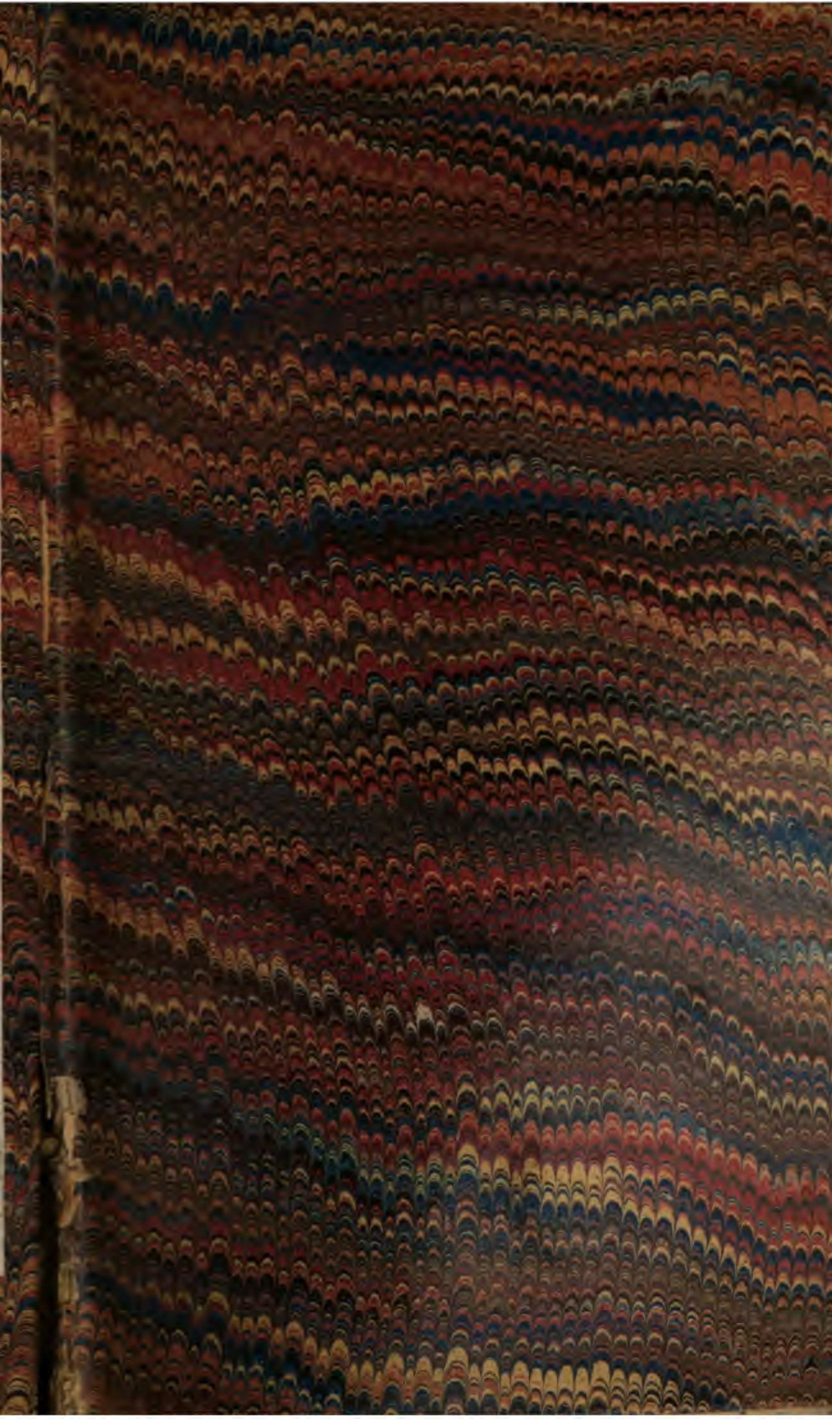
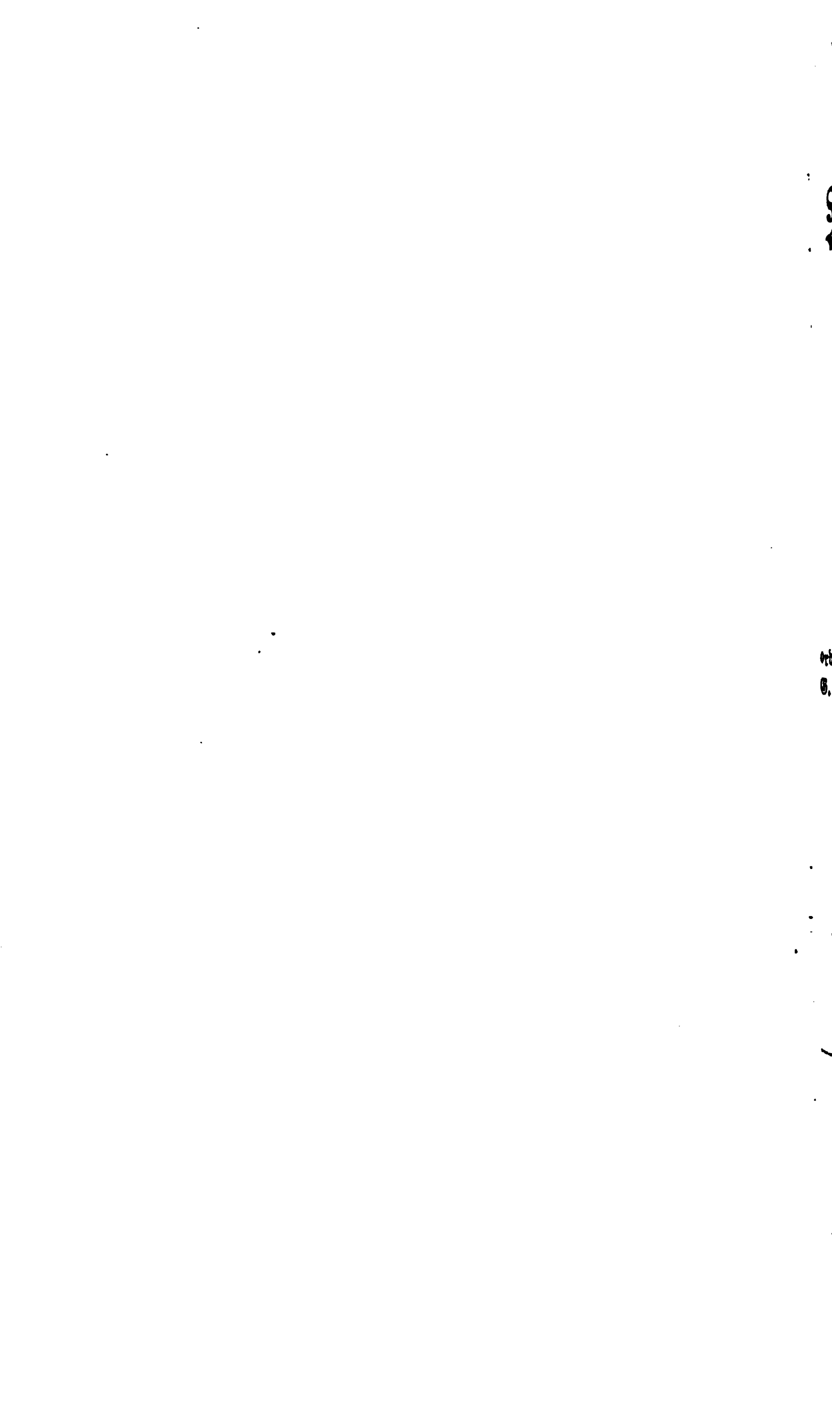












Psychische

Anthropologie

von

Gottlob Ernst Schulze,

Königlich Großbritannisch-Hannoverschem Hofrathe und ordentlichem Professor der Logik und Metaphysik auf der G. A. Universität zu Göttingen, Mitgliede der amerikanischen philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia.

Dritte Ausgabe.
Großentheils neue Ausarbeitung.

Göttingen,
bei Vandenhoeck und Ruprecht.
1826.

Seiner Excellenz

dem

Königlich Großbritannisch Hannoverschen
Staats- und Cabinets-Minister
Curator der Universität Göttingen
Großkreuze des Guelphen-Ordens

Freiherrn von Arnswaldt

aus innigster Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorrede
zur dritten Ausgabe.

Die Untersuchung des geistigen Lebens im Menschen, welche mich seit einigen Jahren vorzüglich beschäftigte, ist durch die daraus erhaltenen Ergebnisse die Veranlassung gewesen, daß manche Lehren der psychischen Anthropologie in dieser Ausgabe viele Verbesserungen und Zusätze, auch eine andere Stelle in der Folge auf einander erhielten. Mehrere dieser Lehren mußten aber, damit sie jenen Ergebnissen entsprechend würden, von neuen ausgearbeitet werden.

Das Wesen und die Kräfte der menschlichen Seele sind in der neuern Zeit mit großem Eifer

von talentvollen Männern untersucht worden, und dieser Eifer hat allerdings zu einer bessern und erweiterten Erkenntniß des geistigen Lebens in Ansehung mancher Bestandtheile desselben geführt. Aber unter den Psychologen findet noch große Uneinigkeit statt. Sie bilden mehrere Schulen, wovon jede ihre eigene Ansicht von den Fähigkeiten der menschlichen Seele und von dem Höchsten in der Ausbildung dieser Fähigkeiten besitzt; diese Ansicht steht aber oft mit den Ansichten der andern Schulen im strengen Gegensatz. Am meisten ist dies der Fall in den Lehren vom Erkennen, von der Verschiedenheit der Bestandtheile und Arten desselben, und von dem Verhältnisse dieser Bestandtheile und Arten sowohl zu einander, als auch zu den übrigen Aeußerungen des geistigen Lebens. Aus diesen Lehren läßt sich oft sogleich abnehmen, welchem Systeme in der Philosophie ihre Urheber und Vertheidiger zugethan, und ob sie Empiristen, Rationalisten oder Idealisten sind, woraus schon erhellet, daß der Inhalt der Lehren aus keinem treuen Ausdrucke des Wirklichen be-

stehen könne, sondern nur eine subiectiv begründete Meinung ausmache. Nach dem Grunde der Uneinigkeit unter den Psychologen braucht aber nicht lange gesucht zu werden. Er liegt darin, daß von ihnen die Speculation über das menschliche Erkennen und Wissen nach Begriffen und Grundsätzen, deren Gehalt und Werth oft wenig untersucht worden war, den Belehrungen vorgezogen wurde, welche sorgfältig angestellte, und der Vollständigkeit sich nähernde Beobachtungen des menschlichen Geistes auf den verschiedenen Stufen seiner Bildung gewähren. Achten wir aber auf dasienige, was zu allen Zeiten den Naturwissenschaften ein sicheres Fortschreiten in der Berichtigung und Erweiterung der Erkenntniß von den Naturdingen verschaffte, so wird es unläugbar, daß dies die richtige und vollständige Anwendung der echten Regeln der Naturforschung gewesen sey. Diese Regeln sind der Ausdruck derienigen Einrichtung des menschlichen Geistes, wodurch er das Wirkliche von dem Scheine und der Einbildung zu unterscheiden vermag; die Anwendung

derselben führte daher auch immer zu allgemein gültigen Erkenntnissen. Der Evidenz der Thatsachen der Wahrnehmung und des aus ihnen folgerecht Abgeleiteten, hat dasienige weichen müssen, was physischer und religiöser Aberglaube ersonnen, oder spitzfindiges Raisonnement der Natur beigefügt hatte. Die Zunahme der Anwendung der Regeln der Naturforschung bei den Untersuchungen über den Geist und das Gemüth des Menschen wird also auch eine Abnahme der Lücken, Dunkelheiten, Ungewißheiten und Irrthümer in den Lehren von beiden zur Folge haben.

Was in der Vorrede zur ersten Ausgabe von dem Zwecke und der Methode der psychischen Anthropologie angeführt war, ist, der Hauptsache nach, in die Einleitung der neuen Ausgabe aufgenommen worden.

Göttingen, den 11ten September 1826.

Inhalt.

Einleitung.

Obgleich die körperlicheu Gefühle dem Menschen aufgedrungen werden, so vermag er doch die Stärke und Dauer derselben einzuschränken.

Von dem Mitgefühl und von den Ursachen der stärkern oder schwächern Aeußerungen desselben, besonders auch der Gefühllosigkeit gegen die Schmerzen und das Elend Anderer.

Die Entwickelung der Anlage zu den Gefühlen der verschiedenen Arten des Schönen erfodert viele günstige Umstände und kommt daher weit später zu Stande, als die Entwickelung der andern geistigen Anlagen. Selbst von denjenigen Menschenstämmen, welche in der Cultur eine bedeutende Höhe erreichten, haben es nur wenige zur vollen Ausbildung und Schönes schaffenden Thätigkeit der ästhetischen Gefühle gebracht, die allerdings auch zur Veredelung der menschlichen Natur beitragen.

Das auf menschliche Handlungen sich beziehende sittliche Gefühl steht immer in Verbindung mit einem Urtheile des Verstandes, das Billigung oder Mißbilligung der Handlungen enthält, ist allgemein unter den Menschen verbreitet (denn es fehlt sogar bei den rohesten Stämmen nicht gänzlich), und ward von jeher als das Vorzüglichste im Menschen betrachtet und verehrt. Sehen wir nun auf die

Seite

Erster Anhang.

Die Schauung des Absoluten, wodurch die plotinische und die pantheistisch naturphilosophische Schule der Philosophie eine feste Grundlage hat geben wollen, ist unmöglich und kann dasienige nicht enthalten, was beide Schulen darin zu besitzen vorgeben; denn sie müßte alsdann ein Erkennen ohne alles Selbstbewußtseyn ausmachen. Fehlt aber dieses, so findet auch keine Art von Erkenntniß statt.

Allen Gestaltungen der Mystik liegt die Voraussetzung zu Grunde, daß die Gefühle eine Quelle der zuverlässigsten Erkenntnisse seyen, wozu die Vernunft nie zu gelangen vermag. Den Gipfel im Fühlen des Göttlichen hat die Mystik durch den Pantheismus erreicht. Dieser Gipfel ist iedoch dem weiblichen Geschlechte leichter erreichbar, als dem männlichen, und die morgenländischen Mystiker übertreffen auch die abendländischen.

Die Schwärmerei hat es mit der Ausführung der vom Himmel erhaltenen Aufträge zu thun. Sie ist sehr verschieden gestaltet und mit mancherlei Zusätzen versehen worden, und hat oft schauderhafte Dinge veranlaßt. — Um ihrem unruhigen Treiben entgegenzuwirken, ist mit Vorsicht zu verfahren.

Vom Zustande der Entzückung, worein oft Mystik und Schwärmerei versetzen.

Einleitung.

Idee der psychischen Anthropologie. Schwierigkeiten und Nutzen der Ausführung dieser Idee.

§. 1.

Die wissenschaftliche Darstellung des in der menschlichen Natur vorkommenden Lebens ist *Menschenlehre* (*Menschenkunde, Anthropologie*). Sie macht einen besondern Zweig desjenigen Theils der Naturwissenschaft aus, welcher *Lebenslehre* (*Biologie*) genannt wird.

§. 2.

Das im Menschen sich äussernde Leben ist doppelter Art, ein *vegetatives* (*organisches*), die Ernährung, Ausbildung und Er-

haltung des Körpers gegen zerstörende Einflüsse bewirkendes, und ein geistiges (inneres, psychisches), aus Thätigkeiten des Bewußtseyns bestehendes, auch großentheils durch uns selbst nach Absichten bestimmbares. Beide stehen in mannichfaltiger Wechselwirkung, und bilden erst dadurch das gesammte im Menschen, als einer besondern Gattung (species) von Erdenwesen, vorhandene Leben.

§. 3.

Man kann bei den Betrachtungen des menschlichen Lebens die Erforschung des vegetativen Bestandtheils zur Hauptabsicht machen, und auf den geistigen Bestandtheil nur in so fern Rücksicht nehmen, als dessen besondere Zustände (z. B. Empfindungen, Gefühle und Cultur) auf jenen einen wohlthätigen oder nachtheiligen Einfluß haben. Aus einer solchen Erforschung ist die physische (somatische) Anthropologie entstanden, welche wegen ihrer besondern Beziehung auf Diätetik und Heilkunst auch eine medicinische genannt wird. Sie handelt von der Verschiedenheit der Theile des menschlichen Körpers in Ansehung ihrer Stoffe, Form, Wirkungsweise und Bestimmung, so wie auch von den Beziehungen und

wechselseitigen Einflüssen derselben auf einander. Besondere Theile davon sind die Zoochemie, Anatomie und Physiologie. Die Erforschung des menschlichen Lebens kann aber auch hauptsächlich auf die Erkenntniß des geistigen Bestandtheils gerichtet seyn, so daß dabei die Einrichtung des Körpers und das vegetative Leben nur so weit in Betrachtung gezogen wird, als dieselben über die Beschaffenheiten und Veränderungen jenes Bestandtheils Aufschlüsse ertheilen. Sie führt den Namen einer psychischen oder philosophischen Anthropologie, und ist auch die empirische Psychologie genannt worden.

§. 4.

Die in der psychischen Anthropologie zu lösende Aufgabe ist die Aufklärung der an den Aeußerungen des geistigen Lebens vorkommenden qualitativen und quantitativen Verschiedenheiten, ferner der mannichfaltigen Beziehungen, worin die Bestandtheile dieses Lebens zu einander stehen, endlich der Bedingungen und Gesetze, denen es so wohl überhaupt genommen, als auch besonders in Ansehung des Fortschreitens zu größerer Ausbildung, unterworfen ist.

§. 5.

Eine richtige und auf Zuverlässigkeit gegründeten Anspruch machende Auflösung der Aufgabe der psychischen Anthropologie kann allein durch Anwendung der ächten Regeln der Naturforschung zu Stande gebracht werden. Dieser Anwendung verdanken wir nämlich die Fortschritte, die in allen Theilen der Naturkunde zu Stande gebracht worden sind; denn die Regeln gründen sich auf diejenigen Einrichtungen des Verstandes, wodurch Deutlichkeit des Bewußtseyns von Dingen gewonnen, das Finden des Unterschiedes der Wahrheit vom Irrthume, des Wirklichen von dem Eingebildeten bewirkt, und die Erkenntniß der Ursachen der Veränderungen in der Natur erhalten wird. Sie müssen also auch für die psychische Anthropologie gültig seyn.

Eine Beschreibung des durch die Anwendung der Regeln der Naturforschung bestimmten Verfahrens in der psychischen Anthropologie habe ich in der dritten Ausgabe der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften S. 219 — 223. mitgetheilt.

§. 6.

Die richtige Anwendung der Regeln der Naturforschung auf das geistige Leben im Men-

schen ist iedoch weit größern Schwierigkeiten unterworfen, als die auf die Untersuchung der Beschaffenheiten und der Veränderungen der Gegenstände in der äußern Welt. Man darf sich daher auch nicht wundern, daß des Eifers ungeachtet, womit in den neuern Zeiten Nachforschungen über die Zustände des geistigen Lebens im Menschen angestellt worden sind, die Lehren der psychischen Anthropologie doch noch nicht den Grad von Deutlichkeit, Vollständigkeit und Zuverlässigkeit erreicht haben, dessen die Lehren der übrigen Naturwissenschaften theilhaftig geworden sind. Laßt uns also zuvörderst die Schwierigkeiten, die bei der Ausführung der Idee von iener Anthropologie vorkommen, erwägen und die zur Ueberwindung derselben zu gebrauchenden Mittel aufsuchen.

§. 7.

Die Kenntniß der zum geistigen Leben gehörenden Thatsachen ist der Stoff, welcher in der psychischen Anthropologie wissenschaftlich ausgebildet werden soll. Aber das Erwerben der Deutlichkeit und Genauigkeit iener Kenntniß ist schwierig. Der Mensch ist nämlich weit mehr dazu geneigt, sich mit der Welt außer ihm, die er sehr früh als die Quelle seiner Genüsse

und Entbehrungen, seiner Freuden und Leiden kennen lernt, als mit den Vorgängen in ihm zu beschäftigen. Millionen haben gelebt, die von diesen Vorgängen, wenn man ihre angenehmen und unangenehmen Gefühle ausnimmt, nur ein schwaches Bewußtseyn besaßen. Sogar diejenigen, welche sich mit der Ausführung gewisser Absichten im Leben sehr eifrig beschäftigten, blieben oft mit dem Ursprunge dieser Absichten, und mit der Natur der Mittel, welche sie zur Ausführung derselben anwendeten, obgleich diese Mittel aus den ihnen verliehenen Fähigkeiten bestanden, gänzlich unbekannt. Da ferner die Ereignisse im geistigen Leben meistentheils schnell vorüber gehen, so wird dadurch die Beobachtung derselben sehr erschwert. Manche dieser Ereignisse können auch dann, wenn sie statt finden, nicht beobachtet werden, z. B. Affecten und Leidenschaften; die Erinnerung derselben liefert aber nur ein schwaches und unvollständiges Bild davon. — Es läßt sich jedoch der Aufmerksamkeit die Richtung auf die Zustände und Vorgänge in unserm Innern geben, und wird diese Richtung öfter hervorgebracht, so gelangt man dadurch zu größerer Geschicklichkeit, jene Zustände und Vorgänge ihren Eigenthümlichkeiten nach genauer aufzufassen.

Auch sind es nur die Elementar-Kenntnisse zur psychischen Anthropologie, die wir durch Selbstbeobachtung gewinnen; den bei weitem größern Theil der zu dieser Wissenschaft nöthigen Kenntnisse verdanken wir der Beobachtung, die wir an Andern anstellen, der Geschichte und der Völkerkunde.

Bei einem gesunden Zustande des Geistes hat man nicht zu besorgen, daß die öftere Richtung der Aufmerksamkeit auf das innere Leben Kopfverwirrung, die zuletzt wohl gar ins Irrenhaus führen könne, hervorbringe. Wer aber durch melancholische Stimmung des Gemüths dazu geführt wird, sich mit seinem Innern anhaltend zu beschäftigen, und alsdann nichts als Sündhaftes in sich antrifft, der kann leicht in Melancholie verfallen.

§. 8.

Nachdem das Bewußtseyn der Thatsachen im geistigen Leben und der an ihnen vorkommenden Unterschiede zu größerer Stärke gelangt war, wurden auch iene Thatsachen diesen Unterschieden gemäß in Classen gebracht, von den Classen Begriffe gebildet, und diese durch Wörter bezeichnet. Wir sprechen daher von Erkenntnissen durch die Sinne und durch den

Verstand, von Gefühlen und vom Begehren, als von besondern Arten geistiger Erzeugnisse, und verfahren hiebei ganz richtig. Allein es darf auch nicht übersehen werden, daß das Erkennen, Fühlen und Begehren im beständigen wechselseitigen Einflusse auf einander steht, und daß keines davon, seinem Seyn nach genommen, etwas von den übrigen völlig Getrenntes ausmacht. Das Erkennen ist mit von gefühlten Bedürfnissen, oder von Wünschen abhängig, vorzüglich wenn es sich zu größerer Vollkommenheit erhebt. Von den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen müssen wir aber ein Bewußtseyn haben, also Erkenntniß besitzen, wenn sie in uns statt finden sollen. Endlich hat noch kein Mensch ohne Gefühl eines Bedürfnisses etwas begehrt; aber des Gefühls ist er sich nicht immer deutlich bewußt. Dieses Eingreifen der Thätigkeiten des geistigen Lebens in einander wird oft gar nicht beachtet, woraus denn unvermeidlich falsche Ansichten von der Natur dieses Lebens entstehen. Man denkt die Kräfte und Vermögen, die der Seele in Rücksicht auf die Verschiedenheit ihrer Wirkungen beigelegt werden, als eben so verschieden von einander wie die Arten der Dinge in der Natur, und spricht wohl gar von einem

Streben der einen Kraft gegen die andere. — Diesen Irrthümern kann allein dadurch vorgebeugt werden, daß man die Einbildung aufgiebt, es ließen sich die Bestandtheile des geistigen Lebens im Menschen eben so getrennt von einander nachweisen und darstellen, wie die Bestandtheile seines organischen Körpers. Nicht vermittelst der Untersuchungen über iene Bestandtheile, wenn sie einzeln genommen werden, sondern erst nach Vollendung der Angaben, und nach Verdeutlichung aller Arten der Aeußerungen des geistigen Lebens und des Einflusses derselben auf einander, läßt sich eine richtige Ansicht der Naturbeschaffenheit iedes Bestandtheils davon bilden.

§. 9.

In der psychischen Anthropologie soll nicht bloß bestimmt werden, wie bei einem einzelnen Menschen, oder bei einem Menschenstamme und Volke, etwa im Zustande der Civilisation und Cultur, Geist und Gemüth sich wirksam beweisen; sondern es ist darin ein vollendetes Bild vom Ganzen des geistigen Lebens aufzustellen, das auf die Menschen aller Zeiten, und nach der Verschiedenheit der Ausbildung ihrer Kräfte genommen, paßt. Dieser Foderung aber

Genüge zu thun, hält besonders schwer. Die Verschiedenheit der Formen des geistigen Lebens im Menschen ist nämlich sehr groß, und nimmt mit der Bildung des Geistes und Herzens ungemein zu. Natürlicher Weise ist die Erforschung des mit dieser Bildung versehenen innern Lebens des Menschen ganz vorzüglich interessant und belehrend. Aber die Bildung hat wieder sehr verschiedene Gestalten erhalten, und ist im Morgenlande mit andern Bestimmungen versehen vorkommend, als die wir im Abendlande daran antreffen. Wollte man nun die Betrachtungen der menschlichen Cultur nur auf eine Art oder Gestaltung derselben einschränken, so würden in dem Gemählde von dem geistigen Leben des Menschen, das die psychische Anthropologie zu entwerfen hat, sehr wichtige Züge fehlen. Und auch die Rücksicht auf die Denkart und Sitten der rohen Wilden, oder der im Uebergange zur Civilisation begriffenen Menschenstämme, hat für die Erreichung der Zwecke jener Anthropologie große Wichtigkeit. Dadurch werden nämlich die Anfänge der menschlichen Bestrebungen erkannt, aber auch manche Vereinigungen wahrer Cultur mit den Ausbrüchen entsetzlicher Roheit *). Und sollen die Gesetze, unter welchen das geistige Leben und dessen

Entwickelung steht, entdeckt werden, so müssen wir auf die Aeußerungen desselben bei den so genannten Söhnen der Natur sorgfältig achten. — In der Völkerkunde, in den Nachrichten von den Sitten und der Lebensweise roher und civilisirter Menschenstämme, in der Geschichte der Staaten und der Bildung der Rechtsverhältnisse in denselben, endlich in der Geschichte der Wissenschaften, der schönen Künste und der wichtigen Veränderungen in den Erkenntnissen und Handlungen der Menschen müssen also die Stoffe zur Kenntniß des geistigen Lebens im Menschen seinen mannichfaltigen Formen in der Wirklichkeit nach genommen, aufgesucht werden. Die Benutzung dieser Mittel zur Seelenkunde erfodert iedoch Vorsicht, nämlich genaue Prüfung der Zuverlässigkeit der über die Sitten und Cultur der Menschen mitgetheilten Nachrichten, und sorgfältige Erwägung der Richtigkeit des daraus Abgeleiteten.

*) Heckewelder hat uns in der Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der indianischen Völkerschaften in Pennsylvanien (deutsch, Göttingen 1821.) mit einer Bildung des Geistes und Herzens derselben bekannt gemacht, die viel Lehrreiches enthält.

Diese rohen und gegen ihre Feinde höchst grausamen Indianer verehren nämlich einen obersten und mächtigen Weltgeist, als den Geber alles Guten, dessen sie sich in ihrem Zustande zu erfreuen haben. Ihre Religion ist frei von allem Aberglauben, so wie von allen Fabeln über die Entstehung der Welt und über das Wirken Gottes in der Natur, und wird auch nicht durch Priester erhalten, sondern nur durch die Macht der Erziehung. Diese Indianer leben ferner in gesellschaftlicher Verbindung zu einem Gemeinwesen, aber ohne ein geschriebenes und bürgerliches Gesetzbuch, und ohne eine durch Geburt oder Wahl bestimmte Obrigkeit; und dies wird gleichfalls durch die Erziehung bei ihnen bewirkt.

§. 10.

Zum Zwecke der psychischen Anthropologie gehört auch eine Erklärung, der Ereignisse im geistigen Leben aus ihren Ursachen. Die Befriedigung des Verlangens unsers Verstandes nach der Erkenntniß der Ursachen der Veränderungen in der Natur hat in vielen Fällen große Schwierigkeiten, und ist in solchen Fällen nur im geringen Grade oder noch gar nicht gelungen. Dies gilt ganz vorzüglich auch von den Vorgängen im Innern des Menschen. Schon die unerforschliche Vereinigung der beiden Be-

standtheile unserer Natur, des geistigen und körperlichen nämlich, setzt natürlicher Weise in große Verlegenheit, wenn bestimmt werden soll, wie vielen Antheil die Thätigkeit iedes dersel- ben an den Erzeugnissen und Zuständen des gei- stigen Lebens habe. Oft ist ferner die beson- dere Art und Weise, wie Geist und Gemüth sich bei einem Menschen äußern, die Wirkung vieler Ursachen, z. B. der Erziehung, der Ge- wohnheit, des Klimas, der religiösen Ueber- zeugung u. s. w. alsdann hält es aber schwer, wie viel iede Ursache dazu beitrug, ausfindig zu machen. — Durch die genaue Befolgung der Regeln, nach welchen die Ursachen der Verän- derungen in den Naturdingen aufgesucht werden müssen, kann iedoch allerdings auch über den Zusammenhang der Aeußerungen und Zustände des geistigen Lebens mit ihren Ursachen manche Auskunft erhalten werden, wenn von dem Bei- einander- und Nacheinanderseyn einzelner Er- scheinungen in der menschlichen Natur zu großen Reihen von Thatsachen über dieses Beieinander- und Nacheinanderseyn fortgeschritten wird. Die der Vollständigkeit genäherte Induction ist in Ansehung der Erscheinungen im geistigen Leben gleichfalls ein sicheres Mittel, die Ordnung der Natur zu entdecken. Fehlen aber die That-

sachen, welche zur Bildung eines Beweises für die richtige Angabe der Ursachen jener Erscheinungen erfoderlich sind, so wage man keine Angabe dieser Art. Das Bekenntniß unserer Unwissenheit zeugt in diesem Falle von mehr Einsicht, als das Vorgeben von einem Wissen, das keine Prüfung besteht.

Es ist gegen die Regeln der Bestimmung der ursachlichen Verbindung der Dinge in der Natur, wenn zur Erklärung neuer und bisher noch nicht bekannter Ereignisse im geistigen Leben eines Menschen sogleich neue Kräfte, oder eine bisher unbekannte Wirksamkeit der Kräfte in der Quelle jenes Lebens angenommen werden. Aber selbst berühmte Philosophen älterer und neuerer Zeit haben sich dieses fehlerhaften Verfahrens schuldig gemacht.

§. 11.

Zu den bisher angeführten Schwierigkeiten der Lösung der Aufgabe der psychischen Anthropologie kommt noch eine nicht minder große in der Unvollkommenheit der psychologischen Kunstsprache hinzu, worüber auch schon oft geklagt worden ist. Die ersten Begriffe, welche sich der Mensch bildet und durch Wörter bezeichnet, gehen auf die Dinge in der äußern Welt. Für

die frühesten Aeußerungen des geistigen Lebens z. B. für die Empfindungen durch die Sinne und für die Gefühle der Bedürfnisse des Leibes, nämlich des Hungers, Durstes und Schlafs, haben auch schon die rohesten Menschenstämme Wörter in ihren sonst sehr unvollkommenen Sprachen. So wie sich aber die Thätigkeit des geistigen Lebens erweiterte, neue und schärfer ausgebildete Bestandtheile erhielt, mußten auch Wörter zur Bezeichnung derselben gebildet werden. Hiezu wurden die an den Erzeugnissen dieser Thätigkeit bemerkten, aber oft sehr geringen Aehnlichkeiten, oder gar die Aehnlichkeiten derselben mit äußern Dingen benutzt. Die Bezeichnung der Erzeugnisse und Zustände des geistigen Lebens besteht daher größtentheils aus bildlichen Ausdrücken, deren Bedeutung manchmal sehr schwankend ist, und fast von iedem, der sich derselben bedient, mehr oder weniger verändert wird. Es steht aber mit einer Wissenschaft noch schlecht, und es kann kein sicheres Fortschreiten in derselben zu Stande kommen, so lange es ihr an bestimmten, und in Ansehung der Bedeutung feststehenden Kunstausdrücken fehlt. — Mit der genauern Bestimmung der Unterschiede an den Bestandtheilen des geistigen Lebens muß die Verbesserung der Be-

zeichnung dieser Bestandtheile in der Sprache angefangen werden. Möchten sich doch aber auch die trefflichen Männer in Deutschland, denen die Erweiterung der Erkenntnisse vom geistigen Leben am Herzen liegt, dahin vereinigen, der Willkür, womit die Bedeutung der Wörter in den Lehren von diesem Leben so oft bestimmt und verändert wird, entgegen zu arbeiten. Unsere Sprache ist mehr, als irgend eine andere, dazu geeignet, so weit fortgebildet zu werden, daß sich darin die Mannichfaltigkeit der Aeußerungen des geistigen Lebens bestimmt anzeigen, und dadurch der Verwechselung dieser Aeußerungen vorbeugen läßt.

§. 12.

Nach der bisherigen Angabe des Zwecks der psychischen Anthropologie und des in derselben zu beobachtenden Verfahrens, macht sie eine ganz andere Wissenschaft aus, als die in der Metaphysik aufgestellten Psychologie. Jene ist nämlich auf die Gewinnung einer richtigen Erkenntniß vom geistigen Leben gerichtet, wie es bei den Menschen zu allen Zeiten, zwar sehr verschieden, aber der Grundform oder dem Wesen dieses Lebens gemäß vorgekommen ist. Die Psychologie hat es hingegen mit der Erforschung

der Natur der Quelle des geistigen Lebens im Menschen, oder der Seele, als eines dem Körper entgegengesetzten Wesens zu thun. Ferner stützt sich jene Anthropologie auf Beobachtungen und auf Folgerungen aus den mit einander verglichenen Beobachtungen, um danach die Bedingungen und Gesetze der Aeußerungen des geistigen Lebens zu bestimmen. Die Psychologie hält sich hingegen in der Bestimmung des Seelenwesens vorzüglich an gewisse Begriffe von der Seele und von den ihr beiwohnenden Vermögen, und sucht durch Hülfe ontologischer Grundsätze über das Seyn und Nichtseyn, über das Wirkliche und Mögliche darzuthun, welche Art des Seyns der Seele zukomme, welche Macht ihr beiwohne und was hingegen eine Unmöglichkeit in derselben ausmache. Diese Begriffe und Grundsätze wurden meistentheils für Wahrheiten ausgegeben, die schon durch die Vernunft bestimmt oder a priori gültig seyen, und man hielt es daher nicht nöthig, erst aus der Erfahrung über das Seelenleben Erkundigung einzuziehen.

§. 13.

So viele Veranlassungen aber auch für den über die Dinge in der Natur nachdenkenden

Menschen vorhanden sind, der Einrichtung seines geistigen Lebens nachzuforschen; so hat doch nur einer von den berühmten Philosophen des Alterthums sich mit der Ausführung der Idee von einer psychischen Anthropologie beschäftigt. Und in den neuern Zeiten war in den andern Naturwissenschaften schon Großes geleistet worden, ehe iene Idee wieder zur Deutlichkeit im Bewußtseyn gelangte, und auf das Nachdenken über die Ergebnisse aus den Beobachtungen über Menschen, einen dasselbe gehörig ordnenden Einfluß erhielt. Zwar sind in den Schriften des Platon eine Menge trefflicher Beobachtungen über die wichtigsten Ereignisse im geistigen Leben des Menschen vorhanden; sie bestehen aber aus Bruchstücken, und zu einer wissenschaftlichen Ausbildung derselben ließ es dessen Ideenlehre nicht kommen. Aristoteles beabsichtigte aber eine solche Ausbildung dessen, was die Erfahrung von dem geistigen Leben im Menschen lehrt, wie sein Werk von der Seele bezeugt. Denn obgleich dieses Werk noch nicht alle Classen unserer geistigen Thätigkeit umfaßt, so macht doch die darin enthaltene Untersuchung über die menschliche Erkenntniß etwas durch die Art, wie sie angestellt worden ist, so Ausgezeichnetes aus, daß es zum Vorbilde für das Uebrige, was

zur Ausführung der Idee von einer psychischen Anthropologie erfodert wird, dienen kann. Und wenn ietzt diese Anthropologie viel reicher an Inhalt ist, so darf dabei nicht übersehen werden, daß wir einen Zeitraum der Geschichte der Menschen und Staaten von zweitausend Jahren mehr vor uns haben, als Aristoteles, und daß die neuesten Beobachtungen der menschlichen Natur sich über fünf Erdtheile erstrecken, die seinigen aber auf die Griechen und auf die wenigen, ihnen bekannten Völker eingeschränkt waren.

Des Cartes hat zwar die Untersuchungen über das geistige Leben im Menschen wieder angeregt, aber mehr durch die auffallende Sonderbarkeit seiner Lehren von der Natur der Seele und von ihrem Verhältnisse zum Leibe, als durch richtige und aus der Beobachtung geschöpfte Ansichten von ienem Leben. Er ist Erfinder von einem Sitze der Seele im Gehirne, von den aus den feinen Theilen des Blutes bestehenden und in die Höhlen des Gehirns einströmenden Lebensgeistern, die durch die Eindrücke der äußern Dinge auf die Sinne, oder durch die Seele in Bewegung gesetzt werden sollen, endlich von der mechanischen Erklärung der Ereignisse im geistigen Leben. In der

Abhandlung über die Leidenschaften der Seele, von denen er vorgab, daß sie vor ihm noch gar nicht untersucht worden seyen, nahm er sechs ursprüngliche Leidenschaften an, wovon iede ihren Grund in einem besondern Theile des Leibes haben soll. Die Berühmtheit des Mannes, die ihm seine mathematischen und physikalischen Kenntnisse verschafft hatten, machte, daß man sich viel mit dessen sonderbaren Hypothesen über die Seele und deren Verbindung mit dem Leibe beschäftigte, und manche davon sogar weiter ausbildete, wodurch aber die geistige Menschenkunde nicht bereichert worden ist.

Auf eine Verbesserung dieser Menschenkunde führten zuerst Locke's Nachforschungen über den Ursprung der Begriffe und über die Methode der Erweiterung menschlicher Erkenntnisse von den Dingen in der Natur. Was er in dieser Rücksicht leistete, ist sehr fruchtbar gewesen. Es war iedoch seine Absicht, hauptsächlich nur die Falschheit der Lehre der Scholastiker und Cartesianer von angebornen Erkenntnissen in der menschlichen Seele darzuthun, und man muß die Ausführung dieser Absicht erwägen, um seine Verdienste um die Aufklärung des geistigen Lebens gehörig zu beurtheilen.

In Deutschland war **Wolf** der erste, der in der empirischen Psychologie durch Beobachtungen die Kenntnisse vom Seelenleben zu befördern bemüht war, und dieser Psychologie auch die Bestimmung anwies, die Lehren der rationalen Psychologie, die einen Theil seiner metaphysischen Kosmologie ausmachte und auf Grundsätze a priori sich stützte, zu prüfen und zu bestätigen. Seiner Schule haben wir gründliche Untersuchungen mancher Bestandtheile des geistigen Lebens zu verdanken. Der Eifer für solche Untersuchungen hat aber in der neuern Zeit unter den Deutschen noch mehr zugenommen, und wenn er auf dem rechten Wege zum Ziele bleibt, so wird er gewiß auch bei fortdauernder Annäherung zu diesem Ziele belohnt werden.

Carus hat im dritten Theile seiner Psychologie (Leipz. 1808.) die Geschichte dieser Wissenschaft dargestellt. Dem Verzeichnisse der vorzüglichsten Schriften über dieselbe in der IIIten Ausgabe meiner Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften S. 232 — 235. ist noch beizufügen: Psychologie als Wissenschaft neu gegründet auf Erfahrungen, Metaphysik und Mathematik. Von J. Fr. **Herbart**. Königsberg, II. 1824.

§. 14.

Was die Erforschung der Natur für Nutzen bringe und wie viel sie zur Beförderung menschlicher Zwecke beitrage? diese Frage wird derjenige gewiß nicht aufwerfen, der durch Wißbegierde getrieben sich mit derselben beschäftigt. Die dadurch bewirkte Berichtigung und Erweiterung der Erkenntniß ist hinreichende Belohnung für alle darauf verwandte Mühe. Dies gilt auch ganz vorzüglich von den Untersuchungen des geistigen Lebens im Menschen. Und da diese Untersuchungen das Vortrefflichste, was in der Natur vorkommt, betreffen, und Aufschlüsse über die Vorgänge in der Menschenwelt gewähren, so besitzen sie ein besonderes Interesse für jeden über diese Welt nachdenkenden Menschen.

Es ist von der psychischen Anthropologie gerühmt worden, daß sie dazu diene, bei der Erziehung des einzelnen Menschen und bei der Bildung eines Volkes das richtige Verfahren zu treffen. Unläugbar hat aber zweckmäßige Erziehung auch ohne weitläufige Nachforschungen über das geistige Leben im Menschen statt gefunden, und von weisen Regenten ist gleichfalls ohne dieselben, was zum Heil und Segen des Volkes diente, ausgeführt worden. Wenn aber

die Theorien, welche über die Bildung des Menschen aufgestellt worden sind, Irrthümer enthalten, oder mit schwärmerischer Uebertreibung den Nutzen mancher dazu tauglichen Mittel empfehlen; so lassen sich diese Irrthümer und Uebertreibungen auch schon durch die psychische Anthropologie einsehen, ohne daß es nöthig ist, mit den Theorien Versuche anzustellen, um von den Fehlern derselben Ueberzeugung zu erhalten. Ganz vorzüglich dient aber iene Anthropologie dazu, vor dem unnützen Spiele zu bewahren, das so oft in der theoretischen und praktischen Philosophie mit Begriffen, Grundsätzen und Ideen getrieben worden ist, und das philosophische Nachdenken über die Welt und den Menschen in den richtigen Gang zu seinem durch die Vernunft vorgesteckten Ziele zu bringen, dadurch aber aus der Philosophie eine wirkliche Belehrung über die wichtigsten Angelegenheiten des vernünftigen Menschen zu machen.

Da iedoch das, was durch genauere Erkenntniß der Natur, ihrer Kräfte und Gesetze zu Stande gebracht werden kann, sich nicht eher finden und einsehen läßt, bis die Erkenntniß gewonnen worden ist, wie auch selbst die psychische Anthropologie nach richtigen Beobachtungen des menschlichen Geistes lehrt; so wäre es

gegen die Belehrungen durch diese Wissenschaft, bestimmen zu wollen, was durch die fortschreitende Ausbildung derselben noch gewonnen werden dürfte *).

*) Daß hier nicht durch einen Fehlschluß aus der Analogie der Kenntnisse der äußern Natur mit den Kenntnissen des geistigen Lebens im Menschen Erwartungen von der Erweiterung dieser Kenntnisse erregt worden seyen, die nicht erfüllt werden können, erhellet schon aus folgendem. Für die Aufklärung des charakteristischen Unterschiedes des Lebens der Völker und Staaten ist bis jetzt noch wenig gethan worden. Unstreitig würde aber diese Aufklärung für die Regierung der Staaten und für die Gesetzgebung in denselben höchst wichtig seyn. Montesquieu hatte jenen Unterschied bei der Abfassung seines Werkes über den Geist der Gesetze vor Augen. Aber das Ganze davon vollständig anzugeben, geht über die Kräfte eines einzelnen Menschen. Die schrecklichen Staatsumwälzungen entspringen ferner nicht aus dem leiblichen, sondern aus dem geistigen Leben der Bürger und sind immer von gewissen Bedingungen abhängig. Eine Geschichte aller dieser Umwälzungen in ältern und neuern Zeiten müßte, wenn dabei auf den Ursprung und die Beschaffenheit der Veränderungen im geistigen Leben eines Volkes, woraus sie entstanden, genaue Rücksicht genommen worden wäre, ein

Buch der Weisheit für Staatsmänner werden und darüber Auskunft ertheilen, was zur Verhütung, und, wenn die Veranlassung dazu schon vorhanden ist, zur Abwendung solcher Uebel zu thun sey. Durch richtige Anwendung genauer Kenntnisse vom geistigen Leben im Menschen können eben so, wie durch die Kenntnisse der Kräfte in der äußern Natur große Dinge ausgeführt werden.

Erstes Lehrstück.

Vom Bewußtseyn überhaupt. Vom Bewußtseyn des Ich und vom Gefühle des Leibes.

§. 15.

Alle Aeußerungen des geistigen Lebens bestehen aus einem Bewußtseyn, oder aus einem Wissen von Etwas. Sie werden in diesem Wissen wirklich, und vergehen auch mit demselben. Sehen wir nun bei dem Bewußtseyn von Etwas von diesem Etwas und von dessen Bestimmungen ab, so finden wir folgendes daran, als zu dessen Natur gehörig.

I. Das Bewußtseyn ist einfach, und man kann in demselben weder gleichartige noch auch ungleichartige Theile bemerken. Es läßt sich daher auch keine Beschreibung davon geben, und ieder Mensch kennt es nur dadurch, daß er's hat. Wegen seiner Einfachheit bleibt aber auch

das Bewußtseyn sich immer gleich, so daß es nicht etwa mit andern Bestimmungen versehen ist, wenn es aus einem Erkennen durch Wahrnehmung und Gedanken besteht, als wenn es ein Empfinden des Angenehmen und Unangenehmen oder ein Wissen von unserm Begehren und Wollen ausmacht. Es giebt nicht mehrere Arten des Bewußtseyns, wohl aber mehrere Arten von Dingen, deren wir uns bewußt sind.

II. Daß wir uns eines Etwas bewußt sind, wird nicht bedingt durch etwas Anderes, das mit zu den Aeußerungen des geistigen Lebens gehörte, etwa durch ein abermaliges Bewußtwerden desselben, oder durch eine Vorstellung davon. Sein Anfang und seine Dauer liegen bloß in ihm selbst, und so unmöglich es ist, den von einem Körper erfüllten Raum noch als in einem von diesem verschiedenen Raume befindlich zu denken, eben so unmöglich ist es auch, wenn das Bewußtseyn von Etwas und so lange es vorhanden ist, sich noch nebenbei die Vorstellung davon zu machen, daß man es habe, wie Jeder finden wird, der dies versucht.

III. Aber das Bewußtseyn von Etwas ist manchmal stark und deutlich, manchmal nur schwach, und in diesem Falle wissen wir wenig von dem Etwas, welches uns dadurch als ge-

genwärtig verkündigt wird. Es betrifft ferner manchmal mehrere Dinge zugleich, manchmal ist es hingegen auf wenige Dinge, manchmal nur auf ein einziges Ding eingeschränkt.

IV. Daß nun das Bewußtseyn stärker werde, mehreres umfasse und längere oder kürzere Zeit dauere, hängt mit von unserer Willkür ab. Kinder üben schon diese Willkür bei der Aufmerksamkeit auf äußere Dinge aus; noch mehr aber Erwachsene und Gebildete. Die dem Bewußtseyn von Etwas durch Absicht gegebene Stärke, heißt Aufmerksamkeit.

§. 16.

Das Entstehen des Bewußtseyns von Etwas wird bezogen auf die Thätigkeit einer Kraft, die wir in dem Real-Grunde unsers geistigen Lebens annehmen. Diese Kraft kennen wir bloß aus ihren Wirkungen, wissen davon aber, daß manchmal eine große Anstrengung erfoderlich ist, um ein Bewußtseyn von einem bestimmten Etwas, z. B. durchs Denken oder Erinnern, hervorzubringen. Eine weitere Aufklärung über den Ursprung des Bewußtseyns, als durch die Beziehung desselben auf eine Kraft, können wir nicht geben. Es gehört zu dem

Unbegreiflichen, muß aber möglich seyn, weil es wirklich ist.

§. 17.

Alles Bewußtseyn eines von uns verschiedenen Etwas enthält, und zwar schon in seinem Ursprunge und Beginnen, ein Bewußtseyn dessen mit in sich, was wir durch das Wort Ich bezeichnen. Jenes bildet gleichsam einen Kreis, der sich seinem ganzen Umfange und Inhalte nach auf das Ich, als den Mittelpunct davon bezieht. Das Ich wird nicht erst, nachdem der Kreis schon da ist, als der Mittelpunct zu demselben hinzugedacht.

§. 18.

Das Ich ist sich seiner bewußt als eines Seyenden, als eines einzigen Dinges ohne alle Theile (als eines Singularis), und als eines für sich Bestehenden, das keinem Andern inhärirt (als eines Substantialen). Erinnern wir uns der Vergangenheit, so wird sich das Ich auch seiner Fortdauer in der Zeit (seiner Identität) beim Wechsel der an ihm vorgekommenen Bestimmungen bewußt, und ohne dieses Bewußtwerden ist gar keine Erinnerung möglich. Endlich ist noch im

Bewußtseyn der Bestimmungen unsers Ich dieses enthalten, daß die Bestimmungen ihm gegeben und gleichsam aufgedrungen, oder daß sie durch seine Selbstthätigkeit hervorgebracht sind. Ohne das Bewußtseyn solcher Bestimmungen findet aber nie ein Selbstbewußtseyn statt.

§. 19.

Der eben angegebene Inhalt des Selbstbewußtseyns ist nicht etwas Allgemeines und in allen Menschen sich Gleiches, wie etwa der mathematische Punct in verschiedenen Kreisen, sondern etwas in jedem Menschen durch die Zustände, deren er sich als der Zustände seines Ich bewußt ist, besonders (individuell) Bestimmtes. Wie aber das Bewußtseyn der von uns verschiedenen Dinge bald stärker, bald schwächer ist, eben so verhält es sich mit dem Selbstbewußtseyn. Nicht nur bei dem Kinde, sondern auch bei dem Erwachsenen ist es oft fast auf ein bloßes Bewußtseyn der Existenz und Einheit des Ich eingeschränkt, z. B. während der Affecten und Leidenschaften, bei der Vertiefung in das Nachdenken über Etwas und vor der Anwandlung einer Ohnmacht. Wenn hingegen ein volles Selbstbewußtseyn statt findet, dann enthält es zugleich vieles, das

sich auf gewisse Begebenheiten unsers Lebens in der Vergangenheit bezieht, oder auf die praktischen Grundsätze, die wir angenommen, und auf die Plane, die wir für unser Leben und unsere Thätigkeit entworfen haben, endlich auch auf unsere Verdienste und unsern Stand in der bürgerlichen Gesellschaft. Natürlicher Weise handeln wir bei vollem und hellem Selbstbewußtseyn unsern Bedürfnissen und Zwecken in der Welt weit angemessener, als während des Mangels daran.

Kant führt es in der Anthropologie S. 4. als eine Merkwürdigkeit an, daß das Kind, welches schon ziemlich fertig sprechen kann, doch ziemlich spät (vielleicht wohl ein Jahr nachher) allererst anfängt durch Ich zu reden, so lange aber von sich in der dritten Person sprach (Karl will essen, gehen u. s. w.), und daß ihm gleichsam ein Licht aufgegangen zu seyn scheint, wenn es den Anfang macht, durch Ich zu sprechen; von welchem Tage an es niemals mehr in iene Sprechart zurückkehrt. Vorher fühlte es bloß sich selbst, ietzt denkt es sich selbst. — Allein das von Kant Angeführte gilt nicht allgemein, und die davon gegebene Erklärung ist daher auch nicht richtig. Rudolphi theilt im II. B. des Grundrisses der Physiologie S. 247. den Fall mit, daß ein Kind nur ungemein

kurze Zeit sich in der dritten Person mit seinem Namen nannte, und dann gleich von selbst anfing, von sich in der ersten Person zu sprechen. Und mir ist glaubwürdig mitgetheilt worden, daß ein Kind, nachdem es schon angefangen hatte, durch das Wort Ich von sich zu reden, noch fast zwei Jahre lang abwechselnd, bald dieses Wort, bald den ihm gegebenen Namen gebrauchte.

Fichte behauptete, im Bewußtseyn des Ich sey enthalten eine Identität des Vorstellens mit dem Vorgestellten, des Denkens mit dem Gedachten, und machte aus dieser Identität eine Aufgabe für die Philosophie; m. s. das System der Sittenlehre von Fichte S. 12 — 15. Allein diese Identität gehört zu dem Unmöglichen. Denn es ist ungedenkbar, daß zwei Dinge, wovon das eine als das Vorstellende, von dem andern als dem Vorgestellten verschieden gesetzt worden ist, auch Eins und dasselbe seyen. Jeder, der auf das Bewußtseyn seines Ich achtet, wenn er etwas Aeußeres betrachtet, oder einen Gegenstand denkt, wird finden, daß in diesem Bewußtseyn nicht noch ein Vorstellen des etwas betrachtenden oder denkenden Ich vorkomme. Was Fichten zu der falschen Lehre vom Wesen des Ich, die seiner Wissenschaftslehre zu Grunde liegt, führte, ist die allerdings auch zur Anzeige des Selbstbewußtseyns gebräuchliche Redensart: Ich bin mir meiner selbst bewußt. Den Worten nach ge-

nommen wird darin von einem doppelten Ich, nämlich von einem, das Bewußtseyn hat, und von einem, dessen es sich bewußt ist, gesprochen. Diese Redensart ist unstreitig derjenigen nachgebildet, wodurch das Bewußtseyn äußerer Dinge angezeigt wird, wenn gesagt wird, man sey sich eines Menschen, eines Hauses bewußt. Aber die Worte: Ich bin mir meiner selbst bewußt; müssen der eigenthümlichen Natur des Selbstbewußtseyns, oder dem unmittelbaren Innewerden des Ich im Selbstbewußtseyn gemäß verstanden werden.

Das Selbstbewußtseyn wurde zum Unterschiede von dem Bewußtseyn der Dinge durch Empfindung apperceptio, dieses Bewußtseyn aber perceptio genannt. Viele gute Beobachtungen über den Inhalt des Selbstbewußtseyns und über den Einfluß der Helligkeit desselben aufs Leben, sind enthalten in einer Abhandlung Merian's Ueber die Apperception, in der Histoire de l'Acad. R. de Berlin Tom. V. (deutsch in Hißmann's Magazin für die Philosophie B. 1.) und in einem Aufsatze Sulzer's, Von dem Bewußtseyn, in dessen vermischten Schriften B. 1.

§. 20.

Mit dem Entstehen des Selbstbewußtseyns fängt der Mensch an sein Ich, und was zu den Bestimmungen desselben gehört (das Subjective)

von allem außer ihm Vorhandenen (von dem Obiectiven) zu unterscheiden. Durch das Nachdenken darüber wird iedes für ihn eine besondere Welt, wovon aber die eine mit der andern in Wechselwirkung steht.

§. 21.

Das Bewußtseyn dessen, was zu den Bestimmungen unsers Ich gehört, also unserer Vorstellungen, Gedanken, Erinnerungen, Gefühle, unsers Begehrens und Wollens, hat man einem innern Sinne zugeschrieben, der wegen seiner Vorzüge vor den äußern Sinnen auch der höhere Sinn genannt worden ist. Diese Benennung ienes Bewußtseyns rührt aber aus einer Verkennung der Naturbeschaffenheit desselben her, und hat daher auch zu manchen Irrthümern Veranlassung gegeben, wozu besonders die Lehre von innern Anschauungen gehört, deren Obiecte also in uns gegenwärtig seyn müßten. Es ist mithin der Streit über die Annahme eines innern Sinnes kein leerer Wortstreit, sondern er betrifft etwas für die Kenntniß der Naturbeschaffenheit gewisser Bestandtheile des geistigen Lebens im Menschen sehr Wichtiges. Nun sind allerdings Aehnlichkeiten zwischen dem Erkennen durch die äu-

ßern Sinne, und zwischen dem Erkennen durch diejenige Thätigkeit unsers Geistes vorhanden, die man den innern oder auch inwendigen Sinn genannt hat, nämlich in Ansehung der Unmittelbarkeit der Erkenntnisse durch dieselben. Allein wenn jede Aehnlichkeit des Bewußtseyns der Vorgänge im Innern mit den Erkenntnissen durch die Sinnwerkzeuge zur Annahme eines Sinnes, als der Quelle jenes Bewußtseyns berechtigen soll, so müssen wir noch mehrere innere Sinne annehmen, da es doch nur einen einzigen dieser Art geben soll. Die Hauptsache bei dem Streite über einen innern Sinn ist jedoch, daß, wenn das Wort Sinn nicht bloß als ein bildlicher Ausdruck, sondern in eigentlicher Bedeutung gebraucht werden soll, nur dann von Erkenntnissen durch einen Sinn gesprochen werden darf, wenn diese Erkenntnisse durch den Eindruck ihrer Gegenstände auf die Empfänglichkeit für Eindrücke entstanden sind. Nun kann allerdings zugegeben werden, daß eine Affection des Ich, oder auch des Princips unsers geistigen Lebens, ohne Annahme eines körperlichen Sinnwerkzeuges möglich sey. Aber es kann nichts als afficirend gesetzt werden, was noch nicht vorhanden ist. Die für Gegenstände des innern Sinnes ausgegebenen Dinge, die das

Ich afficiren und dadurch zum Bewußtseyn gelangen sollen, nämlich Vorstellungen, Erinnerungen, Gefühle und Begehrungen sind ja nur dadurch erst vorhanden, daß das Ich davon weiß, nicht aber schon früher und ohne ein Bewußtseyn derselben.

Die Alten reden nie von einem innern Sinne und Locke hat diesen Ausdruck zuerst gebraucht, s. Essay concernino human understanding B. II. Ch. I. §. 4. Um nämlich zu zeigen, in welchem Umfange der Grundsatz der Aristoteliker: Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensibus; genommen werden müsse, wenn derselbe richtig seyn soll, wird von ihm angeführt: Außer den Empfindungen durch den äußern Sinn gebe es noch eine zweite Quelle, woraus der Verstand Stoffe zu Begriffen erhalte; diese Quelle bestehe aus dem Bewußtwerden der eigenen Wirkungen der Seele, wozu die Empfindungen, Gedanken, das Zweifeln, Glauben, Schließen, Erkennen und Wollen gehören. Da nun die zweite Quelle der ersten sehr nahe komme, so soll sie der innere Sinn genannt werden können. Wegen der nöthigen Aufmerksamkeit der Seele auf ihre eigenen Thätigkeiten, nennt er aber diesen Sinn auch die Reflexion. — Hiermit wurde noch nichts Falsches gelehrt. Denn das Bewußtseyn des Innern ist allerdings auch die Quelle be=

sonderer Begriffe. Allein nach der lockeschen Angabe des innern Sinnes möchte es schwer seyn, das Verhältniß dieses Sinnes zu dem äußern zu bestimmen. Ist denn etwa bei dem Erkennen äußerer Dinge, was ia auch eine Wirkung der Seele ausmacht, der innere Sinn gleichfalls mit thätig? Dann bedingte ia dieser Sinn den äußern und das Erkennen durch denselben; aber ein Sinn ist nie die Bedingung der Erkenntnisse durch einen andern. Und wie verhält sich denn, kann man weiter fragen, der innere Sinn zu dem Selbstbewußtseyn? dieses nennt Locke i. a. W. B. IV. Ch. IX. §. 2. ein Anschauen unsers eigenen Daseyns. Nach diesem Ausdrucke müßte es aber ein anschauendes und auch ein angeschautes Ich in uns geben. Dies anzunehmen ist aber unmöglich."

Der Ausdruck innerer Sinn ist ganz entbehrlich, weil die dadurch angezeigte Sache durch andere, unserer Sprache angemessene Worte bestimmt bezeichnet werden kann. Empfinden bedeutet nämlich ursprünglich, in und an sich finden. Man nenne also das Bewußtseyn der Bestimmungen unsers Ich die innere Empfindung. In wie fern nun diese Empfindung für richtig gehalten (für etwas Wahres genommen) wird, macht sie eine innere Wahrnehmung aus. Das durch den Verstand geordnete und aufgeklärte Ganze der innern Wahrnehmungen heißt aber innere Erfahrung.

§. 22.

Mit dem Bewußtseyn des Ich ist immer auch verbunden ein stärkeres oder schwächeres Bewußtseyn unsers Leibes. Da dieses jedoch, als Erkenntniß eines Objects betrachtet, dunkel bleibt, so ist es ein Gefühl des Leibes, und weil es auf den ganzen Leib geht, das Gemeingefühl genannt worden. Es macht eine zur Erhaltung unsers Lebens unentbehrliche Bedingung aus, ist auch zum Entstehen der Empfindungen durch die niedern Sinne erfoderlich, und unterscheidet sich endlich von allen Gefühlen äußerer Dinge auf eine genau bestimmte Art.

Darin ist nämlich enthalten, daß der Leib ein Bestandtheil unserer Person sey, und daß alle Zustände, worin er sich befindet, z. B. das gesund und krank seyn, das ruhend und bewegt seyn, zugleich auch Zustände von uns selbst sind. Ferner findet das Gefühl unsers Leibes statt, ohne daß wir ihn sehend oder betastend erkennen, und es erstreckt sich sogar auf die innern Theile desselben. Wir werden aber dadurch nie über die Formen dieser Theile und über die sonstigen, ihnen als körperlichen Dingen zukommenden Beschaffenheiten, sondern nur über ihr Daseyn im Raume belehrt, und zur Erhaltung

der Kenntniß von diesen Beschaffenheiten müssen andere Mittel angewendet werden. Auch kann das Gefühl von unserm Leibe nicht durch verstärkte Aufmerksamkeit auf dessen Inhalt zu größerer Bestimmtheit der Erkenntniß des ganzen Leibes oder gewisser Theile davon erhoben werden. Es bleibt immer etwas Dunkles, wird aber von einer unumstößlichen Ueberzeugung des Daseyns seines Gegenstandes begleitet.

Die Zuverlässigkeit des Vorgebens der magnetischen Somnambulen, die innern Theile ihres Leibes und die Beschaffenheiten derselben wahrgenommen zu haben, muß nach dem Ergebniß der Prüfung der Wunder, welche durch den thierischen Magnetismus bewirkt worden seyn sollen, bestimmt werden.

§. 23.

Das Gefühl des Leibes entsteht beim neugebornen Kinde mit den Eindrücken der äußern Dinge auf dessen Leib. In der Folge wird jenes Gefühl durch die absichtliche Bewegung der Theile des Körpers noch erweitert und verstärkt, und wohnt alsdann dem Selbstbewußtseyn fortdauernd bei, so daß es auch vorhanden seyn würde, wenn der Mensch sich in die Luft erheben und darin herumschweben könnte. Eine

Berührung unsers Körpers, welche statt findet, wenn wir stehen, gehen, sitzen oder liegen, ist dazu nicht nothwendig.

§. 24.

Das Gefühl des Leibes und der Theile desselben wird bedingt durch die organische Lebendigkeit der im Leibe sich verbreitenden Nerven und durch den Einfluß dieser Lebendigkeit auf das Gehirn. Denn von denienigen Theilen des Leibes, worin sich kein Nerve verbreitet, z. B. von den Nägeln und Haaren, haben wir kein Gefühl. Und wenn der Nerve, der in einen Theil des Leibes geht, z. B. in die Arme, Schenkel, Füße, gedrückt oder durchschnitten wird, oder an einer Stelle zwischen dem Gehirne und den Extremitäten, worin er sich verbreitet, sein normales organisches Leben eingebüßt hat; so hört nicht nur alle Empfindung in diesem Theile, und alle willkürliche Bewegung desselben, sondern auch alles Gefühl davon auf, und es bleibt bloß das Erkennen desselben durchs Sehen, aber als einer nicht mehr zu unserer Person gehörigen Sache übrig.

Von Baer führt in den Vorlesungen über Anthropologie Th. I. S. 152. den Fall an, daß ein Mensch das Gefühl der untern Hälfte

seines Körpers wegen Vereiterung der untern Hälfte des Rückenmarkes verloren hatte.

In Ansehung des Gefühls einzelner Theile des Körpers findet oft die Täuschung statt, daß man in diesen Theilen nach dem Verluste derselben noch Schmerzen empfindet. Nach der Amputation eines Fußes oder Armes ist dies häufig der Fall, wenn der Stumpf verbunden wird. Und auch die in einer Schlacht Verstümmelten empfinden Schmerzen in den verlornen Extremitäten, wenn sie vom Schlachtfelde getragen werden. Die Täuschung läßt sich aber leicht erklären. Die durch Affection der Nervenenden im Stumpfe erregten schmerzhaften Gefühle werden noch auf den verlornen Theil des Leibes bezogen, dessen Zustände vor der Verstümmelung empfunden worden waren, und die Täuschung dauert daher gemeiniglich so lange, bis die Wunde vernarbt ist.

Zweites Lehrstück.

Von den Beziehungen des Baues des menschlichen Körpers, vorzüglich des Nervensystems, auf das geistige Leben. Von der Einheit der Art, wozu alle auf der Erde lebende Menschen gehören. Von der Möglichkeit, aus dem Aeußern eines Menschen die Zustände seines geistigen Lebens zu erkennen.

---

§. 25.

Durch die Physiologie und vergleichende Anatomie haben wir die zuverlässige Einsicht davon erhalten, daß die Aeußerungen des geistigen Lebens in jeder Art von Thieren mit dem Baue ihres Körpers, vorzüglich aber mit dem Nervensysteme, und in den höhern Gattungen mit den Einrichtungen des Gehirns in der genauesten Verbindung stehen. Je einfacher

gebildet nämlich jenes System bei einer Thierart ist, desto eingeschränkter ist auch deren geistiges Leben; je zusammengesetzter und mannichfaltiger verbunden hingegen dasselbe ist, desto verschiedenere und stärkere Aeußerungen des geistigen Lebens kommen auch bei derselben vor. Wir müssen daher in der psychischen Anthropologie mit auf die Beziehungen Rücksicht nehmen, worin der Bau des menschlichen Körpers zu den Aeußerungen des Bewußtseynlebens steht, und wenigstens darüber Untersuchungen anstellen, wie viel in diesen Aeußerungen aus jenem Baue abgeleitet und begreiflich gemacht werden könne. Denn man ist bekanntlich hierin, auch abgesehen von der materialistischen Erklärung der menschlichen Natur, sehr weit gegangen, und hat bestimmen wollen, durch welche organische Lebensthätigkeiten des Gehirns und der Nerven die Vorgänge im Bewußtseynleben bedingt werden.

§. 26.

So groß auch immer die Aehnlichkeit des Körpers des Menschen mit dem Körper der ihm nahe stehenden Thiere seyn mag, so unterscheidet sich doch jener von diesem durch eine die Vorzüge des Menschen vor den Thieren schon

äußerlich verkündigende Art. Hiezu gehört nämlich der aufrechte Gang, wozu der Mensch nach dem Baue seines Körpers ganz unläugbar bestimmt ist *), durch die perpendiculäre Richtung des Hirnschädels, durch die aufrechte Stellung der untern Schneidezähne, mit der davon abhängenden Hervorragung des Kinnes, und durch das Zurücktreten des Mundes unter die hervorragende und gewölbte Stirn. Hiedurch giebt sich schon die Bestimmung des Menschen zu erkennen, mit seinem Blicke nicht an die Erde gefesselt zu bleiben, und den Kopf nicht bloß zum Fangen und Verzehren der Nahrung, oder gar zur Vertheidigung und zum Kampfe erhalten zu haben.

*) Blumenbach de generis humani varietate nativa, ed. III. Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Th. I. Buch 3 — 4. Rudolphi's Physiologie. Band I. S. 27 ff.

§. 27.

Gleichsam der Grund und Boden, worin der Keim zum Bewußtseynleben sich entwickelt, und während unsers irdischen Daseyns sich ausbildet, ist das Nervensystem. Dieses System besteht aus zwei Haupttheilen. Den einen

Theil macht das Gehirn und Rückenmark, mit den daraus entspringenden und in beiden Hälften des Körpers sich symmetrisch verbreitenden Nerven aus; zum andern Theile werden aber gerechnet kleinere Anhäufungen von Nervenmasse, Nervenknoten oder Ganglien genannt, womit eine Menge Nervenfäden, welche sich netzförmig mit einander verflechten und die Gefäße der Brust- und Bauchhöhle umschlingen, in Verbindung stehen. Jener Theil wird das animalische Nervensystem, oder das Cerebral-System genannt. Er bedingt das Bewußtseynleben und die willkürlichen Bewegungen des Leibes. Dieser heißt das plastische oder organische Nervensystem, und dient der Vegetation des Leibes *). Obgleich aber die Unterscheidung des animalischen Nervensystems von dem organischen auf sichern Gründen beruhet **), so ist es doch auch unläugbar, daß beide Systeme durch Nerven, die aus dem einen in das andere übergehen, in Ansehung ihrer Wirkungen mit einander in Verbindung stehen, und dadurch in einander greifen oder sich verketten. Denn Krankheiten der Leber und Störungen des Athmens bringen auch unangenehme Gefühle hervor, und das Gemeingefühl hängt mit von der Thätigkeit des organischen

Nervensystems ab (§. 24.). Die Affecten hingegen haben großen Einfluß auf den Kreislauf des Blutes und auf andere Flüssigkeiten im Leibe.

*) Bei Thieren ist beobachtet worden, daß sie vom Stechen, Zerschneiden und Herausreißen eines Ganglions aus dem Körper kein Gefühl hatten.

**) Daß vegetatives Leben auch ohne Gehirn im menschlichen Körper vorhanden seyn könne, darüber hat Treviranus in der Biologie B. VI. S. 137. eine merkwürdige Thatsache mitgetheilt.

§. 28.

Mit Recht ist das Gehirn das Seelenorgan (sensorium commune) genannt worden. Denn beim Mangel der organischen Lebensthätigkeit desselben findet eben so wenig ein Erkennen, Fühlen oder Begehren statt, wie beim Mangel der Augen und der Thätigkeit des Augennerven ein Sehen. Die im Körper sich ausbreitenden Nerven haben nämlich keine Empfindungen und fühlen auch, für sich genommen, nichts; sondern alles Empfinden und Fühlen wird bedingt durch eine Verbindung dieser Nerven mit dem Gehirne, vermittelst welcher Ver-

bindung der in den Nervenenden erregte Reiz dem Gehirne mitgetheilt wird. Denn ist die Verbindung durchs Unterbinden oder Durchschneiden der Nerven aufgehoben, so fallen auch alle von den Nerven abhängige Empfindungen in den, unter der Verbindung und unter dem Schnitte befindlichen Theilen der Nerven weg. Die über der unterbundenen und durchschnittenen Stelle angebrachten Reize der Nerven gelangen aber noch immer zum Bewußtseyn. Daraus ferner, daß große und plötzlich eintretende Verletzungen und heftige Erschütterungen des Gehirns, so wie auch ein starker Druck auf dasselbe, entweder das Bewußtseyn schwächen, oder gänzlich aufheben, obgleich die Sinnesnerven nicht verletzt worden sind, wird mit Recht geschlossen, daß das Entstehen des Bewußtseyns im Gehirne statt finde, und das Gehirn also das Seelenorgan ausmache.

Daß besondere organische Lebensverrichtungen im Gehirn zum Entstehen des Bewußtseyns nöthig sind, beweisen die Thatsachen, nach welchen durch einen Druck aufs Gehirn an einer vom Schädelknochen entblößten Stelle Bewußtlosigkeit hervorgebracht wird. Thatsachen dieser Art hat De la Peyronie in der Histoire de l'Academie des sciences v. J. 1741.

S. 212. mitgetheilt. Und der erwachsene Mensch, bei dem Blumenbach die in dessen Institut. physiolog. ed. IV. p. 179—180. beschriebenen, dem Athmen entsprechenden Bewegungen des Gehirns beobachtete, verfiel auch durch den Druck mit der Hand auf die von den Schädelknochen entblößte Stelle des Gehirns sogleich in Schlaf und in Bewußtlosigkeit, welches hier anzuführen mir mein ehrwürdiger Freund gestattet hat.

§. 29.

Von den Beziehungen des Baues des menschlichen Gehirns auf die verschiedenen Aeußerungen des geistigen Lebens, kann folgendes als durch sichere Gründe bewiesen angenommen werden.

I. In allen mit Sinnwerkzeugen versehenen Thieren findet eine unverkennbare Beziehung des Baues des Gehirns auf die Zahl ihrer Sinne, und auf die Empfänglichkeit derselben für Reize durch den Einfluß der Stoffe in der äußern Welt statt. Es darf also auch angenommen werden, daß sowohl die Menge der Empfindungen, deren der Mensch fähig ist, als auch die Vollkommenheit derselben durch den Bau seines Gehirns bedingt sey.

II. Daß aber die Ausübung der höhern Fähigkeiten im Menschen, nämlich das Erinnern, Denken, Beurtheilen der Wahrheit und das Ausführen gefaßter Beschlüsse mit der durch den Bau des Gehirns bestimmten organischen Thätigkeit desselben in Verbindung stehe, darauf weisen unläugbare Thatsachen hin. Dieses Gehirn ist nämlich im Embryo und auch im Kinde bestimmten Fortschritten zu einer Entfaltung und höhern Ausbildung unterworfen, mit der erst die Ausübung der den Menschen vom Thiere unterscheidenden Geistesthätigkeiten eintritt. Hat hingegen bei einem Menschen diese Ausbildung nicht statt gefunden, sind die Halbkugeln des großen Gehirns zu klein geblieben, oder fehlt in ihm die Ausbildung anderer Gehirntheile, so zeigt sich auch bei demselben ein angeborner Blödsinn und ein Unvermögen zur Erweiterung der Erkenntnisse und zur Annahme guter Gesinnungen. Und die nach Verletzungen des Gehirns sich einfindenden Störungen der höhern Aeußerungen des geistigen Lebens, die alsdann sich zeigende Schwäche der Erinnerungskraft und des Verstandes weiset gleichfalls auf einen Zusammenhang dieser höhern Aeußerungen mit gewissen Zuständen des Gehirns hin *).

*) Die Beobachtungen über den Zusammenhang der Störungen des geistigen Lebens mit den Verletzungen des Gehirns sind sehr abweichend von einander. Nach diesen Beobachtungen sollen manchmal die größten Zerrüttungen und Zerstörungen des Gehirns den höhern Aeußerungen des geistigen Lebens gar keinen Abbruch gethan haben; manchmal hingegen waren auch schon kleine Verletzungen des Gehirns vom nachtheiligsten Einflusse auf iene Aeußerungen. Wie über diese Abweichungen solcher Beobachtungen von einander durch richtige Anwendung der Regeln des Beobachtens zu urtheilen sey, hat Treviranus in der Biologie B. VI. S. 111 — 114. gezeigt.

§. 30.

Welche Beschaffenheit des menschlichen Gehirns ist es denn aber wohl, die dieses befähigt, das Organ höherer Thätigkeiten des geistigen Lebens zu seyn, als im Thiere vorkommen? Da im menschlichen Gehirn noch kein Theil entdeckt worden ist, der nicht auch im Gehirne mancher Säugethiere angetroffen worden wäre, so muß angenommen werden, die Tauglichkeit ienes Gehirns zur Ausübung der höhern Fähigkeiten unserer Natur sey durch die größere Ausbildung desselben begründet. Diese giebt sich zu erkennen in dem Uebergewichte der

Masse des Gehirns über die des verlängerten Markes und der im Körper verbreiteten Nerven, ferner durch zahlreichere und mannichfaltigere Theile (durch zahlreichere Windungen und tiefere Furchen) des Gehirns, endlich durch vervielfältigte Verbindungen dieser Theile zu einem einzigen Organ. Und da wiederholte Beobachtungen gelehrt haben, daß bei allen mit angebornem Blödsinn behafteten Menschen die Halbkugeln des großen Gehirns, verglichen mit der Größe dieser Kugeln bei Menschen, die nicht an einem solchen Blödsinne litten, klein waren; so dürfen diese Halbkugeln für die wichtigsten Organe der höhern Thätigkeiten des geistigen Lebens im Menschen gehalten werden.

§. 31.

Da der Seele, ihrer geistigen Natur wegen, Einfachheit beigelegt wurde, so nahm man an, es müsse im Gehirne eine Stelle geben, worin nicht nur die Enden aller aus dem Körper in das Gehirn eintretenden Nerven zusammentreffen und Empfindungen erregt werden, sondern auch alle willkürliche Bewegungen des Körpers vermittelst des Einflusses der Seele auf die in die Muskeln sich verbreitenden Nerven ihren Anfang nehmen. Man nannte diese

Stelle den Sitz der Seele, verstand aber darunter den Theil des Gehirns, der eigentlich das Seelenorgan ausmachen soll, und fügte noch die Behauptung bei, die Verletzung dieses Theils des Gehirns müsse immer weit nachtheiligere Folgen für das Bewußtseynleben haben, als die Verletzung der andern Theile, daher sich hiedurch jene Stelle auch ausfindig machen lasse. Allein die Wurzeln derjenigen Nerven, welche die Empfindungen und willkürlichen Bewegungen bedingen, werden, wie eine genauere Nachforschung gelehrt hat, an verschiedenen Stellen des Gehirns angetroffen. Und was die nachtheiligen Folgen der Verletzungen des Gehirns betrifft, so fanden sich dieselben bei den Verletzungen sehr verschiedener Stellen des Gehirns ein. Es ist also kein sicherer Grund für die Annahme eines solchen Theils im Gehirne vorhanden, der den Vorzug, das Seelenorgan auszumachen, besäße, und es war daher auch vergebliche Arbeit, ihn bestimmen zu wollen. Die unsern Kenntnissen des Gehirns angemessene Vorstellung ist vielmehr, das ganze Gehirn sey durch die Verbindung seiner Theile das Seelenorgan. Mit dieser Vorstellung streitet es aber keinesweges, daß gewisse Theile davon ihre eigenen Verrichtungen

haben, und bei manchen Aeußerungen des geistigen Lebens mehr, als andere Theile, wirksam sind *). Die Entdeckung jedoch, welche Gall in Ansehung vieler und von einander unabhängiger Organe für besondere Fähigkeiten und Neigungen an der Oberfläche des menschlichen Gehirns gemacht haben will, hat die Prüfung der einsichtsvollen Erforscher des Baues dieses Gehirns nicht bestanden **).

*) Das Vorzüglichste, was über die Beziehung der verschiedenen Theile des Gehirns auf jede Art der Thätigkeiten des geistigen Lebens gesagt worden ist, enthält die Biologie von Treviranus B. VI. S. 142 ff.

**) Eine vollkommen befriedigende Prüfung der anatomischen, physiologischen und pathologischen Gründe, womit Gall und Spurzheim ihre Organenlehre zu unterstützen bemüht gewesen sind, hat Rudolphi in der Physiologie B. II. S. 37 — 44., und Treviranus in den Untersuchungen über den Bau und die Functionen des Gehirns, der Nerven und der Sinneswerkzeuge in den verschiedenen Classen und Familien des Thierreichs S. 127 — 129. mitgetheilt. In einer Abhandlung in Bredow's Chronik des neunzehnten Jahrhunderts B. II. S. 1121. habe ich bereits dargethan, daß jene Lehre mit Thatsachen der Erfahrung gar nicht zusammentrifft.

§. 32.

Von den Nerven des Cerebral-Systems dienen manche bloß zur Entstehung der Empfindungen, z. B. der Sehnerve; andere sind hingegen bloß dazu bestimmt, Bewegungen in gewissen Theilen des Körpers hervorzubringen, z. B. der in die Augenmuskeln gehende Nerve. Die meisten Nerven wirken iedoch zugleich als Mittel der Empfindung und der Bewegung. Man nahm daher an, daß von diesen, immer aus mehreren Fäden bestehenden Nerven einige Fäden bloß Empfindungen, andere bloß Bewegungen bewirkten. Allein dem Baue der Nerven ist diese Annahme nicht angemessen. Denn die einzelnen Fäden, aus denen ein Nervenstamm besteht, bleiben im Fortgange von den Central-Theilen zu den äußern Enden nicht immer von einander getrennt, sondern verbinden sich und verschmelzen im Innern der Nerven. In Rücksicht der oft vorkommenden Erscheinung aber, daß in manchen Theilen die Empfindungsfähigkeit fortdauert, während in ebendenselben die Bewegungsfähigkeit verloren gegangen ist, und so auch umgekehrt diese noch vorhanden ist, obgleich iene mangelt (welche Erscheinung ienen Unterschied der Fäden in den Nerven zu beweisen scheint), kann angenommen werden, daß

zum Empfinden eine ganz andere Thätigkeit der Nerven erfoderlich sey, als zum Bewegen der Theile des Körpers, und daß daher die eine Art der Thätigkeit noch fortdaure, während die andere aufgehoben worden ist.

Im Starrkrampf ist manchmal fast gänzliche Unfähigkeit zu willkürlichen Bewegungen des Körpers neben unverletzter Thätigkeit der Sinnwerkzeuge zum Empfinden vorhanden gewesen. Ein merkwürdiges Beispiel dieses Krampfes ist aus dem Medic. Repository v. J. 1818. in Hufeland's Journal der praktischen Heilkunde v. J. 1819. St. VI. S. 100. mitgetheilt. Und der als Gelehrter und Geometer berühmte de la Condamine hatte im hohen Alter fast alle Empfänglichkeit für Eindrücke in den Sinnen, die Augen ausgenommen, verloren, aber die Beweglichkeit der Körpertheile war geblieben; s. Choix d' anecdotes et faits memorables par de la Place, T. II. p. 321.

§. 33.

Daß in den Nerven, wenn sie als Werkzeuge des Empfindens und der Bewegung thätig sind, eine Abweichung von ihrem Zustande während der Unthätigkeit statt finde, muß allerdings angenommen werden. Worin aber diese Abweichung bestehe, hat durch Beobachtung

nicht erforscht werden können. Es sind jedoch Hypothesen über deren Beschaffenheit aufgestellt worden. Manche verglichen nämlich die Nerven mit Saiten, welche beim Empfinden durch äußere Eindrücke, beim Bewegen des Körpers aber durch den Willen der Seele in Schwingung versetzt werden. Allein die Nerven sind wegen ihrer Weichheit und Schlaffheit ganz unfähig, schwingende Bewegungen anzunehmen und fortzupflanzen. Nachdem aber vermittelst der Vergrößerungsgläser die Entdeckung gemacht worden war, daß die Nerven aus zarten Fäden, in deren Scheiden einfache Reihen von Kügelchen befindlich sind, bestehen, dachte man sich die Thätigkeit der Nerven beim Empfinden und Bewegen als eine Fortpflanzung des Stoßes, den ein Nerve an einem seiner Enden erhalten habe, an alle Kügelchen in dem Nerven. Allein auch diese Hypothese ist wegen der Weichheit und nicht scharf begränzten Form der Kügelchen in den Nerven zu verwerfen. Weniger streitend mit der uns bekannten Einrichtung und Wirksamkeit der Nerven ist die durch Verbesserung der alten Lehre vom Nervengeiste (der als eine feine Flüssigkeit in den Nerven, welche man sich als Röhren vorstellte, wirksam seyn soll) entstandene Voraussetzung, es werde im

Nervensystem, vorzüglich in den großen Nervenstoffmassen, nämlich im Gehirn, im Rückenmarke und in den Ganglien, ein unwägbarer Stoff erzeugt, der in seinem Wirken theils der galvanischen Electricität, theils dem Lichte ähnlich sey und das Empfinden und die willkürliche Bewegung der Muskeln vermittele. Mit dieser Voraussetzung lassen sich jedoch die Thatsachen nicht gut vereinigen, nach welchen das Unterbinden eines Nerven alles Empfinden und Bewegen von der unterbundenen Stelle an hemmt. Und daß durch einen vital-chemischen Proceß ein unwägbarer, selbst auch Leben besitzender Stoff erzeugt werde, läßt sich zum wenigsten aus keinen Thatsachen der Erfahrung darthun.

Die Lehre von einer bei den Empfindungsnerven vorkommenden Empfindungs-Atmosphäre, oder von einer Mittheilung der Kraft des Nerven, etwas zu empfinden, an die ihn zunächst umgebenden Nerventheile, beruhet auf keinen zureichenden Gründen, wie Rudolphi im Grundrisse der Physiologie B. II. S. 28—32. gezeigt hat.

§. 34.

Eine für die psychische Anthropologie sehr wichtige Untersuchung ist die: Ob alle auf der Erde lebende Menschen zu einer Art (species) gehören, oder ob es zwar nur eine Gattung (genus) von Menschen, aber mehrere Arten gäbe, wie dies in Ansehung der dem Menschen so nahe stehenden Affen der Fall ist. Denn ein Artunterschied bei dem Menschen würde nicht auf den Bau seines Körpers eingeschränkt seyn, sondern sich mit auf die Aeußerungen des geistigen Lebens erstrecken. Gäbe es also mehrere Menschenarten, so würde dies auf die Bestimmung des Charakteristischen des geistigen Lebens im Menschen Einfluß haben, und es müßten alsdann eben so viele psychische Anthropologien aufgestellt werden, als Menschenarten vorhanden wären.

§. 35.

In Beziehung auf die Bibel, welche eine höchst sinnreiche Erzählung vom Ursprunge und vom ersten Zustande des Menschen auf der Erde enthält, wurde angenommen, alle Menschen stammten von einem Elternpaare ab und machten also eine einzige Familie aus. Als unvereinbar mit dieser Annahme ist aber neuerlich

angeführt worden, erstens, die große und zwar forterbende Verschiedenheit, die in Ansehung des Baues und der Farbe des menschlichen Körpers vorkommt; zweitens, die große Anzahl der jetzt auf der Erde lebenden Menschen, wegen welcher sie nicht für Nachkommen eines einzigen Elternpaares sollen gehalten werden können; drittens, die Verbreitung derselben auf der ganzen Erde, welche Verbreitung erst durch das Verlassen der Heimath, wozu sich der Mensch höchst ungern entschließt, bewirkt worden seyn könnte. Da nun auch die Natur für jedes Klima besondere Arten von Pflanzen und Thieren hervorgebracht hat, so soll dies gleichfalls ein sicherer Grund seyn für die Annahme mehrerer Menschenarten, wovon jede für ein besonderes Klima bestimmt ist.

Die Abstammung aller Menschen von einem einzigen Elternpaare läßt sich eigentlich nur aus der Geschichte rechtfertigen. Diese verläßt uns aber hierin. Und was in der Bibel von jener Abstammung gesagt worden ist, kann auch für ein Philosophem, aber nach alter Art in die Erzählung einer Begebenheit eingekleidet, genommen werden, so wie auch wohl durch die Erzählung von der Bildung des Weibes aus einer Rippe des Mannes die so oft

verkannte Gleichheit der beiden Geschlechter hat gelehrt werden sollen. Ob hingegen alle Menschen nur eine Art lebender Wesen bilden, dies läßt sich allerdings durch Anwendung der Regeln der Naturforschung, wovon ja auch die Annahme der verschiedenen Arten lebender Wesen abhängt, bestimmen.

Der Voraussetzung von einem Elternpaare gemäß wurden, wegen der forterbenden Verschiedenheiten an den Menschenstämmen in Ansehung des Körpers, mehrere Menschen-Racen angenommen, die aber nur, was man unter den erst durch Klima und Wartung erzeugten Spielarten versteht, ausmachten. Der Unterschied der eigentlichen Arten ist hingegen ein durch den Urheber der Natur bestimmter, und so lange dauernd, als die Art dauert.

Die genauere Kenntniß von den Verschiedenheiten der Menschenstämme verdanken wir den ältern und neuern Reisebeschreibungen. Von den Schriften, worin, was diese Beschreibungen von jenen Verschiedenheiten enthalten, zusammengestellt und aufgeklärt worden ist, sind vorzüglich anzuführen, Blumenbach de generis humani varietate nativa. Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, IV Bände. Meiners Untersuchungen über die Verschiedenheit der Menschennaturen in Asien und den Südländern, in den ostindischen und Südseeinseln, III Theile.

§. 36.

Von den forterbenden Verschiedenheiten der Menschenstämme in Ansehung des Körpers sind folgende die am meisten in die Augen fallenden.

I. Die Verschiedenheiten in Ansehung der Hautfarbe sind die weiße, mit durchschimmerndem Blute an mehreren Stellen, und die gelbe, braune, kupferrothe und schwarze Farbe. Diese in mancherlei Abstufungen vorkommenden und von der Absetzung des Kohlenstoffes in den Häuten herrührenden Verschiedenheiten — denn wenn Kohlenstoff an gewissen Stellen der Haut sich anhäuft, so entsteht an diesen Stellen eine dunklere Farbe, — wird allerdings nicht bloß durch den Einfluß des Klimas bestimmt, sondern hängt mit von der Organisation der Haut ab, welche Organisation die Kinder schon mitbringen.

II. Mit der Farbe der Haut ist in der Regel eine ähnliche Farbe und eine besonders bestimmte Weichheit, Länge und Härte der Haare verbunden, welche gleichfalls forterbt.

III. In Ansehung der Gestalt des Schädels kommt bei manchen Menschenstämmen eine stärkere Ausbildung der Stirne, des Hinterhauptes und des ganzen Kopfes vor; bei andern,

Stämmen sind hingegen die Seiten des Schädels mehr zusammengedrückt. Ferner treten bei manchen Stämmen die Kiefer oder die Jochbogen weit mehr hervor, als bei andern. Die Gestalt der Schädelknochen hat aber auf manche Theile des Gesichts, z. B. auf die Augen (daß sie mehr oder weniger auseinander stehen) und auf die Form des Kinnes Einfluß.

IV. Der Körper mancher Menschenstämme zeichnet sich durch ein Ebenmaß in seinen Theilen aus, wodurch dessen Wohlgestalt begründet wird. Andern Stämmen fehlt dieses Ebenmaß, und das Verhältniß der Länge der Extremitäten zur Länge des ganzen Körpers bringt bei denselben eine Annäherung zur Gestalt der Affen hervor.

V. Endlich finden noch in Ansehung der Länge des Körpers forterbende Verschiedenheiten statt. Bei manchen Menschenstämmen beträgt die Höhe des Körpers sechs bis sieben Fuß. Die in den kältern Gegenden lebenden Menschen erreichen aber gewöhnlich nur eine Höhe von fünf Fuß.

§. 37.

Aus der Geschichte des menschlichen Geschlechts läßt sich freilich nicht darthun, daß

die im vorigen §. angeführten Verschiedenheiten am menschlichen Körper erst nach und nach durch fortdauernden äußern Einfluß entstanden und hernach erblich geworden sind, wie manche andere Besonderheiten am Körper der Thiere. Aber mehrere Arten von Menschen anzunehmen, dazu berechtigen sie doch auch nicht. Die Verschiedenheiten kommen nämlich bei den Menschenstämmen in sehr mannichfaltigen Abstufungen vor. Daher hat es auch nie gelingen wollen, denselben gemäß die Zahl der Menschenarten, wie die zu einer Gattung gehörigen Thierarten zu bestimmen, und anzuzeigen welche Stämme zu jeder Art gehören. Ferner widerspricht die Thatsache, daß die Individuen der verschiedensten Menschenstämme mit einander fruchtbare Junge erzeugen, der Annahme mehrerer Menschenarten. Bei den Thieren ist nämlich die fruchtbare Begattung, und die Fruchtbarkeit der erzeugten Individuen ein sicheres Zeichen, daß sie zu derselben Art gehören. Denn der Mangel der Gelegenheit, den heftig gewordenen Geschlechtstrieb mit einem Thiere derselben Art zu befriedigen, veranläßt erst die Befriedigung desselben mit einem Thiere anderer Art, und die hiedurch entstandenen Bastarde sind in der Regel unfruchtbar. Bei den Mu-

latten, Mestizen und allen andern Abkömmlingen vorgeblich verschiedener Menschenarten findet aber gar keine Verminderung der Fruchtbarkeit statt. Wenn endlich von der Natur für iedes Klima besondere Arten und Pflanzen hervorgebracht worden sind, so dient ia der Umstand, daß der Mensch die verschiedensten Grade der Kälte, Wärme und des Druckes der Luft auszuhalten, oder in iedem Klima zu leben, und bei hinlänglichen Nahrungsmitteln zu gedeihen im Stande ist — und Neger würden auch in Grönland bei guter Bekleidung und Nahrung sich wohl befinden — zum unläugbaren Beweise, daß es nicht mehrere Menschenarten gäbe. Denn iede Art würde der Ordnung der Natur gemäß immer auf einen gewissen Himmelsstrich eingeschränkt seyn, und nur darin leben können.

Von den außereuropäischen Menschenstämmen ist bis ietzt nur der Neger von Sömmering, Ueber die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer, 1785. anatomisch untersucht worden. Diese Untersuchung hat aber keinen Beweis dafür geliefert, daß der Neger von einer andern Art sey, als der Europäer.

§. 38.

Laßt uns jedoch nunmehr untersuchen, ob in Ansehung der geistigen Fähigkeiten, womit die menschliche Natur versehen ist, solche Unterschiede in den Menschenstämmen vorkommen, die zur Annahme mehrerer Menschenarten berechtigen. Jede Art von Thieren ist nämlich mit besondern, ihrem organischen Baue und der dadurch bestimmten Lebensweise angemessenen Trieben und Neigungen versehen, deren Aeußerung bestimmte Formen hat, und auf bestimmte Gränzen eingeschränkt ist, über welche sie nie hinausgeht. Denn man hat z. B. nie davon gehört, daß eine Art von Affen die Lebensweise einer andern Art, etwa von selbst, oder durch Angewöhnung, angenommen hätte.

§. 39.

Daß keinem Menschenstamme, den man bis jetzt kennen gelernt hat, Verstand abgesprochen werden dürfe, ist eine unläugbare Wahrheit. Denn auch bei den rohesten Wilden fand man Werkzeuge, die sie sich verfertigt hatten, wozu ein Handeln nach Absicht erfoderlich war. Alle Menschenstämme besaßen ferner Wort- und Geberdensprache, deren Bildung und Gebrauch gleichfalls ein Handeln nach Absicht vor-

aussetzt. In der Wortsprache ist aber, so unvollkommen sie auch noch seyn mag, das nöthige Mittel zur Bildung der Begriffe (allgemeiner Vorstellungen) vorhanden, und sind Begriffe gebildet, so entstehen Urtheile, aus denen Folgerungen abgeleitet und Schlüsse verfertigt werden können. Und wenn ein Menschenstamm es in der Fortbildung des Denkens und der Sprache soweit gebracht hatte, daß man ihm die Lehre von einem obersten Urheber und Regierer der Welt und die Gründe dafür verständlich machen konnte, so hat er auch diese Lehre als Wahrheit angenommen. Dankbarkeit gegen Wohlthäter aber, Zuneigungen zu andern Menschen, thätiges Mitleid mit einem Nothleidenden, sogar auch uneigennütziges und sich selbst aufopferndes Wohlwollen gegen Verwandte und Stammgenossen, kommen gleichfalls bei den rohesten Menschenstämmen vor, wie die Beobachter derselben bezeugen. Endlich ist das Gefühl der Verbindlichkeit, ein gethanes Versprechen zu erfüllen und einen Vertrag zu halten, also das Bewußtseyn der durch einen Vertrag entstandenen Pflicht, sogar bei den Menschen auf der niedrigsten Stufe des menschlichen Daseyns (bei den Buschhottentotten und Botocuden) vorhanden und auch wirksam, wenn

heftige Begierden diese Wirksamkeit nicht hemmen.

§. 40.

Allerdings findet bei den Menschenstämmen ein großer Unterschied in Ansehung der Bildsamkeit der Anlagen zu den höhern Aeußerungen des geistigen Lebens und der Annahme der Civilisation statt. Daß aber dieser Unterschied noch keinen Beweis davon liefere, es gäbe verschiedene Menschenarten, und einigen davon sey eine unvertilgbare Unfähigkeit, die höhern Grade menschlicher Cultur zu erreichen, eigen, erhellet aus einer richtigen Erwägung der Beschaffenheit desselben.

I. Sehr viele Menschenstämme sind allerdings durch sich selbst nie zu einiger Civilisation gelangt, und es scheint fast, daß in ihnen die Anlage zum Fortschreiten vom Unvollkommenen zum Vollkommenen in den Aeußerungen des geistigen Lebens, welches Fortschreiten den Menschen vor den Thieren so sehr auszeichnet, gänzlich fehle. Aber es kommen bei diesen Stämmen immer auch einzelne Menschen vor, die über die Angelegenheiten ihres Stammes richtig und scharfsinnig dachten, sich viele Geschicklichkeiten erworben hatten, und vermittelst

eines erhaltenen Unterrichts in den wissenschaftlichen Erkenntnissen es zur Ergründung der Wahrheit dieser Erkenntniß brachten. Von den Negerstämmen sind manche äußerst roh und ohne alle Civilisation geblieben; andere hingegen haben diese angenommen. Und was viele Neger unter der Anleitung der Europäer in Kenntnissen und Geschicklichkeiten leisteten, beweiset wohl unläugbar, daß dem schwarzen Menschenstamme die Fähigkeit, zu den höhern Graden menschlicher Cultur zu gelangen, nicht versagt sey *). Die amerikanischen Menschenstämme lebten insgesammt, die Peruaner und Mexikaner ausgenommen, in der größten Rohheit, und manche fast in gänzlicher Gedankenlosigkeit. Aber die noch vorhandenen amerikanischen Indianer haben unter der Leitung der Missionäre die Lehren des Christenthums angenommen, diesen Lehren gemäß ihre Sitten verbessert, und Ackerbau und nützliche Gewerbe bei sich eingeführt. Dasselbe gilt auch von den noch vorhandenen Hottentottenstämmen.

II. Es sind ferner schon viele Thatsachen darüber vorhanden, daß die Kinder der rohesten Wilden, wenn sie zweckmäßig behandelt und unterrichtet wurden, im Lesen, Schreiben, Rechnen und in mancherlei Kenntnissen eben so

gute Fortschritte machten, wie die Kinder von europäischer Abkunft. Sehr lehrreich sind hierüber die in Paramatta mit den Kindern der Neuholländer angestellten Versuche. Diese Kinder stehen in der Lernfähigkeit nicht im geringsten den Kindern der europäischen Colonisten nach. Gleiche Lernfähigkeit setzt aber gleiche Anlagen zum geistigen Leben voraus. Und was die Erscheinung betrifft, daß viele von den Kindern der rohen Menschenstämme, wenn sie durch Erziehung zu höherer Bildung gebracht waren, als Erwachsene ein unwiderstehliches Verlangen fühlten, in den Zustand ihrer in den Wäldern herumschweifenden Stammgenossen zurückzukehren und sich dadurch dem Zwange bürgerlicher Gesetze zu entziehen; so beweiset sie nicht eine angeborne und unvertilgbare Abneigung gegen wahrhaft menschliche Bildung, sondern giebt nur zu erkennen, daß der Mensch schon in der Kindheit an den Gehorsam gegen bürgerliche Gesetze gewöhnt, und unbekannt mit den Reizen einer ungebundenen, bloß durch die thierischen Triebe bestimmten Lebensweise geblieben seyn muß, wenn er diesen Gehorsam nicht als ein großes Uebel verabscheuen soll.

III. Daß es in Südamerika (in Californien, Paraguay und Columbien) Menschen-

stämme giebt, die in Ansehung der Kraft des Geistes nicht nur den Europäern, sondern sogar andern indianischen Stämmen in diesem Erdtheile sehr nachstehen, ist der Wahrheit gemäß. Blödigkeit, Furchtsamkeit und Mangel des Nachdenkens über das, was sie thun, haben bei ihnen noch fortgedauert, wenn sie auch von Kindheit an in den Missionen gelebt hatten. Sie blieben dem Geiste nach immer Kinder, und waren untauglich zu jedem Gewerbe, zu jedem Handel, wenn er gleich nur aus einem Tausche der Waare gegen Waare bestand, und keinen davon konnte man dazu gebrauchen, zur Erhaltung der Ordnung eine Aufsicht über die andern zu führen. Hiebei kommt es aber darauf an, ob diese Schwäche derselben unvertilgbar gewesen sey, was nicht behauptet werden kann. Denn die Behandlung der Indianer in den Missionen war, so viel wir durch Azara und Andere davon wissen, gar nicht dazu geeignet, ihr Nachdenken zu wecken und Fleiß und Anstrengung ihrer Kräfte hervorzubringen. Der in einer Mission lebende Indianer hatte nämlich kein Eigenthum, er arbeitete immer nur für die Gemeinde, zu der er gehörte, und ward aus den Magazinen derselben mit dem zum Lebensunterhalt Unentbehrlichen versehen.

Fleiß und Ordnung in seinen Geschäften, und das Nachdenken darüber, führten ihn also zu keiner Verbesserung seines Zustandes. Nachdem jedoch diese Behandlung der Indianer in Paraguay verbessert worden ist, sind sie arbeitsam, gegen die Gesetze gehorsam und fähig geworden, die Angelegenheiten ihres Hauswesens und sogar die des Dorfes und Fleckens, wozu sie gehören, als Vorsteher derselben zu besorgen **). Bei den, dem Geiste und dem Körper nach auch sehr schwachen Hottentotten ist durch zweckmäßige Behandlung derselben von Seiten der Missionäre in kurzer Zeit viel ausgerichtet, und Fleiß, bürgerliche Ordnung und christliche Gesinnung befördert worden.

IV. Es sind jetzt viele Thatsachen darüber vorhanden, daß Menschenstämme, die in Ansehung der Sitten und in Ansehung des Gebrauchs der Mittel, die zu den Bequemlichkeiten des Lebens führen, tief unter dem Europäer standen, sich darin in kurzer Zeit diesem sehr genähert haben, z. B. die Einwohner mehrerer Südseeinseln.

V. Endlich enthält auch die Geschichte manche Nachrichten darüber, daß Völker, welche nach und nach einen sehr hohen Grad der Cultur erreicht haben, in ihrem frühesten Zustande

auf derjenigen Stufe des menschlichen Daseyns sich befanden, auf der jetzt noch viele Stämme in Afrika und Amerika stehen. Und die Mythen der Hellenen, daß Götter ihre Vorfahren im Ackerbaue und in nützlichen Künsten unterrichteten, Prometheus aber ihnen das Feuer, dieses unentbehrliche Mittel zur Verfertigung nützlicher Werkzeuge, vom Himmel brachte, geben zu erkennen, daß jene Vorfahren ohne alle Kenntniß davon, also sehr roh gewesen seyn müssen.

*) Mag auch Gregoire in dem Werke de la Litterature des Négres die Aehnlichkeit der Neger mit dem Europäer in Ansehung der Geistesfähigkeiten für größer ausgegeben haben, als sie wirklich ist, das Gedeihen des Negerstaates auf Hayti mit republicanischen Formen und Gesetzen schlägt alle Beweise nieder, die man sonst für die unvertilgbare Geistesschwäche der Neger vorbrachte, und würde vor dreißig Jahren von den Vertheidigern einer unedlen Menschen-Race, wozu auch die Neger gehören sollten, für unmöglich erklärt worden seyn. Viele von den Negern auf Hayti haben sogleich, nachdem sie von der Sklavenkette frei waren, richtige Einsichten von dem, was ihren Stammgenossen in dem neuen Zustande Noth thue, bewiesen, und gute Gesinnungen zu erkennen gegeben. Toussaint l'Ouverture

war ein edeldenkender Mensch, der zugleich praktisches Talent besaß. Der wohlthätige Einfluß aber, den er auf seine Stammgenossen hatte, dient zum Beweise, daß auch diese fähig waren, große Gesinnungen zu würdigen und zu achten.

**) Die neuesten, in Deutschland bekannt gewordenen Nachrichten über Paraguay und über die große Veränderung, die mit den Indianern daselbst vorgefallen ist, enthalten Bran's Miscellen der neuesten ausländischen Literatur v. J. 1826. Erstes Heft S. 95 und 156.

Es ist eine anthropologische Merkwürdigkeit, die wir aber nicht aufzuklären vermögen, daß von den Stämmen desselben Volkes einige es in der Entwickelung des Menschlichen ziemlich weit gebracht haben, andere aber darin ganz zurückgeblieben sind. Dies ist der Fall in Ansehung der Negerstämme in Afrika, der südamerikanischen Indianer und der Neger auf den ostindischen Inseln, die aber nicht aus Afrika stammen. Manche von diesen Negern sind äußerst roh und noch iezt Cannibalen, z. B. die auf der Insel Andaman; andere hingegen sind gelehrig, gutartig und friedfertig, auch wenn sie wegen Mangel an Nahrung kümmerlich leben. Diese zu civilisiren würde leicht seyn, iene aber sehr schwer. Die Verschiedenheit in der Empfänglichkeit für Bildung

beweiset also noch keine Volksverschiedenheit, viel weniger eine Artverschiedenheit.

§. 41.

Wenn also auch die forterbenden Verschiedenheiten in Ansehung des Körpers für die Annahme mehrerer Menschenarten zu sprechen scheinen, so zeigt dagegen, was von der Bildungs- und Culturfähigkeit bei den rohesten und häßlichsten Menschenstämmen bekannt geworden ist, daß iene Annahme nicht gerechtfertigt werden könne. Es ist aber eine lange Zeit dazu erfoderlich, ehe die Aeußerungen des geistigen Lebens im Menschen zu dem Vorzüglichen, dessen sie fähig sind, gelangen. Bei Kindern besteht diese Zeit aus mehreren Jahren, bei ganzen Menschenstämmen hingegen aus vielen Jahrhunderten. Und was von den wissenschaftlichen Erkenntnissen gilt, daß sie nämlich erst in einer langen Reihe von Jahren und durch die Bemühungen mehrerer Bearbeiter derselben, wovon die ersten nur die Anfänge zu solchen Erkenntnissen liefern, die hernach von andern bereichert und verbessert den Nachkommen überliefert wurden, zu Stande kommen; das gilt von Allem, was einen Bestandtheil menschlicher Cultur ausmacht, von guten Sitten, edeln

Gesinnungen, und von den Gefühlen und Darstellungen des Schönen.

Das Fortschreiten der Menschen von der Roheit zur Cultur ist ferner an besondere Bedingungen gebunden, erfodert günstige Verhältnisse und wichtige Ereignisse, die das Nachdenken anregen und zur Ausführung großer Vorsätze Veranlassung geben. Denn muß der Mensch seine Aufmerksamkeit beständig darauf richten, sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen und gegen feindliche Angriffe zu schützen, so wird sein Nachdenken nicht auf höhere Dinge gerichtet werden, und die fortdauernde Beschäftigung mit Kampf und Krieg verhindert die Entwickelung der humanen Gesinnung. Daß also manche Menschenstämme in den Aeußerungen des geistigen Lebens sehr hoch stehen, andere hingegen sehr niedrig, das ist den Umständen, unter welchen sie lebten, und wodurch das Fortschreiten in der Bildung menschlicher Anlagen bei ihnen entweder befördert oder verhindert wurde, zuzuschreiben.

Zur Erläuterung, aber auch zur Bestätigung der Lehre, daß alle Menschen zu einer Art gehören, kann man sich noch auf die Sprache, das unentbehrliche Mittel, zugleich jedoch auch den Repräsentanten der menschlichen Gei-

kelscultur berufen. Alle Sprachen bestehen aus Tönen vom menschlichen Stimmwerkzeuge hervorgebracht, und sind sich hierin einander gleich. Durch die verschiedenen Bestimmungen dieser Töne, und durch die geschickte Anwendung derselben zur Bezeichnung menschlicher Erkenntnisse und Gefühle entstehen aber die großen Verschiedenheiten der Sprachen. Mit der Zunahme und Verbesserung der Erkenntnisse und mit der Ausbildung der geistigen Gefühle werden die Sprachen vollkommener, und iede kann dadurch, so roh sie auch sey, zum Ausdrucke für wissenschaftliche Erkenntnisse und edle Gefühle geschickt gemacht werden. Auch ist es sehr beachtenswerth, daß die Sprachen mancher Menschenstämme, die man für eben so barbarisch hielt, wie die Menschen, welche sie redeten, nach genauer Untersuchung einen Reichthum von Wortformen, eine Regelmäßigkeit in der Verbindung der Wörter und eine Kraft in der Bezeichnung der Gedanken enthielten, wodurch sie zum Ausdrucke der diesen Menschenstämmen noch unbekannten Wahrheiten, sogar der einfachen und erhabenen Lehren des Christenthums tauglich waren, und die Missionäre sie zur Verkündigung dieser Lehren gebrauchen konnten. Die Elemente zu den Ideen, woraus iene Leh-

ren bestehen, müssen also auch schon im geistigen Leben derjenigen vorhanden gewesen seyn, die diese Sprachen gebrauchten; denn sonst würden die Wörter derselben zum Ausdrucke der Lehren gar nicht haben angewendet werden können *).

*) Im 9ten Kapitel der Nachrichten Heckewelder's von den indianischen Völkerschaften, welche ehemals Pennsylvanien bewohnten, sind mehrere hieher gehörige Thatsachen angeführt.

§. 42.

Aus der bisherigen Betrachtung der Beziehungen, worin der Organismus des menschlichen Körpers zum geistigen Leben steht, leuchtet auch schon ein, daß aus den besondern äußern Bestimmungen dieses Organismus nicht schon die Bildung der Geistesfähigkeiten und Neigungen der Menschen erkannt werden könne, oder daß im Aeußern des Menschen sich nicht dessen Inneres offenbare, wie oft behauptet worden ist. Inzwischen kann doch auch den Thätigkeiten des geistigen Lebens nicht aller Einfluß auf den Körper und auf das Entstehen gewisser Besonderheiten in demselben, vorzüglich in Ansehung der Gesichtszüge, abgesprochen

werden. Es ist also noch zu bestimmen, wie weit dieser Einfluß gehe.

§. 43.

Gefühle, Affecten und Leidenschaften haben ihren genau bestimmten Ausdruck im Körper durch Besonderheiten, die sie in der Bewegung der Muskeln, in den Geberden, Blicken des Auges, in der Sprache und deren Ton hervorbringen. Hat nun eine gewisse Art von Affecten und Leidenschaften in einem Menschen öfters statt gefunden, so hinterläßt sie bleibende Spuren in dessen Körper. Auf die Erkenntniß dieser Spuren bezieht sich die Pathognomik, welche auch selten trügt. Denn obgleich Manche durch Kunst es dahin gebracht haben, selbst die heftigsten Leidenschaften in ihr Inneres so zurück zu drängen, daß davon in dem Aeußern fast nichts, oder wohl gar das Gegentheil des natürlichen Ausdruckes jener sichtbar wird; so möchte es doch einem geübten Auge nicht unmöglich seyn, von der zurückgedrängten Leidenschaft die Anzeige im Körper zu entdecken. Das durch Ueberwindung selbstsüchtiger und niedriger Begierden erworbene Gute in der Gesinnung und die Charakterstärke eines Menschen, haben aber auch ihren Ausdruck im

Gesichte, und geben sich zugleich durch die ganze Haltung des Körpers zu erkennen. Daher nehmen manche Menschen schon beim ersten Anblicke für sich ein, und erregen das Zutrauen zu ihrer Redlichkeit und Festigkeit. Dieses aber durch Verstellung zu bewirken, um Andere zu hintergehen, möchte wohl selten gelingen.

§. 44.

Die Physiognomik soll hingegen die Kunst seyn, aus dem Aeußern des Körpers (sowohl dem Ganzen nach genommen, als auch aus der besondern Beschaffenheit einzelner Theile, z. B. der Stirne, der Nase, des Mundes, der Lippen, des Kinnes, der Füße u. s. w.) die Fähigkeiten, natürlichen und erworbenen Neigungen, guten und schlechten Eigenschaften eines Menschen zu erkennen. Zum Beweise der Realität dieser Kunst beruft man sich auf die Wechselwirkung, worin Leib und Seele beständig mit einander stehen, und auf Thatsachen der Erfahrung, nach welchen mit besondern Beschaffenheiten des ganzen Körpers und einzelner Theile desselben auch immer besondere Fähigkeiten und Neigungen der Seele verbunden seyn sollen. Sie ist sehr alt, und man hat es auch weder an Eifer, noch an Vorsicht fehlen lassen,

um ihr Zuverlässigkeit zu verschaffen, was jedoch aus leicht begreiflichen Ursachen nicht hat gelingen wollen. Denn obgleich die Seele nicht erst zu dem Körper, nachdem dieser schon seinen mannichfaltigen Theilen nach ausgebildet ist, als etwas Neues von Außen hinzukommt, sondern vom Anfange ihrer Thätigkeit an in dessen Bildung wirksam eingreift; so ist sie doch nicht dasjenige, was diese Bildung allein bestimmt, und hierauf haben noch andere Dinge einen mächtigen Einfluß. Es ist daher kein hinreichender Grund zu der Behauptung vorhanden, daß mit jeder Besonderheit in der Form der Stirne, der Nase, Lippen u. s. w. auch eine besondere Form der Aeußerung des geistigen Lebens in nothwendiger Verbindung stehe. Was aber die Thatsachen der Erfahrung, wodurch die Physiognomik bestätigt werden soll, betrifft, so besitzen sie keine allgemeine Gültigkeit. Die Weisheit der Physiognomen ward daher auch, wenn sie sich gleich mit großer Vorsicht und Umsicht aussprach, und nicht in eine Zeichendeuterei ausartete, oder mit Aehnlichkeiten zwischen Leib und Seele, welche nur in bildlichen Vorstellungen von beiden vorhanden waren, ein Spiel trieb, wieder durch Thatsachen der Erfahrung zu Schanden gemacht.

Diese Thatsachen bezeugen es nämlich, daß in Menschen von sehr ähnlicher Körperform eine große Verschiedenheit der Fähigkeiten und Neigungen, und auch wieder eine große Aehnlichkeit der Fähigkeiten und Neigungen in Menschen von sehr verschiedener Körperform vorkommt. Selbst die schöpferische Kraft des Geistes offenbart sich nicht immer im Auge. Auch denke man hiebei an die Macht, welche die religiösen Ansichten und Gesinnungen über den Menschen haben, und daß noch kein Physiognom hat sagen können, in welchem Theile des Körpers und wie sie sich darin zu erkennen geben.

Welches Spielwerk die Phantasie seit den ältesten Zeiten in der Physiognomik getrieben habe, zeigt der Abriß der Geschichte und Literatur der Physiognomik von Fülleborn, in den Beiträgen zur Geschichte der Philosophie Stück VIII. S. 1. und Stück IX. S. 164. — Lavater's physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, IV Bände, enthalten das Beste, was über die Physiognomik gesagt worden ist. Es kommt darin manche richtige Beobachtung vor, aber auch eine Menge bloßer Einfälle über die Bedeutung der besondern Formen der Theile des menschlichen Körpers.

Drittes Lehrstück.

Von der Erkenntniß des Menschen.

---

§. 45.

Die Gegenstände der Erkenntniß des Menschen sind theils seine eigene Person und der Wechsel ihrer Zustände, theils die Dinge in der äußern Welt, deren Beschaffenheiten, Veränderungen und Verhältnisse zu einander. Auf diese Dinge hat er seine Aufmerksamkeit zuerst gerichtet, und die Erkenntnisse davon zu erweitern und auszubilden gesucht, wodurch dessen gesammte Cultur den Anfang nahm. Es sind daher auch diese Erkenntnisse zuvörderst zu untersuchen. Indem wir aber die Mittel, wodurch das Wissen von den Dingen in der äußern Welt ausgebildet wird, in Betrachtung ziehen, lernen wir einen der vorzüglichsten Theile der Thätigkeiten und der hieraus entstehenden Zustände des menschlichen Ich kennen.

Erster Abschnitt.

Von der Erkenntniß durch die Sinne.

§. 46.

Daß der Mensch fünf Sinne, als eben so viele in dem Baue seines Körpers gelegene Mittel besitze, zur Erkenntniß des Daseyns und der Beschaffenheiten der Dinge außer ihm zu gelangen, ist eine allgemeine Annahme, gegen deren Richtigkeit auch nichts Bedeutendes hat vorgebracht werden können.

§. 47.

Die durch äußere Dinge bewirkten Reize der aus dem Cerebral-System hervorgehenden und in gewissen Theilen des Körpers sich verbreitenden Nervenzweige sind es, welche das Bewußtwerden iener Dinge bedingen. Einige dieser Zweige breiten aber ihre Enden überall unter der Oberhaut aus, so daß vermittelst derselben an allen mit Haut bedeckten Stellen durch einen Reiz der unter ihr liegenden Nerven Empfindungen entstehen. Diesen Reiz bringen die auf die Haut einen Eindruck machenden Körper, aber auch das Warme, die Hitze, Kälte, das Nasse und Trockene hervor. Andere

Nervenzweige des Cerebral-Systems hingegen sind in der Verbreitung ihrer Enden auf kleine Stellen des Körpers, nämlich auf die Zunge und die Höhlen der Nase eingeschränkt. Endlich giebt es noch Nerven des Cerebral-Systems, die sich in sehr kunstreich eingerichteten Organen verbreiten und die erst durch eine Affection dieser Organe den Reiz erhalten, wodurch Empfindungen entstehen, wie in Ansehung des Hörens und Sehens der Fall ist.

Die Gefühle des Warmen und Kalten, des Nassen und Trockenen sind zwar von den Gefühlen, die durch einen Eindruck auf die äußere Haut entstehen, dem Inhalte nach ganz verschieden. Es ist iedoch kein Grund vorhanden, das Entstehen iener Gefühle auf andere Nerven zu beziehen, als das Entstehen dieser. Als gewiß kann man aber wohl annehmen, daß das Gefühl der Wärme und Kälte durch ganz andere Functionen der Nerven bedingt werde, als die Gefühle des Eindrucks auf die äußere Haut.

Was das Gefühl der Schwere eines Körpers betrifft, so haben daran eigentlich die unter der Oberhaut liegenden Nerven keinen Antheil, sondern es entsteht durch das Bewußtseyn der Anstrengung der Muskeln, welche nöthig ist, um einen schweren Körper mit der Hand von der Erde aufzuheben, oder, wenn er auf die

Schultern und den Kopf gelegt worden ist, um unsern Leib noch aufrecht erhalten, und den Körper von einem Orte zum andern tragen zu können.

§. 47.

Der Sinn des Fühlens ist nicht auf die mit Haut bedeckte Oberfläche unsers Leibes eingeschränkt, sondern auch in den dieser Fläche nahen Theilen des Leibes noch vorhanden. Denn der Druck einer im Fleische sitzenden Kugel, und die Sonde, womit der Chirurgus eine Wunde untersucht, werden gleichfalls empfunden. In den Fingerspitzen ist jedoch iener Sinn am feinsten und uns mit der genauesten Belehrung über die Beschaffenheit der Oberfläche des gefühlten Körpers versehend wirksam. Auf diese Stelle unsers Körpers bezogen, heißt er der Tastsinn. Eine zarte Haut bedeckt die in den Fingerspitzen sich verbreitende Nerven-Substanz, und der, auf der Rückseite des letzten Fingergliedes befindliche Nagel dient nicht nur zum Schutze des Organs, sondern auch zu einem Gegenhalt gegen den auf die Fingerspitzen Eindruck machenden Körper, wodurch die Empfindung der Beschaffenheit der Oberfläche dieses Körpers viel bestimmter wird. Durch die große Beweglichkeit

der Finger und des Schultergelenks ist es dem Menschen möglich, schon mit einer Hand, noch mehr aber mit beiden Händen, einen Gegenstand von allen Seiten zu betasten, und dadurch zur Erkenntniß von seiner Gestalt zu gelangen. Auch verdanken wir dem Tastsinne noch die Erkenntniß derjenigen Beschaffenheit der Oberfläche der Körper, nach der sie eben oder uneben, glatt oder rauh, hart oder weich, spitzig und scharf oder stumpf sind. Doch auch die Ruhe und Bewegung eines Körpers wird durch den Tastsinn empfunden.

§. 48.

Die Empfindungen des **Geschmacks** werden durch die Auflösung schmeckbarer Stoffe im Speichel vermittelt. Denn diese Auflösung bringt allererst, vorzüglich in den auf der Zunge verbreiteten Wärzchen des Geschmacksnerven, denjenigen Reiz hervor, der zum Entstehen jener Empfindungen nöthig ist, und es wird nichts geschmeckt, wenn die Zunge trocken, oder mit Schleim überzogen ist.

Als Arten des Geschmacks können der saure und alkalische, süße und bittere, milde und scharfe angeführt werden. Es giebt jedoch auch noch andere Arten, und bei jeder derselben

kommen viele Stufenunterschiede vor, für deren Bezeichnung es iedoch an Wörtern fehlt, daher sie nach den schmeckbaren Körpern benannt werden.

Beim Menschen gelangt der Sinn des Geschmacks zu einer höhern Ausbildung, als bei irgend einem Thiere, und durch das angenehme und unangenehme Gefühl, das durch die Geschmacksempfindungen mit erregt wird, sind wir im Stande (auch ohne Hülfe der Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit des Geruchs von einem Körper) die Tauglichkeit und Untauglichkeit schmeckbarer Dinge zur Ernährung zu erkennen. Daß iedoch etwas angenehm oder unangenehm schmeckt, ändert sich mit den Jahren und wird auch durch Gewohnheit bestimmt. Uebrigens gewährt der Sinn des Geschmacks mannichfaltige und sehr lebhafte Genüsse, die ein starkes Verlangen danach hervorbringen, wodurch menschliche Thätigkeit erregt, der Mensch aber auch oft ein Sklave dieses Verlangens wird.

Die Zungenwärzchen werden auch durch den Galvanismus in einen Zustand versetzt, der dem durch äußere schmeckbare Dinge hervorgebrachten ähnlich ist. Aber der durch den Galvanismus erregte Geschmack enthält eben so wenig das Schmecken eines obiectiven Dinges,

als das durch den Galvanismus im Auge erregte Licht das Sehen eines bestimmten gegenwärtigen Objects ausmacht.

§. 49.

Das Werkzeug des Geruchs ist der an der innern Seite der Schleimhaut, welche die Nasenhöhlen auskleidet, sich verbreitende Geruchsnerve. Vermittelst gewisser aus der Nasenhöhle in die Mundhöhle steigenden Canäle, die mit einem, von dem eigentlichen Geruchsnerven verschiedenen Nerven versehen sind, entsteht ein Einfluß der empfundenen Gerüche auf das Werkzeug des Geschmacks, so daß die Ausflüsse stark riechender Substanzen auch die Geschmacksnerven afficiren, und dadurch Geschmacksempfindungen hervorbringen. Zu den Bedingungen aber, unter denen allererst Empfindungen des Geruchs entstehen, gehört theils das Einathmen der Luft, theils eine Befeuchtung der Nasenhöhlen, daher wenn diese trocken sind, nichts gerochen wird.

Die Dinge, welche den Geruchsnerven afficiren, sind Ausströmungen aus den riechenden Körpern, die oft aus unermeßlich feinen Stoffen bestehen müssen. Daß aber manche Dinge, die in Ansehung ihrer Beschaffenheiten

höchst verschieden sind, fast einerlei Geruch haben, kann daraus abgeleitet werden, daß die Unterschiede des Geruchs derselben zu fein sind, als daß sie von uns bemerkt werden könnten, oder daraus, daß die von ihnen ausströmenden riechenden Stoffe nicht so verschieden sind, wie ihre übrigen Beschaffenheiten.

Es giebt eine unermeßliche Mannichfaltigkeit der Gerüche. Aber hierin, so wie auch in der geringen Klarheit derselben, ist der Grund enthalten, daß es noch nicht hat gelingen wollen, sie zu classificiren, und iede Classe mit einem eigenen Namen zu versehen. Man hat sie daher entweder nach den Körpern, welchen sie eigenthümlich sind, oder nach der Beziehung auf deren Geschmack benannt.

Die Bestimmung des Geruchs stimmt in so fern mit der des Geschmacks zusammen, als er gleichfalls dazu dient, die Zuträglichkeit der Nahrungsmittel für den menschlichen Organismus zu erkennen, und zum Genusse dieser Nahrungsmittel auffodert. Beim Menschen überwindet iedoch die Annehmlichkeit des Geschmacks eines Körpers oft das unangenehme Gefühl, welches dessen Geruch verursacht. Dadurch ist aber der Geruch unentbehrlich zur Erhaltung des Lebens, daß er uns über die Beschaf-

fenheit der Luft, die wir einathmen, belehrt, und wenn diese schädliche Dinge für das Leben enthält, dagegen warnt.

In Ansehung des Umfanges und der Feinheit des Geruchs steht der Mensch gewiß vielen Thieren nach, da er sonst sie alle in Ansehung der sinnlichen Empfindungen übertrifft. Denn weil die Thiere bloß durch den Geruch in Stand gesetzt werden, die ihrem Organismus angemessene Nahrung zu erkennen, so ward ihnen auch ein ausgebildeteres Geruchswerkzeug zu Theil. Ferner entwickelt sich im Menschen der Geruch viel später, als ein anderer Sinn und insbesondere als der Geschmack. Daß aber Gerüche einen großen Einfluß auf das Nerven-System haben, Kopfschmerzen, Ohnmachten und Eckel erzeugen, muß auch mit darauf bezogen werden, daß der Mensch durch den Geruch gegen das Einathmen schädlicher Dünste gewarnt werden sollte.

Es gehört zu den bewunderungswürdigsten Einrichtungen der thierischen Natur, daß das angenehme und unangenehme Gefühl, wovon die Empfindungen des Geruchs und des Geschmacks begleitet werden, dazu dient, dem Thiere anzuzeigen, welche Körper ein seinem Organismus angemessenes und taugliches Nahrungsmittel, und welche es nicht sind.

§. 50.

Die durch Schwingungen elastischer Körper hervorgebrachten Erschütterungen oder Bebungen der Luft sind die äußern Ursachen des **Hörens**. Diese Erschütterungen, welche man auch Schallstrahlen nennt, afficiren, nachdem sie bis zum äußern Ohr gelangt sind, zunächst das Paukenfell, pflanzen sich alsdann durch die Kette der Gehörknöchelchen bis zum Wasser im Labyrinthe fort, dessen Bewegung die zum Hören erfoderliche Thätigkeit des Gehörnerven erzeugt. Da es nur Erschütterungen der zum innern Ohr gehörigen Theile sind, wodurch diese Thätigkeit hervorgebracht wird, so läßt sich auch begreifen, wie durch Erschütterungen des Schädels, die sich bis zu ienen Theilen fortpflanzen, gleichfalls ein Hören, aber, der Beobachtung gemäß, nur ein auf starke und einfache Töne eingeschränktes erzeugt werden kann.

Der allgemeine Ausdruck für die Empfindungen des Gehörs ist **Schall**. Dieser wird **Geräusch** genannt, wenn die Erschütterungen der Luft, wodurch er hervorgebracht wird, weder durch's Gehör, noch auch durch Versuche bestimmbar sind; ist aber die Zahl der Erschütterungen (deren zum wenigsten dreißig in

einer Sekunde statt gefunden haben müssen, wenn sie von einem menschlichen Ohre sollen vernommen werden können) bestimmbar, so heißt der Schall ein Ton, in Ansehung dessen fünf Hauptarten (Grundtöne) unterschieden werden. Der Ton ist ein hoher, wenn die Lufterschütterungen schneller, ein tiefer hingegen, wenn sie langsamer statt finden. Die Sanftheit und Rauheit der Töne hängt aber von der Natur des Körpers ab, welcher die Lufterschütterungen hervorgebracht hat.

Vor den Empfindungen der übrigen Sinne zeichnen sich die Töne dadurch aus, daß sie am leichtesten erregbar sind und in einem Zustande noch vernommen werden können, worin durch die übrigen Sinne nichts mehr empfunden wird; ferner können Töne bei einer schnellen Folge auf einander, und nach den feinsten Abstufungen, die daran vorkommen, ja sogar, wenn sie in großer Anzahl zu gleicher Zeit empfunden wurden, noch immer unterschieden, und auch größtentheils durch das menschliche Sprachwerkzeug nachgeahmt werden.

Der Schall wird nicht nur als etwas von unsern Ohren Entferntes vernommen, sondern wir werden auch durch Uebung in den Stand gesetzt, die Gegend, woher er kommt, oder die

Richtung desselben zu bemerken, und aus seiner Stärke die Nähe und Entfernung, aus der er zu uns gelangt, zu erkennen, vorzüglich wenn uns die Stärke des Tons, den ein Gegenstand in der Nähe hervorbringt, bekannt ist.

Einzelne Töne erregen schon starke angenehme und unangenehme Gefühle; noch weit mehr ist dies aber der Fall in Ansehung der Verbindung und der Folge der Töne auf einander. Die gleichzeitige Verbindung der Töne wird Accord, die Folge derselben nach einander Melodie, und die Fähigkeit sich der dadurch erregten angenehmen oder unangenehmen Gefühle lebhaft bewußt zu werden, das musikalische Gehör genannt. In Ansehung dieser Fähigkeit scheint etwas Angebornes zu Grunde zu liegen, denn manchen Menschen sind gewisse Töne und Dissonanzen sehr zuwider. Es ist jedoch auch Uebung und Bildung dazu erforderlich, wenn das Angenehme und Unangenehme in den Tönen lebhaft gefühlt werden soll. Sehr groß ist aber der Einfluß, den die Musik so wohl auf das organische, als auch auf das psychische Leben besitzt. Es sind dadurch Krankheiten vermindert, Leidenschaften geschwächt, Bewegungen des Gemüths, vorzüglich Muth und Mitleiden erregt, und sogar religiöse Gefühle,

ohne ihrer Aechtheit und Reinheit Abbruch zu thun, erhöhet worden. Auch findet ein eigener Einfluß der Gehörsempfindungen auf die Nerven der willkürlichen Muskeln statt, wie aus den Bewegungen erhellet, die im menschlichen Körper, vorzüglich in den Armen und Füßen, durch Musik, und bei rohen Menschen sogar durch Geräusch veranlaßt werden.

Es ist neuerlich die Entdeckung gemacht worden, daß unter allen Sinnwerkzeugen keines so verschieden bei den Individuen modificirt ist, als das Gehör. Diese Verschiedenheit betrifft nicht bloß den äußern Theil desselben in Ansehung der Gestalt und Größe, sondern auch die Gehörknöchelchen. Was iedoch diese zum Hören und zur Bestimmung der Gehörsempfindungen beitragen, liegt noch gänzlich im Dunkeln.

Daß manche Menschen gewisse Töne fast gar nicht, oder doch nur sehr unvollkommen nachsprechen können, welches vorzüglich bei den verschiedenen Menschenstämmen sehr auffallend ist, hängt wohl nicht davon ab, daß sie diese Töne nicht vernehmen könnten, sondern davon, daß sie das Sprachwerkzeug in der Hervorbringung derselben, oder der ihnen ähnlichen, gar nicht geübt haben.

§. 51.

Die von den selbstleuchtenden oder erleuchteten Körpern ins Auge fallenden Lichtstrahlen sind der äußere Grund des Sehens. Denn nachdem diese Strahlen die Häute und die mehr oder weniger flüssigen Körper, woraus die vordern Theile des Auges bestehen, durchdrungen haben, afficiren sie die Netzhaut, eine dünne Ausbreitung der Substanz des Augennerven. Mit dieser Affection steht aber eine dadurch bewirkte Thätigkeit desjenigen Theils des Sehnerven in Verbindung, welcher sich im Gehirn verbreitet und einen sehr großen Theil desselben ausmacht.

Durch das Auge gelangen wir zur Erkenntniß der Gestalt, Farbe und der Nähe oder Entfernung der gesehenen Gegenstände. Obgleich aber diese Gegenstände immer als außer dem Auge befindlich wahrgenommen werden — denn die, durch einen Schlag oder Druck auf das Auge im Dunkeln, entstandene Empfindung von einem Lichte im Auge, ist noch kein Sehen —, so ist doch die Nähe und Entfernung des Gesehenen nicht schon, wie dessen Gestalt und Farbe, in der Gesichtsempfindung enthalten oder gegeben, sondern die Erkenntniß davon wird erst allmälig und durch Anwendung

verschiedener Mittel erlangt, wobei aber leicht Irrthum vorkommen kann. Dieselbe Bewandniß hat es mit dem Erkennen der Größe der gesehenen Gegenstände. Es gelangt auch erst nach und nach und durch viele Uebungen zu einiger Richtigkeit, vorzüglich in Ansehung der vom Auge weit entfernten Dinge.

Ueberhaupt kommen bei den Empfindungen keines der übrigen Sinne so viele Unrichtigkeiten und Täuschungen vor, als bei denen des Gesichts, wovon der Grund darin liegt, daß das richtige und genaue Sehen erst langsam erlernt wird, daß es ferner von der Vollkommenheit aller Theile des Auges, wodurch die Einwirkung des Lichtes auf den Sehnerven bestimmt wird, und auch noch von andern besondern Bedingungen abhängt. Dem Mangel jener Vollkommenheit ist es nämlich zuzuschreiben, daß Manche, die sonst gut in der Nähe und Ferne sehen, keine Farbenunterschiede erkennen, daher ihnen die gesehenen Gegenstände wie die farbenlosen Figuren in einem Kupferstiche vorkommen, und daß Andere einzelne Farben, z. B. grün und blau, oder blau und roth nicht zu unterscheiden vermögen. Ferner gehört hieher das Doppeltsehen und das Halbsehen. Zu den besondern Bedingungen des richtigen Sehens

gehört aber, daß das ins Auge fallende Licht nicht zu helle, und der gesehene Gegenstand nicht zu entfernt sey.

Mit Recht ist das Gesicht der edelste der Sinne genannt worden. Ihm verdanken wir nämlich die Erkenntniß von dem großen Umfange der Welt, von der Menge und Entfernung der Himmelskörper, von der unermeßlichen Mannichfaltigkeit der Dinge auf unserer Erde, von dem Schönen und Erhabenen in der Natur, und diese Erkenntniß kann durch Verwendung der Aufmerksamkeit auf ihren Inhalt und dessen Verschiedenheit zu einem Grade von Deutlichkeit erhoben werden, zu dem sich keine Erkenntniß durch einen andern Sinn bringen läßt. Endlich kommt auch im Auge eine Einrichtung vor, die einen innigen Zusammenhang seiner Zustände mit dem gesammten organischen und geistigen Leben des Menschen verkündigt. Denn der Glanz der Augen richtet sich immer nach der Beschaffenheit dieses Lebens, und jeder Zustand des Gemüths wird durch die Blicke des Auges verkündigt. Man kann daher mit Recht sagen: Wie sich die Außenwelt durch das Auge dem menschlichen Geiste offenbart, so offenbart dieser Geist durch das Auge auch wieder was in ihm vorgeht. Es ist dies

gleichsam eine Sprache, die ieder Mensch und auch schon das Kind versteht, wenn darin zu ihm gesprochen wird. Denn was der freundliche und zärtliche Blick der Eltern sagen will, weiß das Kind, sobald es sehen kann, und mit dem Verstehen dieses Blickes fängt das Band sich zu bilden an, wodurch das Kind mit den Eltern vereinigt wird.

Wie langsam der Mensch dazu gelange, die Gestalt, Farbe und Entfernung der Körper zu erkennen, darüber enthält die Geschichte des von dem englischen Wundarzte Cheselden operirten blinden Knaben sehr lehrreiche Thatsachen. Sie ist in den Philosophical Transactions, v. J. 1728. No. 402. und ein Auszug daraus in der Anthropologie von Baer, Th. I. S. 229 f. mitgetheilt.

Die Bestimmung der Art und Weise, wie das Sehen entsteht, hat den Physiologen viel zu schaffen gemacht. Einige haben das Auge mit einem Spiegel verglichen, worin ein dem gesehenen Gegenstande gleiches Bild sichtbar wird. Die Meisten geben es aber für eine Camera obscura aus und sagen: die von den gesehenen Gegenständen ins Auge fallenden Lichtstrahlen bilden diese Gegenstände auf der Netzhaut umgekehrt und im Kleinen ab, und aus dem Empfinden dieser Abbildung, wozu iedoch nicht ein zweites Auge, das hinter der

Netzhaut befindlich wäre, erfoderlich seyn soll, entstehe das Sehen. Allerdings ist zwar die Annahme eines umgekehrten und kleinen Bildes von dem gesehenen Gegenstande auf der Netzhaut der Einrichtung des Auges gemäß, wie die Optik zeigt. Auch kann das Bild in dem aus Leichnamen der Thierkakerlaken genommenen Auge, hinten durch die durchsichtige harte Haut leicht gesehen werden. Bei den andern Säugethieren wird es aber auch wahrgenommen, wenn der Theil der harten Haut, welcher in der Augenaxe liegt, vorsichtig weggeschnitten worden ist. Daß iedoch das Sehen aus dem Empfinden dieses Bildes bestehe, ist gar nicht wahrscheinlich. Denn bestände es daraus, so müßte erstens, weil im Bilde der gesehene Gegenstand umgekehrt dargestellt wird, dieser auch umgekehrt gesehen werden. Um diese Schwierigkeit aufzuheben, hat man verschiedene Voraussetzungen gebraucht. Nach Einigen sollen wir nämlich anfänglich alles in umgekehrter Lage sehen und erst nach und nach durch die Belehrung über die wahre Stellung des gesehenen Gegenstandes vermittelst des Tastsinnes dazu gelangen, nichts umgekehrt zu sehen. Allein diese Voraussetzung streitet mit den bei sehend gewordenen Blinden, z. B. bei dem durch Cheselden operirten Knaben, angestellten Beobachtungen, und die Richtigkeit der Beobachtung, daß sehend gewordene Blinde anfänglich alles umgekehrt gesehen hätten, wird

daher mit Recht bezweifelt. Andere nehmen hingegen an, um das Sehen in gerader Stellung zu erklären, diejenigen Theile des Bildes auf der Netzhaut, die unten und auf der linken Seite stehen, würden bezogen auf den obern Theil und auf die rechte Seite des gesehenen Gegenstandes, woher die Lichtstrahlen gekommen sind, welche die untern und auf der linken Seite befindlichen Puncte des Bildes hervorgebracht haben. Um jedoch eine solche Beziehung vorzunehmen, müßte das Ich sowohl das Bild auf der Netzhaut, als auch den äußern Gegenstand sehen, und überdies noch eine Kenntniß von der Richtung der Lichtstrahlen, die sie beim Durchgange durch die vordern Theile des Auges erhalten, besitzen. Diese Kenntniß verdanken wir aber allererst der Optik; und daß beim Sehen ein Bewußtseyn des Bildes auf der Netzhaut vorhanden wäre, ist gegen die Erfahrung. Zweitens müßte, wenn die Empfindung des Bildes auf der Netzhaut das Sehen ausmachte, zum wenigsten anfänglich, alles so klein, wie es im Bilde dargestellt wird, und wegen der Wölbung der Netzhaut, wonach sich die Form des Bildes richtet, auch gekrümmt gesehen werden, was jedoch gar nicht der Fall ist. Drittens würde uns, wenn wir beim Sehen das Bild auf der Netzhaut empfänden, alles Gesehene als im Auge gegenwärtig, nicht aber als außer demselben vorhanden vorkommen. Denn wollte man annehmen, daß bei dem Sehen

der Dinge außer uns die Belehrung durch den Sinn der Betastung zu Hülfe komme und das Sehen berichtige, so wäre dies mit der Erfahrung streitend. Chefelden's Knabe sahe, als er die Fähigkeit des Sehens erhalten hatte, die Dinge nicht in seinem Auge, sondern außer demselben, aber in geringer Entfernung, so daß es ihm vorkam, als wenn sie die Augen fast berührten. Ferner läßt sich schon bei manchen Kindern, die nur drei bis vier Wochen alt sind, und deren Tastsinn noch sehr wenig in der Erkenntniß äußerer Dinge geübt ist, bemerken, daß sie die Augenaxen auf hellleuchtende Gegenstände richten, und diesen Gegenständen näher zu kommen suchen, um sie besser zu erkennen, welches nicht geschehen würde, wenn bei ihnen das Sehen ein Empfinden des Bildes auf der Netzhaut ausmachte.

Die Erforschungen des Baues des menschlichen Auges, die Bestimmung der Brechung der Lichtstrahlen bei ihrem Durchgange durch die vordern Theile des Auges, und die Aufsuchung der Bedingungen, unter welchen ein genaues Sehen statt findet, sind höchst schätzbar. Sie haben uns nämlich mit einem der kunstreichsten Erzeugnisse der Natur bekannter gemacht, sind zur Entdeckung des richtigen Heilverfahrens bei kranken Augen unentbehrlich, und haben zur Verfertigung solcher Werkzeuge geführt, wodurch die Kraft in der Nähe und in der Ferne zu sehen sehr verstärkt wird. Aber man

glaube doch ia nicht, durch iene Erforschungen auch das Sehen, in wie fern es aus einer Function des geistigen Lebens besteht, bestimmt und erklärt zu haben. Das ganze, mit Aeußerungen des organischen, aber auch des durch Blicke sich verkündigenden geistigen Lebens versehene Auge, und nach seinen vordern und hintern, d. i. in das Gehirn sich verbreitenden Theilen nach genommen, vermittelt das Sehen, und daß wir dadurch Obiecte außer uns in der Nähe und Ferne erkennen. Das Bild auf der Netzhaut ist nicht der Gegenstand der Gesichtsempfindung, sondern es bringt nur denienigen Reiz im Sehnerven hervor, der zum Erkennen der Obiecte außer dem Auge erfoderlich ist. Dies erhellet auch aus der Erscheinung, daß ein Gegenstand, der mit einem blauen Glase vor dem einen, und mit einem gelben vor dem andern Auge gesehen wird, grün, oder mit einem blauen Glase vor dem einen, und mit einem weißen vor dem andern Auge, hellblau aussieht. Denn hieraus folgt, daß die Beschaffenheit der Farbe der gesehenen Dinge durch die Thätigkeit des Sehnerven hinter der Netzhaut mit bestimmt werden müsse. Es ist zur Erklärung des Sehens weiter keine Voraussetzung nöthig, als die der Natur des Sehens und dem Baue des Auges angemessene, daß nämlich die beim Sehen thätige Erkenntnißkraft durch diesen Bau befähigt werde, gegenwärtige Obiecte außer dem Auge zu er-

kennen, wie in dem folgenden §. noch deutlicher dargethan werden wird.

Daß wir mit beiden Augen nur einfach sehen, wird mehrentheils daraus abgeleitet, daß eine gleiche Affection von den Sehnerven der beiden Augen ins Gehirn gelangt, und für diese Ableitung spricht die Thatsache, daß durch die geringste Veränderung der Affection beider Augen (vermittelst des Druckes des einen Auges nach der Nase, oder nach den Schläfen zu) die Gegenstände doppelt gesehen werden.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, welcher von den beiden edlern Sinnen der wichtigere sey. Die Unentbehrlichkeit der vom Gehör abhängigen Sprache für die Ausbildung des Verstandes ist unbestreitbar. Aber das Gesicht versieht uns mit den, das Nachdenken über die Größe, Mannichfaltigkeit und Vortrefflichkeit der Dinge in der äußern Welt am meisten belebenden Kenntnissen. In Rücksicht auf die Erhaltung des physischen Daseyns ist jedoch das Gesicht unentbehrlicher, als das Gehör. Denn fehlte dem menschlichen Geschlechte das Gehör, so würde es doch noch durch Hülfe der übrigen Sinne für seine Erhaltung sorgen, und eine sich nähernde gefährliche Sache sehen können. Fehlte ihm aber das Gesicht, so bliebe ihm die Gefahr, in einen nahen Abgrund zu stürzen oder ins Wasser zu fallen, nnbekannt, und ein blindes Menschengeschlecht hätte nicht bestehen können. Den in

der Gesellschaft sehender Menschen lebenden Blinden schützt aber die Fürsorge dieser vor einem solchen Unglück. Daher haben auch die Blindgebornen ein sehr lebhaftes Gefühl ihrer Abhängigkeit von Andern, welches die Gesinnung der Demuth, die bei ihnen allgemein angetroffen wird, hervorbringt.

§. 52.

Das Erkennen äußerer Dinge vermittelst der Sinne ist ein unmittelbares, d. h. nicht erst durch ein Vorstellen bewirktes, sondern ein Bewußtseyn des uns gegenwärtigen Daseyns der Dinge selbst. Die Erkenntniß der gegenwärtigen Dinge durch die niedern Sinne ist iedoch anders bestimmt, als die durch's Gehör und Gesicht.

Unter der, die Oberfläche unsers Leibes bedeckenden Haut, welche das Gemeingefühl (§. 22.) auf den Umfang des Leibes beschränkt und gleichsam eine Scheidewand zwischen ihm und der äußern Welt bildet, breiten sich Nervenenden aus, durch deren ins Gehirn gelangenden Reiz Empfindungen von den äußern Dingen entstehen. Diese Dinge werden aber als an der Stelle unsers Leibes vorhanden empfunden, auf deren Nerven sie einwirkten. So verhält es sich mit dem durch den Sinn des

Fühlens und der Betastung Empfundenen, und eben so auch mit den Gefühlen des Warmen, Kalten, Trockenen und Nassen. Wir haben ferner den Geruch in der Nase und den Geschmack auf der Zunge, und beide gehen nicht auf etwas von ihren Werkzeugen Entferntes, wenn auch die Stoffe, wodurch sie erregt werden, von entfernten Körpern herrühren, wie vorzüglich in Ansehung des Geruchs der Fall ist. Durch's Gehör und Gesicht hingegen erkennen wir die Gegenwart solcher Dinge, welche die Werkzeuge derselben nicht berühren, sondern in geringerer oder größerer Entfernung davon vorhanden sind.

Von den Empfindungen der niedern Sinne macht das Gefühl unsers Leibes und seiner Theile eine unentbehrliche Bedingung aus. Denn fehlt dieses Gefühl, z. B. das der Hand, so ist keine Empfindung des dieselbe berührenden Harten und Weichen, Warmen und Kalten vorhanden. Und hätte iemand kein Gefühl der Nase, so würde er auch nichts riechen. Zum Sehen ist hingegen kein Gefühl des Auges und zum Hören kein Gefühl des Ohres erfoderlich; auch können wir immer nur etwas von beiden Sinnorganen Entferntes durch dieselben empfinden.

Ueber den Grund davon nun, daß wir durch's Gesicht und Gehör das von unserm Leibe Entfernte erkennen, läßt sich nicht anders urtheilen, als daß er in derjenigen Einrichtung dieser Sinne enthalten sey, nach welcher, was die Nerven derselben reizt und in die zum Empfinden nöthige Thätigkeit versetzt, erst vermittelst mehrerer Apparate (der Flüssigkeiten im Auge und der Knöchelchen im Ohre) zum Einflusse auf die Nerven gelangt, und die Thätigkeit dieser dadurch besonders bestimmt.

Die Objectivität des Empfundenen und das Bewußtseyn davon, daß dieses nicht ein Erzeugniß unsers Ich aus innern Ursachen sey, ist bei allen Arten der Empfindungen durch die Sinne vorhanden, und bleibt sich in denselben immer gleich, wie jeder finden wird, der auf die Naturbeschaffenheit der sinnlichen Empfindungen, und auf ihren Unterschied von Vorstellungen und Gedanken einige Aufmerksamkeit beweist. Die Empfindung ist nur dadurch erst Empfindung, daß sie aus dem Bewußtseyn eines gegenwärtigen Objectiven besteht.

§. 53.

Das eben Angeführte streitet ganz und gar mit der bei den Seelenforschern und Phi-

losophen in England, Frankreich und Deutschland herrschend gewordenen Lehre von der Naturbeschaffenheit der sinnlichen Empfindungen, nach welcher Lehre das Empfinden aus einem bloßen Vorstellen äußerer Dinge bestehen soll, weil in der Seele, wegen der geistigen Natur derselben, nichts Körperliches vorhanden, und sie auch da nicht wirksam seyn kann, wo sie nicht gegenwärtig ist. Aus dieser Lehre entstanden sogleich Zweifel über das obiective Daseyn der Körperwelt, die gar bald zum Idealismus Veranlassung gaben, welcher die Grundlage der neuern philosophischen Systeme in Deutschland geworden ist und zu sehr spitzfindigen Speculationen geführt hat, um dadurch zu zeigen, wie zu dem Bewußtseyn der Vorstellungen, woraus alle sinnliche Empfindungen bestehen sollen, ein Obiect hinzukomme. Dieienigen aber, welche die äußere Erfahrung nicht für etwas aus Trugbildern Bestehendes gehalten wissen wollen, waren bemüht, an den Vorstellungen, woraus die Erfahrung zusammengesetzt seyn soll, Eigenschaften nachzuweisen, aus denen sich mit Sicherheit auf äußere Obiecte, die ihrem Entstehen zu Grunde liegen, schließen lasse.

Es wird also nöthig seyn, uns darüber zu rechtfertigen, daß wir in der Bestimmung

der Naturbeschaffenheit der Erkenntniß durch sinnliche Empfindungen den berühmtesten Philosophen neuerer Zeit widersprochen, und ihnen dadurch ein Verkennen iener Beschaffenheit Schuld gegeben haben. Um aber Mißverständnissen vorzubeugen, fügen wir zuvörderst dem im vorhergehenden §. Behaupteten noch einige besondere Bestimmungen bei.

Gleichwie das Ich seinen Leib als etwas Obiectives fühlt, und dadurch dessen Seyn, Ausdehnung und Lebenszustände ohne Hülfe einer Vorstellung davon erkennt (§. 22); eben so besitzt das Ich in den äußern Empfindungen ein Bewußtseyn der Gegenwart obiectiver Dinge, die entweder die Oberfläche des Leibes berühren, oder davon in geringerer und größerer Entfernung vorhanden sind. Dieses Bewußtseyn ist eine besondere Art der Aeußerungen des geistigen Lebens, die durch einen Reiz der Sinnesnerven, der eine individuell bestimmte organische Lebensthätigkeit des Gehirns erzeugt, bedingt wird.

Das eben Angeführte enthält bloße Thatsachen der Erfahrung in Ansehung der Empfindungen. Es entsteht also die Frage: Wie soll man diese Thatsachen erklären? Ganz unstreitig muß aber wohl die Erklärung den Re-

geln der Naturforschung angemessen seyn. Wir denken daher in Beziehung auf die, uns ein obiectives Seyn vorhaltenden Empfindungen eine im Real-Grunde des geistigen Lebens vorhandene Kraft, wovon die Empfindungen ihren oben angegebenen Eigenthümlichkeiten nach die Wirkungen ausmachen. Wie iedoch diese Wirkungen möglich sind, gestehen wir gern nicht begreiflich machen zu können. Es läßt sich ia aber auch weder die Anziehung, welche Körper gegen einander ausüben, noch auch die Bildung, welche die organische Lebenskraft hervorbringt, begreiflich machen, und gleichwohl werden die zur Hervorbringung derselben zureichenden Kräfte in den Naturwissenschaften als unbestreitbar angenommen. Es ist aber von selbst einleuchtend, daß mit der Annahme einer im Erzeugen der Empfindungen äußerer Dinge sich thätig beweisenden Kraft der Seele, alle Voraussetzung davon als ganz unnöthig wegfällt, daß das Aeußere und Körperliche in die Seele eingehen müsse, damit diese zum Bewußtseyn davon gelange. Und so wenig die Seele, wenn sie sich ihrer Zustände in der vergangenen Zeit durch Erinnerung derselben bewußt wird, über ihr gegenwärtiges Seyn hinauszugehen, und in einem Theile der Zeit,

worin sie nicht mehr existirt, zu wirken braucht; eben so wenig macht unsere Theorie über die sinnlichen Empfindungen die Voraussetzung nöthig, die Seele sey da wirksam, wo sie doch nicht seyn kann. In dieser Theorie ist aber nicht die Behauptung enthalten, daß zu den Empfindungen keine dieselben ausbildende Thätigkeit des Verstandes hinzukomme und, die in den Empfindungen gegebene Erkenntniß zu höherer Vollkommenheit steigere. Die Verhältnisse der empfundenen Gegenstände zu einander, besonders die ursachliche Verbindung derselben, sind nichts in der Empfindung schon Vorhandenes, sondern etwas vom Verstande erst Hinzugedachtes. Auch wird durch unsere Lehre von der Naturbeschaffenheit des Empfindens dem Verstande nicht die Fähigkeit abgesprochen, vermittelst der Begriffe und Urtheile die Erkenntniß durch die Sinne von den Dingen in der äußern Welt sehr zu erweitern und wissenschaftlich auszubilden. Diese Fähigkeit aufzuklären werden wir in der Folge bemüht seyn.

Von welcher Art sind denn aber die Gründe, womit die Lehre, daß alles Empfinden aus einem Vorstellen bestehe, hat bewiesen werden sollen? Der eine Grund ist ein metaphysischer, aus dem Begriffe von einer geistigen Substanz, die,

als solche, nichts Körperliches in sich aufnehmen kann, entlehnter. Er setzt jedoch voraus, daß das Bewußtseyn von Körpern durch ihre Gegenwart in der Seele bedingt angenommen wird, und soll diese Annahme als unmöglich darstellen. Der zweite Grund scheint sich auf Beobachtungen über das Ich zu stützen, nach welchen dasselbe nicht über sich selbst und über das Organ des Bewußtseyns, oder über das Gehirn hinaus wirksam seyn kann. Auf das, was die Beobachtung von dem Empfinden, von dessen Beschaffenheiten und Bedingungen bezeuget, ist in jener Lehre gar keine Rücksicht genommen worden. Wenn man sie daher mit den Thatsachen der Erfahrung vergleicht, und diese danach auszulegen versucht, so wird auch deren Falschheit vollkommen einleuchtend. Die Natur hat nämlich in der Einrichtung unsers Bewußtseyns besondere, uns aber unbekannte Veranstaltungen getroffen, daß dasjenige, was eine Bestimmung unsers Ich ausmacht, nicht für etwas objectiv Vorhandenes, und auch dieses nicht für eine Bestimmung jener Art gehalten werde. Hievon hängt die naturgemäße Führung des Lebens ab, so weit unsere Erkenntnisse darauf Einfluß haben. Erst in außerordentlichen Zuständen unserer Natur, im

Traume, in der Fieberhitze und in den Seelenkrankheiten, nehmen die Vorstellungen die Gestalt der Empfindungen gegenwärtiger äusserer Dinge an, und erzeugen dadurch Täuschungen. Daß aber Empfindungen sich in bloße Vorstellungen für das Bewußtseyn verwandelten, davon ist noch bei keinem Menschen der Fall vorgekommen. Die Lehre, nach der alles Empfinden aus einem Vorstellen gegenwärtiger Dinge bestehen soll, läßt sich daher auch weder mit dem, was wir vom Unterschiede der Empfindungen von den Vorstellungen wissen, noch mit dem vereinigen, was uns von der Verschiedenheit der Gesetze beider in Ansehung ihres Ursprungs bekannt ist, wie schon folgendes genügend darthun wird.

Erkennt die Seele alles durch ein Vorstellen, so besteht auch das Gefühl ihres Leibes und seiner Lebenszustände aus Vorstellungen. Wie können denn aber in diesen Vorstellungen die Lust, der Schmerz und die Angst gegeben seyn, die so oft mit jenem Gefühle verbunden vorkommen? Und die Vorstellungen von Hunger und Durst bringen ja auch nicht die Leiden hervor, welche aus dem Gefühle der Bedürfnisse des Körpers in Ansehung seiner Erhaltung durch Nahrungsmittel entstehen. — Vor-

stellungen von uns bekannten Dingen können wir nach Belieben entstehen, und wenn sie entstanden sind, vergehen lassen. Etwas aber zu empfinden, das nicht gegenwärtig ist, oder die Fortdauer einer Empfindung zu unterbrechen, so lange der Reiz auf die Sinnwerkzeuge, wodurch sie entstand, noch vorhanden ist, steht nicht in unserm Belieben. — Wird ein Gegenstand mit einem blauen Glase vor dem einen Auge und mit einem gelben vor dem andern betrachtet, so sehen wir ihn grün. Bringen wir aber von einem Gegenstande durch die Einbildungskraft ein blaues Bild, und neben diesem Bilde auch von demselben Gegenstande ein gelbes Bild hervor, die beiden Bilder gehen nicht in ein grünes über. — Haben wir das Falsche, das in der Vorstellung von etwas vorkommt, entdeckt, so können wir danach auch die Vorstellung sogleich berichtigen, wenn darin etwa jenes wieder vorkommen sollte. Hat jemand aber die Entdeckung gemacht, daß der in der Entfernung als rund gesehene Thurm eckig sey, so vermag er nicht, wenn er ihn wieder in der Entfernung sieht, die Empfindung davon nach seinen bessern Einsichten von der wahren Gestalt desselben, zu berichtigen und sie in die Empfindung eines runden Thurmes umzuändern. Die aus der

Brechung der Lichtstrahlen entstandenen Lufterscheinungen oder Luftbilder lassen sich auch nicht abändern, nachdem die dabei vorkommende Täuschung entdeckt worden ist. — Durch ihre Lebhaftigkeit sollen sich, wie meistentheils behauptet wird, die Vorstellungen, die wir für Empfindungen gegenwärtiger Dinge halten, von denjenigen hauptsächlich unterscheiden, in Ansehung welcher dies nicht der Fall ist. Nun können wir uns einen abwesenden Freund sehr lebhaft und als gegenwärtig vorstellen. Kein Mensch wird es aber im gesunden Zustande seines Geistes dahin bringen können, daß der Freund von ihm als gegenwärtig gesehen werde.

Auch verdient noch angeführt zu werden, daß man, wenn die Lehre, das Empfinden bestehe aus einem Vorstellen, richtig wäre, den Thieren, die man iezt wohl nicht mehr mit dem Des Cartes für lebende Maschinen ausgeben wird, alle zur Erhaltung ihres Lebens unentbehrliche Erkenntniß absprechen, und die Belehrungen, welche wir der vergleichenden Anatomie in Ansehung der Verschiedenheit der Sinnwerkzeuge und der Empfindungen der Thiere zu verdanken haben, für Träumereien ausgeben müßte. Von dem Thiere wäre als-

dann nämlich anzunehmen, daß sein Empfinden auch nur ein Vorstellen sey. Wie könnte es dadurch aber zu einer Erkenntniß äußerer Objecte gelangen? Vermittelst der Schlüsse aus gewissen Beschaffenheiten seiner Vorstellungen von solchen Objecten doch gewiß nicht; denn es kann ja keine Schlüsse machen.

Endlich verwirrt auch die bisher bestrittene Lehre von der Beschaffenheit des Empfindens dadurch alle Erkenntniß von der Natur des Menschen und der Thiere, daß nach derselben beiden die Fähigkeit, den eigenen Leib willkürlich zu bewegen, abgesprochen werden muß. Denn kann die Seele nicht über ihr Selbst hinaus wirken, so kann sie auch nicht den Anfängen der Bewegungsnerven im Cerebral-System eine Erregung beibringen; und die Vorstellungen in der Seele sollen doch wohl nicht jene Nerven in Bewegung setzen? Des Cartes leugnete auch jeden unmittelbaren Einfluß der menschlichen Seele auf ihren Leib, aber freilich aus theologischen und kosmologischen Gründen, nämlich aus der Unveränderlichkeit Gottes und aus der deshalb nothwendigen Unveränderlichkeit der Bewegung in der Körperwelt. Er hätte aber hierauf sich nicht zu berufen gebraucht, weil schon aus seiner

metaphysischen Seelenlehre die Unmöglichkeit alles Einflusses der Seele auf die Bewegung des Leibes folgt.

Von den griechischen Philosophen haben sich schon mehrere mit der Beantwortung der Frage beschäftigt, wie die Seele vermittelst der Sinne zur Erkenntniß äußerer Dinge gelange. Die Erklärung der Möglichkeit der Erkenntniß von entfernten Gegenständen durch das Gesicht ward für das Schwierigste gehalten. Manche glaubten aber diese Erklärung dadurch gefunden zu haben, daß sie annahmen, von der Oberfläche der sichtbaren Körper sonderten sich feine Abbildungen (simulacra) ab, die in der Luft nach allen Seiten zu verbreitet würden, durch die Sinne aber, welche man als Röhren dachte, zur Seele gelangten, und ihr zur Erkenntniß des Aeußern dienten. Diese schon sehr ungereimte Erklärung erhielt von den Scholastikern noch einen Zusatz von größern Ungereimtheiten. Mit dem Wiedererwachen einiges Nachdenkens über die sinnlichen Erkenntnisse wurden daher diese Ungereimtheiten verworfen und dafür die Lehre, daß die durch den Reiz der Sinne erregten Lebensgeister in der Seele Vorstellungen hervorbrächten, wodurch das Aeußere erkannt würde, als eine bessere Hypothese aufgestellt. Mehreres hierüber ist von mir im zweiten Bande der Kritik der theoretischen Philosophie S. 7 ff. angeführt worden.

Die Hypothese über das Empfinden durch Vorstellungen erhielt aber auch bald manche Veränderungen und Zusätze, wovon Stewart in den Elements of the Philosophy of human mind, Vol. I. Chap. I. das Wichtigere angegeben hat.

Locke hat sich viel Mühe gegeben, zu zeigen, aus welchen Eigenschaften der Vorstellungen, die wir für Empfindungen halten, auf etwas den Vorstellungen zu Grunde liegendes Reales geschlossen werden könne. Essay o. h. u. B. IV. Chap. XI. §. 1—11. Daß aber die von ihm aufgestellten Schlüsse keinen hinreichenden Beweis für dieses Reale enthalten, habe ich in der Kritik der theor. Philosophie Band II. S. 82 ff. dargethan.

§. 54.

Das durch eine sinnliche Empfindung Erkannte ist kein Allgemeines, wie das in einem Begriffe Gedachte, sondern etwas durchaus Individuelles. Jedes Warme, Harte, Weiche, Schwere, das wir fühlen, hat seinen bestimmten Grad. Jeder Schall, den wir vernehmen, ist entweder ein Geräusch oder ein Ton, und jeder Ton hat seine bestimmte Höhe, Tiefe, Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit für's Gehör. Eben so verhält es sich in Ansehung alles Gesehenen und der Gestalt, Farbe und

Größe desselben, so wie auch des Ortes, worin es befindlich ist. Es giebt Geschwister, die in Ansehung der Größe, Gestalt und der Gesichtszüge einander sehr ähnlich sind; sieht man sie aber öfters, so werden viele Unterschiede an denselben bemerkt. Den Hausgenossen und Freund erkennt man schon an der Sprache und am Gange, wenn man ihn auch noch nicht sieht. Und die ächte Handschrift eines Menschen weiß der geübte Schreibmeister von der nachgemachten, sollte diese iener auch sehr ähnlich seyn, mit Sicherheit zu unterscheiden.

§. 55.

Das Empfinden ist für einen Zustand ausgegeben worden, der ein bloßes Leiden (passio) ausmache und worauf die Selbstthätigkeit des Geistes keinen Einfluß habe. Allerdings können wir auch nicht durch unser Wollen Empfindungen entstehen lassen, oder den Inhalt der schon entstandenen bestimmen. Nachdem der Reiz der Sinnesnerven bis zum Gehirn gelangt ist, finden sie sich von selbst ein, und war die Reizung sehr stark, z. B. durch ein helles Licht und durch einen starken Ton, so können wir uns der Empfindung nicht entziehen. Ist dies aber nicht der Fall, so haben Vorsatz

und Willkür Antheil an der Bestimmung der Erkenntnisse durch die Sinne, jedoch auf verschiedene Art.

Wir sind nämlich im Stande, durch den Einfluß auf die willkürlichen Muskeln in den Sinnwerkzeugen, diese in einen Zustand zu versetzen, wodurch sie der Aufnahme des Eindrucks angemessener, und zur Erhaltung einer genauern Erkenntniß vermittelst derselben geschickter gemacht werden. Denn um über die Gestalt der Körper genaue Erkundigung einzuziehen, geben wir der Hand eine solche Bewegung, daß dadurch die Grenzen des betasteten Körpers empfunden werden, oder umgreifen ihn mit der Hand. Um aber die Härte und Weichheit der Oberfläche der Körper genau ausfindig zu machen, bringen wir die Spitzen der Finger in denjenigen Grad der Berührung der Oberfläche, der weder zu stark, noch zu schwach ist, sondern dazu taugt, den Körper in Ansehung jener Beschaffenheiten genau zu erforschen. Bei dem Riechen findet ebenfalls ein Einfluß des Wollens auf die Muskeln statt, indem vermittelst dieses Einflusses die Oeffnungen der Nase erweitert oder verenget werden, um mehr oder weniger von den riechbaren Stoffen zur Riechhaut gelangen zu lassen. Und das zum Rie-

chen nöthige Einziehen der mit Riechstoffen versehenen Luft wird ja auch durch den Willen bestimmt. Noch größer ist aber der Einfluß dieses Willens im Hervorbringen solcher Bewegungen und Gestaltungen der Zunge, wodurch die Berührung der Nervenwärzchen derselben durch die schmeckbaren Körper befördert, und eine stärkere Empfindung hervorgebracht wird. Am stärksten zeigt sich jedoch der Einfluß des Willens auf das Entstehen und die Vollkommenheit der Empfindungen durch's Gesicht. Wir können nämlich die Augenlieder nach Willkür öffnen oder verschließen, um dadurch das Sehen zu befördern oder zu verhindern, ferner auch dem Augapfel diejenige Richtung geben, in welcher etwas am genauesten gesehen werden kann. Doch der Einfluß der Willkür erstreckt sich nicht bloß auf die Bewegung der Augenlieder und des ganzen Auges, sondern auch auf einige der vordern Theile in diesem, um dasselbe zum genauern Sehen geschickter zu machen. Denn wir können ja in der Ferne und in der Nähe sehen. Zu jenem ist aber, damit es statt finde, ein anderer Zustand des Auges erfoderlich, als zu diesem. Oft ist sowohl zu dem einen, wie zu dem andern eine Anstrengung nöthig, die wir sogar fühlen, und zwar am

meisten, wenn wir, ohne unsere Stelle zu verändern, vorher einen entfernten, und sogleich nachher einen nahen Gegenstand betrachten. Diese zum Nahe- und Fernsehen nöthige Veränderung des Auges muß wohl eine Bewegung gewisser Theile desselben ausmachen, und diese wäre also das Werk der Willkür *). Was endlich das Gehörwerkzeug betrifft, so läßt sich freilich kein Einfluß des Vorsatzes auf dessen äußere und innere Theile, um es zum Hören geschickter zu machen, bestimmt nachweisen. Da es aber von uns abhängt, sehr schwache Schälle, und die leisen Stimmen der Sprechenden zu vernehmen, so muß man dabei auch einen Einfluß der Willkür auf gewisse Theile des Ohrs, um das Auffassen solcher Schälle und Stimmen zu befördern, voraussetzen.

Ein anderer Einfluß der Selbstthätigkeit des Geistes auf die Erkenntniß durch's Empfinden, ist der in der Richtung der Aufmerksamkeit auf den empfundenen Gegenstand vorkommende. Diese Aufmerksamkeit besteht aus der durch Vorsatz bewirkten Verstärkung des Bewußtseyns des Gegenstandes, verbunden mit einer Abweisung alles von diesem Gegenstande Verschiedenen, dessen Beachtung jenes Bewußtseyn stört und schwächt. Natürlicher Weise

muß der Gegenstand, worauf die Aufmerksamkeit gerichtet wird, gegenwärtig seyn, oder schon erkannt werden, und die darauf gerichtete Aufmerksamkeit dient nur dazu, dessen Beschaffenheiten genauer kennen zu lernen. Eigentlich ist aber Aufmerksamkeit bei jeder Empfindung nöthig, wenn sie Erkenntniß werden soll, oft jedoch nur in einem geringen Grade vorhanden, und muß alsdann erhöhet werden, damit die Erkenntniß des Gegenstandes Klarheit, in Ansehung der dazu gehörigen Theile aber Deutlichkeit erhalte. Durch die erhöhete Aufmerksamkeit werden wir uns z. B. der Theile eines Schalles und der Sylben und Wörter, woraus ein vernommenes Gespräch besteht, mehr bewußt. Dasselbe gilt vom Erkennen durch jeden Sinn, und auch die Gefühle der Wärme, der Flüssigkeit und der Schwere erfodern eine Verwendung der Aufmerksamkeit darauf, wenn sie nicht Gefühle vom eigenen Leibe an einer gewissen Stelle desselben bleiben, sondern Erkenntnisse eines äußern Dinges werden sollen.

Aus dem Einflusse der Aufmerksamkeit auf die Erkenntniß durch die Empfindungen wird es auch begreiflich, warum Alles, wodurch die Aufmerksamkeit auf das Empfundene gehindert und geschwächt wird, wozu Affecten,

Leidenschaften, die Vertiefung in das Nachdenken über etwas und die Lebhaftigkeit gegenwärtiger Bilder der Einbildungskraft, endlich die Eindrücke auf die Sinnwerkzeuge, die eine Verletzung derselben befürchten lassen, gehören, uns unfähig macht, den empfundenen Gegenstand richtig und genau zu erkennen. Diejenige Beschaffenheit dieses Gegenstandes hingegen, welche die Aufmerksamkeit erregt und erhöhet, nämlich dessen Neuheit, Seltenheit und Beziehung auf unsere Bedürfnisse und Wünsche, trägt zur Genauigkeit der Erkenntniß des Empfundenen sehr viel bei.

*) Von Baer hat in den Vorlesungen über Anthropologie Th. I. S. 214. für die Annahme, daß beim Sehen in der Nähe die Linse nach vorn, beim Sehen in der Ferne aber zurück trete, Beobachtungen, die er an den eigenen Augen machte, mitgetheilt.

§. 56.

Aus der Abhängigkeit der sinnlichen Erkenntnisse von der darauf verwendeten Aufmerksamkeit läßt sich auch die nur bei Menschen, und nie bei Thieren vorkommende Erscheinung aufklären, daß der Mangel eines Sinnes durch die erhöhete Thätigkeit der andern

Sinne in mancher Rücksicht ersetzt werden könne. Blinde konnten durch den Sinn der Betastung goldene Münzen von silbernen und kupfernen, ferner ächte von unächten unterscheiden; aus der Art aber, wie sich ihnen die Oberfläche gewisser Stoffe durchs Betasten zu erkennen gab, wußten sie, mit welchem Farbenstoffe die Oberfläche überzogen war. Taube erhalten von dem Schlagen einer hundert Schritte von ihnen entfernten Stadtuhr, vermittelst der Eindrücke der durch das Schlagen erschütterten Luft auf ihren Körper, eine Empfindung. Es haben sich auch viele Blinde in Wissenschaften und durch Geschicklichkeiten ausgezeichnet, zu deren Erwerbung das Auge unentbehrlich zu seyn scheint. Fast allgemein findet endlich bei den Blindgebornen ein feines musikalisches Gehör statt.

Man könnte annehmen, daß durch den angebornen Mangel, oder durch den Verlust eines Sinnes, die Empfänglichkeit der Nerven der übrigen Sinne für Eindrücke zunehme. Auch ist es oft beobachtet worden, daß die sehend gewordenen Blinden früher oder später die Feinheit der Wirksamkeit des Tastsinnes verloren, die sie während der Blindheit besaßen. Gewiß aber trägt zur Vermehrung der Er-

kenntnisse durch manche Sinne, wenn einer fehlt, die Erhöhung der Aufmerksamkeit auf das durch jene Sinne Empfundene das Meiste bei. Ist nämlich der Mensch im Besitze des Gebrauchs aller seiner Sinne, so wird von ihm wenig oder gar keine Aufmerksamkeit auf die schwachen Empfindungen derjenigen Beschaffenheiten äußerer Dinge durch den einen Sinn verwendet, welche er ohne Anstrengung der Aufmerksamkeit durch einen andern Sinn zu erkennen vermag. Der Sehende erkennt z. B. durch das Gesicht sogleich die Art des Metalls, woraus eine Münze besteht, und hat nicht nöthig, hiezu den Sinn der Betastung anzuwenden, daher er diesen auch in der angegebenen Rücksicht nicht übt, und zu größerer Vollkommenheit bringt. Ob ferner die Sonne durch eine Wolke bedeckt sey, oder ihre Strahlen über unsern Körper verbreite, das wissen wir durchs Gesicht. Der blindgeborne Saunderson hatte aber den Einfluß dieser Strahlen auf seinen Körper beobachtet, und wußte, aus der Affection dieses durch jene, ob die Sonne schiene, oder nicht.

Jedem Sinne ist in Ansehung derjenigen seiner Functionen, wodurch wir zu Empfindungen gelangen, eine genau bestimmte Sphäre ange-

wiesen, über die er sich nie erweitern kann. Man darf daher eigentlich auch nicht sagen, daß ein Sinn, oder ein Theil des Nervensystems für einen andern Sinn oder für einen andern Theil vicariire. Wenn es aber wahr wäre, daß magnetisirte Frauenspersonen mit dem Bauche gehört oder mit der Herzgrube gesehen hätten, so würden darin Ausnahmen von einem sonst allgemeingültigen Gesetze der sinnlichen Natur in Menschen und Thieren vorgekommen seyn. Daß iedoch ienes Hören und Sehen sogleich aufhört, wenn ein Unbefangener es beobachtet, darüber theilt Rudolphi im IIten Bande der Physiologie S. 69. Thatsachen mit.

Die in iedem Sinne zur Erkenntniß durch denselben nöthigen Functionen kommen in allen Menschen vor, wie dies in allen zu einer Art von Thieren gehörigen Individuen der Fall ist. Es ist auch darüber keine zuverlässige Erfahrung bekannt geworden, daß irgend ein Mensch mit der Fähigkeit zu Erkenntnissen durch irgend einen Sinn begabt gewesen wäre, die andern Menschen fehlte. Wohl aber sind darüber Thatsachen vorhanden, daß bei manchen Menschen die Empfindungen gewisser Dinge, ohne allen Einfluß der Gewohnheit, Ursachen von weit stärkern Gefühlen angenehmer oder unangenehmer Art waren, als bei andern, oder daß manchen Menschen besondere Empfindungen durch einen Sinn, z. B. gewisser Farben, Ge-

rüche u. s. w. bei sonst guter Beschaffenheit des Sinnes, fehlten. Diese Ausnahmen von dem, was sonst als Regel gilt, werden Idiosynkrasien genannt. Dazu würde auch die Fähigkeit des Metall- und Wasserfühlens gehören. Denn es soll sich auf besondere Gefühle im Leibe gründen, welche die Metalle und das Wasser in bedeutender Entfernung von demselben hervorbringen. Allein was von der Richtigkeit der Beobachtungen derienigen, welche mit iener Fähigkeit begabt seyn sollten, zu halten sey, ist längst ausgemacht.

§. 57.

Zur Vollkommenheit der Wirksamkeit der Sinne gehört die so genannte Schärfe derselben, wodurch die Empfindungen Genauigkeit erhalten, ferner daß durch einen Sinn auf einmal vieles empfunden werden und zum Bewußtseyn gelangen kann (was vorzüglich von den beiden edlern Sinnen gilt), daß aber auch die Erkenntniß durch den einen Sinn neben der lebhaften Thätigkeit eines andern nicht gänzlich aufgehoben werde, und daß endlich ohne große Anstrengung der Sinne, und sogar nach einer schwachen Reizung, durch dieselben etwas erkannt werden kann. Diese Vollkommenheit hängt mit von der ursprünglichen Einrichtung

der Sinnwerkzeuge ab, und manche Menschen konnten ohne besondere Uebung scharf sehen und hören. Allein daß die sinnliche Erkenntnißfähigkeit durch Uebung sehr erhöhet werde, ist nach Thatsachen der Erfahrung gleichfalls gewiß.

§. 58.

Die Richtigkeit der Erkenntniß durch die Sinne in Ansehung der Gegenwart äußerer Dinge, hängt nicht bloß vom gesunden Zustande der Sinnwerkzeuge und von der auf das Empfundene verwendeten Aufmerksamkeit ab, sondern wird auch noch, nach der Beschaffenheit jedes Sinnes, durch vieles Andere bedingt. Daher entstehen so leicht Täuschungen in Ansehung des als gegenwärtig Erkannten und seiner für etwas Objectives gehaltenen Beschaffenheiten. Am häufigsten finden solche Täuschungen in Ansehung des Gesichts statt (§. 51. S. 96.). Wird z. B. eine glühende Kohle schnell im Kreise herumgedreht, so erblicken wir einen feurigen Reifen. Bei einer gewissen Beschaffenheit der Luft erscheinen Nebensonnen und Nebenmonden am Himmel. Sehr auffallend sind besonders die Luftspiegelungen über den Sandwüsten und dem Meere (fata morgana). Es ist uns unmöglich, zu machen, daß dieselben ver-

schwänden, so lange die Ursachen davon vorhanden sind. Aber wir besitzen im Verstande die Mittel, es dahin zu bringen, daß uns solche Täuschungen nicht irre führen, sondern für das, was sie sind, in der Beurtheilung derselben gehalten werden. Zu diesen Mitteln gehört die Kenntniß der Gesetze der Natur, sowohl der allgemeinen Gesetze als auch der besondern, worunter diejenige Art der Dinge steht, in Ansehung welcher wir getäuscht worden sind, theils die Vergleichung der Empfindungen eines Gegenstandes durch den einen Sinn und in einem besondern Verhältnisse, worin wir uns zu demselben befinden, mit den Empfindungen durch einen andern Sinn, oder in andern Verhältnissen, theils die Abweichung unserer Empfindungen einer Sache von den Empfindungen, die andere mit gesunden Sinnen begabte Menschen davon haben.

Kant sagt in der Anthropologie S. 33 — 34.: die Sinne betrügen nicht, und zwar darum, nicht weil sie immer richtig urtheilen, sondern weil sie gar nicht urtheilen, weshalb der Irrthum immer nur dem Verstande zur Last fällt. Doch gereicht diesem der Sinnenschein zur Entschuldigung, weil der Mensch öfters in den Fall kommt, das Subjective seiner Vorstellungen für das Objective, und so Erscheinung

für Erfahrung zu halten. — Das Wahre und Falsche in dieser Behauptung kann vermittelst des im obigen §. und in der Theorie der sinnlichen Erkenntniß §. 52 — 53. Angegebenen leicht gefunden werden. Das Falsche ist aus der Voraussetzung herrührend, das Empfinden bestehe aus einem Vorstellen und alle Erfahrung aus Urtheilen, über deren Uebereinstimmung mit einem Objectiven allerdings nur der Verstand urtheilen kann. Aber die Objectivität des Empfundenen ist in dem Bewußtseyn desselben, woraus die Empfindung besteht, schon gegeben, und wird nicht erst durch den Verstand hinzugedacht; sie kann iedoch eine Täuschung seyn, deren Entdeckung die Sache des Verstandes ausmacht. Bei den Thieren kommen auch Sinnentäuschungen vor, und es sind Thatsachen darüber vorhanden, daß sie das Gemählde von einer Sache für die Sache selbst hielten. Ob sie diese Täuschung entdecken konnten und auf welche Art, wissen wir iedoch nicht.

Zweiter Abschnitt.

Von dem Vorstellen, der Einbildungskraft, dem Gedächtnisse und der Erinnerung.

§. 59.

Nachdem wir von äußern Dingen vermittelst der sinnlichen Empfindungen, von unserm Inneren und dessen Zuständen aber vermittelst des Bewußtseyns derselben eine Erkenntniß erlangt haben, kann diese Erkenntniß durch die dem geistigen Leben zu Grunde liegende Kraft in bloßen Vorstellungen von dem Erkannten nicht nur erneuert, sondern auch durch den Verstand noch zu größerer Ausbildung gebracht werden.

§. 60.

Die Vorstellung von etwas Aeußerm oder Innerm, das vorher durch Wahrnehmung erkannt worden war, ist eine Erneuerung des Bewußtseyns, welches in der Wahrnehmung statt fand. Das erneuerte Bewußtseyn ist aber in Ansehung der darin enthaltenen Erkenntniß von dem, der Wahrnehmung zu Grunde liegenden Bewußtseyn wesentlich verschieden und

wird dadurch ein Bestandtheil unsers geistigen Lebens eigener Art. Durch's Vorstellen erkennen wir nämlich nichts Gegenwärtiges, sondern nur etwas dem Seyn nach Abwesendes oder schon Vergangenes; ferner besteht der Inhalt des Vorstellens mehrentheils nur aus einem schwachen Abrisse dessen, was in der Wahrnehmung weit lebhafter und genauer erkannt worden war; endlich wissen wir von dem Vorstellen eines Etwas, daß es seinem Entstehen nach, oder doch in Ansehung seiner Dauer von der Selbstthätigkeit unsers Ich abhängig ist.

So groß aber auch immer die Verschiedenheit der Vorstellungen von den Empfindungen seyn mag, so muß doch eine Aehnlichkeit jener mit diesen in Ansehung des durch dieselben erkannten Etwas vorhanden seyn, denn sonst würde das Vorstellen kein Erkennen des Objects der Empfindung ausmachen. In Ansehung dieser Aehnlichkeit finden aber Stufenunterschiede statt. Am größten ist sie bei den Vorstellungen, die sich auf das durch's Gesicht Angeschaute beziehen. Haben wir z. B. einen Gegenstand genau betrachtet, so entsteht leicht, nachdem die Augen geschlossen worden sind, und oft noch lange hinterher, ein so getreues Bild von der Größe, Gestalt und Farbe desselben,

daß uns darin der Gegenstand allen seinen Eigenthümlichkeiten und Zügen nach vorgehalten wird, nur aber nicht als etwas Aeußeres und Gegenwärtiges, sondern als etwas in dem Umfange unsers Bewußtseyns Vorkommendes. Die Einbildungskraft, der das Hervorbringen solcher getreuen Bilder zugeschrieben wird, kann das Gesehene wohl eben so gut, wie ein geschickter Mahler eine Gegend, einen Menschen, einen Baum u. s. w. innerlich nach- und abbilden. Sehr groß ist ferner auch oft die Aehnlichkeit der Vorstellungen von Tönen mit den früher vernommenen Tönen. Die für uns wichtigen und mit Nachdruck ausgesprochenen Worte eines Andern tönen gleichsam noch lange im Innern fort, und Mancher vermag in sich eine Musik wieder aufzuführen, die er gehört hatte. Aber die Vorstellungen, die sich auf das durch die andern Sinne Empfundene beziehen, gelangen nicht zu dem Grade der Aehnlichkeit mit der Erkenntniß durch die Empfindungen, wie die Vorstellungen vom Gesehenen und Gehörten. Man spricht in einem Bilde, wenn man die Vorstellungen vom Warmen, Kalten, Nassen und Schweren auch Bilder nennt. Eben so verhält es sich mit dem Vorstellen dessen, was eine Bestimmung unsers

Ich ausmachte. Das Fürwahrhalten eines Gedankens, oder das Zweifeln an dessen Wahrheit sind eben so wenig einer Abbildung in unserm Innern fähig, als der Geruch einer Rose, oder der Geschmack eines Apfels. Der allgemeine Charakter jeder Vorstellung von dem äußerlich und innerlich Empfundenen ist aber immer deren Bedeutung als eines Zeichens von einem davon verschiedenen Etwas, das jedoch nicht durch menschliche Willkür, sondern durch die Einrichtung unserer Erkenntnißkraft dazu gemacht und bestimmt worden ist.

Die Wörter, wodurch in den verschiedenen Sprachen das Vorstellen empfundener Dinge angezeigt wird, haben, wenn man sie ihrer Abstammung nach betrachtet, immer Beziehung auf eine der im §. angegebenen Eigenthümlichkeiten des Vorstellens. Bei der Bildung des deutschen Wortes Vorstellen ist vorzüglich darauf gesehen worden, daß Vorstellungen durch die Aehnlichkeit ihres Inhaltes mit dem Wahrgenommenen, worauf sie sich beziehen, dazu dienen, sich von diesem eine dessen Beschaffenheiten angemessene Erkenntniß bilden zu können. Dem Lateinischen repraesentare liegt die Rücksicht darauf zu Grunde, daß durch Vorstellungen die Erkenntniß des ehemals Empfundenen wieder erneuert wird. Das Griechische ἐννοεῖν weiset aber durch seine Abstam-

mung von νους darauf hin, daß Vorstellungen zu den Bestimmungen unsers Ich gehören oder etwas bloß Subiectives ausmachen.

§. 61.

Die Vorstellungen und Bilder betreffen anfänglich nur einzelne durch Empfindungen schon erkannte Dinge und die an denselben bemerkten Beschaffenheiten. Nach und nach bringen wir es aber dahin, uns Vieles, wie es seinen Theilen nach auf einander folgend außer uns und in uns vorhanden erkannt worden war, vorstellen zu können. Durch Uebung erhalten wir endlich die Geschicklichkeit, lauter Vorstellungen und Bilder in einem durch unsere Absicht bestimmten Zusammenhange in uns entstehen zu lassen. Es werden daher zwei Arten der Wirksamkeit der Vorstellungs- und Einbildungskraft angenommen, nämlich eine bloß nachbildende (reproductive), wodurch nur innerlich dargestellt wird, was, und in welcher Ordnung dasselbe in der Erfahrung vorgekommen ist, und eine freibildende (productive), wodurch Vorstellungen von einzelnen Dingen oder Begebenheiten erzeugt werden, denen nichts in der Erfahrung eines Menschen Dagewesenes völlig entspricht. Denn nachdem

das in den Vorstellungen von den ehemals wahrgenommenen Dingen vorkommende Mannichfaltige unterschieden worden ist, werden einzelne Theile davon zur Verfertigung eines Ganzen benutzt, das von dem Wirklichen in der äußern und innern Welt mehr oder weniger abweicht. Dieses Ganze wird entweder durch den Verstand und die Vernunft bestimmt, oder durch sinnliche Begierden und Leidenschaften aller Art (daher auch starke und unbefriedigte Wünsche der Sinnlichkeit zu Dichtungen von einem angenehmern Zustande unserer Person, als der gegenwärtige ist, Veranlassung geben), und erhält dadurch seine besondere Beschaffenheit. Die productive Einbildungskraft wird auch Dichtungskraft, der höhere Grad der Wirksamkeit derselben aber Phantasie genannt.

Der im §. aufgestellte Unterschied zwischen Einbildungskraft, Dichtungskraft und Phantasie ist zwar nicht dem gewöhnlichen Sprachgebrauche völlig gemäß, läßt sich aber rechtfertigen. Die manchen Dichtern eigene Lebhaftigkeit, Unerschöpflichkeit und Originalität ihrer Einbildungskraft (welche aber manchmal auch etwas Abenteuerliches und Regelloses erzeugt, wie beim Ariost in seinem Orlando furioso) verdient nämlich durch ein besonderes Wort be-

zeichnet zu werden, und das Wort Phantasie ist schon zu dieser Bezeichnung gebraucht worden; denn manchem guten Dichter ist Phantasie abgesprochen worden. Wer lebhaften Bildern, wenn sie angenehmer Art sind, nachhängt, und hiedurch leicht bestimmt wird, ihnen Wahrheit beizulegen, heißt ein Phantast.

§. 62.

Von den durch Verstand und Vernunft bestimmten Erzeugnissen der Einbildungskraft machen folgende die vorzüglichsten Arten aus.

I. Alle auf einen bessern Zustand unsers gegenwärtigen Lebens, als worin wir uns befinden, sich beziehende Vorstellungen. Diese veranlassen es, den Verstand zur Aufsuchung der Mittel anzuwenden, wodurch der bessere Zustand hervorgebracht werden kann, und ie interessanter sie sind, desto mehr wird auch der Verstand auf die Aufsuchung gerichtet. Fehlte daher dem Menschen die Einbildungskraft, so würde er sich nie über den Zustand gedankenloser Roheit erhoben, oder die Bequemlichkeiten des Lebens verschafft haben.

II. Die Begriffe von dem in mehreren Dingen Gleichen, die für den nach der Erkenntniß des Allgemeinen strebenden Verstand unentbehrlich sind. Nicht nur den niedrigsten

Begriffen der Art, z. B. den Begriffen von der Eiche, dem Pferde, dem Tische, liegt eine von der Einbildungskraft verzeichnete Gestalt (Schema) dieser Dinge zu Grunde, die aber mit keinem Individuum derselben vollkommen zusammentrifft, indem sie bloß dasjenige enthält, was in allen wahrgenommenen einzelnen Eichen, Pferden und Tischen als gemeinsame Eigenschaft vorgekommen ist; sondern es müssen auch in die höchsten, durch fortgesetztes Absehen von der Verschiedenheit der Dinge erzeugten Begriffe, wenn sie einen Inhalt haben, und die Zeichen derselben in der Sprache keine bedeutungsleere Töne seyn sollen, Bilder von den Beschaffenheiten der Gegenstände, worauf sich die Begriffe beziehen, aufgenommen worden seyn. Sogar die reinen geometrischen Figuren (von einem Dreieck, Kreise u. s. w.) sind Erzeugnisse der Verbindung des Verstandes mit der Einbildungskraft, oder Zeichnungen dieser Kraft, den reinen geometrischen Begriffen gemäß entworfen, und im Innern uns vorschwebend, deren Genauigkeit aber eine besondere Fähigkeit erfodert.

III. Alle Erfindungen. Diese kommen nämlich erst dadurch zu Stande, daß die Einbildungskraft dem gemäß, was der Verstand

als ein neues Mittel zur Hervorbringung einer Wirkung gedacht hat, Vorstellungen erzeugt. Ehe z. B. ein neues Werkzeug verfertigt werden kann, müssen dessen Theile und deren Verbindung von der Einbildungskraft vorgebildet worden seyn.

IV. Die ästhetischen und moralischen Ideale. Die in einer Idee gedachte unbegränzte Vollkommenheit ist zwar kein Erzeugniß der Einbildungskraft, sondern der Vernunft. Aber iene Kraft bestimmt unter der Leitung der Ideen das mit mancherlei Mängeln Behaftete in der irdischen Welt so, daß es den Ideen entsprechender wird.

§. 63.

Von welchem grossen Einflusse das Wirken der Einbildungskraft auf die höhern Aeußerungen des geistigen Lebens im Menschen sey, erhellet schon aus dem bisher Angeführten. Und daß dieses Wirken in genauer Verbindung mit der Selbstthätigkeit unsers Geistes stehe, beweiset der Umstand, daß wir vermittelst des Wollens, etwas den Begriffen des Verstandes, oder den Ideen der Vernunft Angemessenes durch die Einbildungskraft vorzustellen, auf das Wirken dieser Kraft einen, dessen In-

halt und Form bestimmenden Einfluß haben, und wenn dasselbe jenen Begriffen und Ideen nicht gleich angemessen ist, etwas ihnen Entsprechenderes hervorbringen können.

§. 64.

Im regelmäßigen Zustande des menschlichen Geistes werden alle Erzeugnisse der Einbildungskraft für etwas bloß Subjectives gehalten, das auf ein Objectives Beziehung haben kann, aber auch nicht. Inzwischen ist doch im Menschen allgemein die Neigung dazu vorhanden, sich nicht nur gern mit den Bildern der Einbildungskraft, vorzüglich wenn sie angenehmer Art sind, zu beschäftigen, sollte denselben auch keine Beziehung auf die Dinge und Ordnung in der wirklichen Welt von ihm beigelegt werden, sondern ihnen sogar, wenn sie den vorhandenen Wünschen entsprechen, und den Leidenschaften schmeicheln, Vorzüge vor der Wahrheit und Wirklichkeit beizulegen. Hiedurch werden sie die Quellen unzähliger Täuschungen und Irrthümer, gegen welche bei den meisten Menschen um so weniger etwas ausgerichtet werden kann, da in denselben das Interesse für Wahrheit nicht sehr groß ist.

§. 65.

Das Wirken der Einbildungskraft ist zwar nicht, so viel wir bis iezt wissen, von der organischen Lebensthätigkeit eines besondern Theils des Gehirns abhängig. Allein es steht nach unläugbaren Thatsachen mit gewissen Zuständen des Gehirns in einer Art von Verbindung, dergleichen in Ansehung der Thätigkeit anderer Kräfte unsers Geistes nicht beobachtet wird. Gewisse in den Magen aufgenommene Dinge erregen durch ihren Einfluß auf's Gehirn eine Reihe lebhafter Bilder, die keine Veränderung durch die Willkür zuläßt, und wobei oft sogar das Bewußtseyn fehlt, oder doch sehr getrübt ist, daß sie nur ein Spiel der Einbildungskraft ausmacht. Zu diesen Dingen gehören die berauschenden Getränke, das Opium, die Säfte narkotischer Pflanzen, der Aufguß auf den Samen, die Blüthen und Blätter des Hanfs, auf die Schalen und die Körner des Mohns (im Morgenlande), der Fliegenschwamm (bei den Kamtschadalen).

Die Wirkungen, welche der Genuß des Aufgusses auf Hanf und Mohn bei den Morgenländern hervorbringt, hat Chardin ausführlich beschrieben. Voyages en Perse. N. E. par *L. Langles*. Paris 1811. T. IV. p. 73. Nach

Pananti's Nachrichten in der Reise an der Küste der Barbarei (Magazin der Reisebeschreibungen B. XXXVI. Berlin, 1823.) nimmt der reiche Maure in Algier, wenn er sich aller Sorgen entschlagen will, vor der Mahlzeit eine gute Dosis Opium, und verdankt ihr zwei vergnügte Stunden nach dem Essen, auch eine Art begeisternder Träume, die er nicht mit dem wirklichen Genusse von eben so langer Dauer vertauschen würde. Er ist während des Traums bis in den dritten Himmel entzückt, befindet sich im Kreise unsterblicher Schönen, und wird von zaubervollem Vergnügen berauscht.

Ein Beweis für die große Abhängigkeit des Wirkens der Einbildungskraft von besondern Zuständen des Nervensystems ist auch in der Erfahrung enthalten, daß Nervenkrankheiten häufig von so lebhaften Spielen der Einbildungskraft begleitet werden, welcher der Kranke im gesunden Zustande gar nicht fähig war.

§. 66.

Es findet ferner ein besonderer Zusammenhang des Wirkens der Einbildungskraft mit dem organischen Leben der Geschlechtstheile durch den Einfluß dieses Lebens auf's Gehirn statt. Der Erfahrung gemäß ist nämlich in derjenigen Periode des Lebens, worin der Ge-

schlechtstrieb sich zu äußern anfängt, die Thätigkeit der Einbildungskraft, im Ganzen betrachtet, am lebhaftesten, was zu vielen in dieser Periode vorkommenden Erscheinungen in Ansehung des geistigen Lebens Veranlassung giebt. Auch wirken Seminalreize weit schneller und heftiger, als andere gefühlte körperliche Bedürfnisse, auf die Einbildungskraft, und bestimmen dieselbe zur Hervorbringung solcher Bilder, die auf die Befriedigung des Geschlechtstriebes Beziehung haben. Sind vollends Ausschweifungen in Ansehung dieser Befriedigung vorgefallen, so drängen sich iene Bilder mit einer Gewalt auf, daß auch die größte Anstrengung des Wollens, sie durch Ablenkung der Aufmerksamkeit von denselben aus dem Bewußtseyn wegzuschaffen, nichts dagegen auszurichten vermag. Endlich bezeuget noch die, auf zu frühe und zu häufige Vergießung des Samens folgende Stumpfheit des Geistes und Abnahme der Fähigkeit desselben zu ieder Thätigkeit, welche ein lebhaftes durch Verstand geleitetes Wirken der Einbildungskraft erfodert, so wie auch die bekannte Schwäche dieser Fähigkeit bei den Verschnittenen, eine Verbindung iener Kraft mit dem in den Geschlechtstheilen wirksamen organischen Leben.

§. 67.

Aber eben so groß und unmittelbar, wie der Einfluß gewisser Affectionen und Zustände des Nervensystems auf das Wirken der Einbildungskraft, ist der Einfluß dieses Wirkens auf jenes System und dadurch auf verschiedene Theile des Körpers. Lebhafte Bilder der Einbildungskraft bringen nämlich im Körper Zustände hervor, welche sonst nur die Folgen der Affectionen der Nerven durch wirkliche Dinge ausmachen. Denn betreffen diese Bilder diejenigen Handlungen, welche bei der Befriedigung des Geschlechtstriebes vorkommen, so entsteht nicht nur ein Zuströmen des Geblüts nach den Geschlechtstheilen, und die damit verbundene höhere Sensibilität dieser Theile; sondern jene Bilder verursachen auch, im Wachen eben so, wie im Traume (in jenem jedoch erst dann, wenn in den Geschlechtstheilen durch Ausschweifungen eine regelwidrige Neigung zur Ergießung des Samens entstanden ist) einen Kitzel, der sonst nur durch Reibung dieser Theile entsteht, und eine Ergießung des Samens bei dem männlichen Geschlechte. Zu den meisten so genannten Sünden des Fleisches sind die wollüstigen Bilder der Phantasie die Veranlassung. Ferner erregt nicht nur der Anblick des Genusses ekel-

hafter Dinge, sondern auch die bloße lebhafte Vorstellung von einem solchen Genusse die Neigung zum Erbrechen, und hat bei Personen von reizbaren Nerven dieses hervorgebracht. Und das durch Erzählung veranlaßte Bild von Gespenstern verursacht ein durch alle Glieder laufendes Grausen, wie die Einbildung der Gegenwart der Gespenster. Die in Gedichten und Romanen vorkommende Darstellung des Unglücks einer Person endlich, für welche dem Leser ein Interesse beigebracht worden ist, rührt nicht nur bis zu Thränen, sondern bewirkt auch das Vergießen derselben.

§. 68.

Der Einbildungskraft werden jedoch noch viel größere Wirkungen im menschlichen Körper zugeschrieben, als die bisher angeführten. Durch lebhafte Bilder von Geschwüren, Blattern, von der Pest, Epilepsie, vom Veitstanze und Wahnsinne, sollen alle diese Uebel auch wirklich entstanden seyn. Der Glaube, daß eine eingenommene Arznei Leibesöffnung bewirke, soll diese auch hervorgebracht haben, obgleich jene gar nicht von der hiezu nöthigen Beschaffenheit war. Und die Einbildung, man müsse an einem gewissen Tage sterben, weil die Astrologie

oder Todesboten es verkündigt hatten, soll den Tod zu der bestimmten Zeit verursacht haben.

Seltene Beispiele vom Einflusse der Einbildungskraft auf den Körper hat Treviranus in der Biologie B. VI. S. 29 ff. angeführt.

Viel wundervoller ist, was die arabischen und scholastischen Natur-Philosophen von der großen Macht erzählen, welche die Einbildungskraft besitzen soll. Nach ihnen kann sie nämlich ohne Vermittelung der Nerven, und also unmittelbar über den Körper hinaus, in der Nähe und auch in großer Entfernung wirken, andere Menschen dadurch in Krankheit stürzen, vom Pferde werfen und in einem Brunnen ersäufen. Es sollen iedoch nicht alle Sterbliche ein solches wahrhaft furchtbares Vermögen, sondern nur reine und vortreffliche Seelen besitzen, durch welchen Zusatz dafür gesorgt wurde, daß der Glaube an das Vermögen fortdauerte, obgleich das Bemühen Vieler, es auszuüben, ohne Erfolg blieb. Mehreres dieser Art aus ienen Philosophen hat Fienus de viribus imaginationis, 1635. mitgetheilt.

§. 69.

Wenn Bilder der Einbildungskraft für Erkenntnisse von wirklichen Dingen gehalten werden, so kommt darin nichts gegen die bekannten Gesetze unserer Natur vor, daß sie

ihrem Inhalte angemessene Gefühle erregen, diese aber vermittelst ihres Einflusses auf die Nerven auch auf die übrigen Theile des Körpers wirken. Eine Dichtung kann also wohl Thränen hervorlocken, aber nur unter der Bedingung, daß man dabei vergessen hat, sie sey bloße Dichtung; denn alsdann bewirkt sie erst Gefühle. Was iedoch die durch die Einbildungskraft unmittelbar erregten Krankheiten betrifft, so kommt es dabei zuvörderst auf die Zuverlässigkeit der darüber mitgetheilten Nachrichten an. Die meisten dieser Nachrichten sind iedoch bloße Sagen, wenn dies aber nicht der Fall ist, nur im Allgemeinen mitgetheilt, und ohne Anzeige der Umstände, welche der vorgeblichen Entstehung einer Krankheit durch die Bilder der Einbildungskraft vorhergingen, und der Geistes- und Körperbeschaffenheiten der dadurch krank gewordenen Individuen. Und wenn dergleichen Bilder ihnen entsprechende Krankheiten hervorbrächten, so müßte ia ieder, der sich eine Krankheit recht lebhaft vorstellte, davon befallen werden, aber auch ieder Kranke, welcher ein recht lebhaftes Bild von der ihm fehlenden Gesundheit erzeugte, dadurch diese erhalten können. Unbestreitbare Thatsachen der Erfahrung lehren iedoch, daß die Affecten der

Furcht, der Angst und des Schreckens theils Krankheiten in gesunden Menschen veranlaßten, theils unbedeutende Krankheiten in gefährliche und tödliche verwandelten, so wie gleichfalls Thatsachen es bezeugen, daß die Stärke der Hoffnung der Wiedergenesung, und daß der feste Glaube an die heilende Kraft gewisser Mittel (der Amulete, sympathetischen Curen u. s. w.) zur Wiederherstellung der Gesundheit beigetragen haben. Jene Affecten schwächen nämlich die Lebenskraft im körperlichen Organismus, und deren Bestreben, den Körper, wenn er schadhaft geworden ist, wieder auszubessern; das feste Vertrauen hingegen zu gewissen Heilmitteln verstärkt das Wirken dieser Kraft. In dem Falle also, daß zu einer Krankheit die Disposition schon im Körper vorhanden ist, nimmt durch das lebhafte Bild der Krankheit, wenn die ängstigende Furcht, davon befallen zu werden, hinzukommt, die Wirksamkeit des vorhandenen Krankheitsstoffes zu (weil die Furcht die Wirksamkeit der dem Stoffe entgegenstrebenden Lebenskraft schwächt) und der Ausbruch der Krankheit wird befördert. Sollte hingegen die Ursache der Krankheit nur erst noch in der Luft verbreitet seyn, so kann iene Furcht die Affection des Körpers durch

dieselbe veranlassen. Hieraus wird es denn auch begreiflich, warum die Furcht, von epidemischen Krankheiten angesteckt zu werden, solche sehr verbreitet. In Rücksicht auf das eben Angeführte enthält aber die bekannte Geschichte von den Convulsionen unter den Kindern des Harlemer Waisenhauses keinen Beweis von der Macht der Einbildungskraft, Krankheiten hervorzubringen, sobald man dabei voraussetzt, daß in den Kindern eine Disposition zu den Convulsionen vorhanden gewesen sey, zu welcher Voraussetzung genaue Beobachtungen über ähnliche Convulsionen, welche unter Kindern, die mit einander Umgang hatten, ausgebrochen sind, berechtigen. Wer an Todesboten und Astrologie glaubte, den machte die Angst vor dem ihm verkündigten nahen Tode nach und nach tödlich krank.

Die bloß durch blindes Vertrauen zu einem Heilmittel hervorgebrachten Heilungen, blieben immer auf krankhafte Zustände und Gefühle des Körpers eingeschränkt, die nicht von organischen Fehlern in demselben abhingen, und sicherten auch nicht oft gegen Rückfälle derselben Uebel.

Von einer convulsivischen Krankheit, die im Jahre 1808 unter den Schulkindern im Amte Stolzenau ausbrach, enthält das Journal der

praktischen Heilkunde von Hufeland und Hymly, IV. Stück 1813. in Rücksicht der im §. aufgestellten Behauptung, daß der Verbreitung solcher Krankheiten durch den Anblick derselben, Dispositionen dazu im Körper zu Grunde liegen, lehrreiche Nachrichten.

Der Glaube, daß die Einbildungskraft der schwangern Mutter, wenn diese von einem Bilde heftig ergriffen und in Schrecken versetzt worden ist, am Körper des Kindes eine dem Bilde entsprechende Verunstaltung hervorbringe, hat noch immer viele Anhänger. Man beruft sich dabei auf viele Thatsachen der Erfahrung, ohne zu bedenken, daß das Entstehen der Mahle und Mißbildungen am Körper des Kindes durch das Bild in der Mutter nicht Sache der Beobachtung ist, sondern nur eine Hypothese über den Ursprung der Mahle und Mißbildungen ausmacht, welche also auch in Ansehung ihrer Gültigkeit nach den Regeln der Hypothesen geprüft werden muß. Diesen Regeln ist sie aber gar nicht angemessen. Der Embryo ist nämlich, schon von der ersten Anlage an, eine abgeschlossene Organisation, die sich aus sich selbst entwickelt, und zu der weder Nerven, noch auch Blut, sondern nur ernährende Säfte aus der Mutter gelangen (Tübinger Blätter für Naturwissenschaft und Arzneikunde, B. III. St. I. S. 128). Es ist also iene Erklärung nicht den uns bekannten Gesetzen der Natur in Ansehung der Ausbildung des Em-

bryo angemessen. Ferner müßten, nach der in der Hypothese enthaltenen Voraussetzung, regelwidrige Bildungen ieder Art am Körper des Embryo entstehen können, sobald die Mutter eine lebhafte und Schrecken einflößende Vorstellung davon hätte. Dies ist aber keineswegs der Fall, und der menschliche Körper ist nur gewisser Classen angeborner Verunstaltungen fähig, die unter Regeln stehen, wie die Erfahrung und die Gleichförmigkeit der Verunstaltungen ieder Classe lehrt. Da nun überdies diese Verunstaltungen auch noch dann häufig vorkommen, wenn die schwangere Mutter durch kein Bild davon erschreckt worden ist, oder gar keine Vorstellung davon gehabt hat, so muß ein von dem Wirken der Einbildungskraft der Mutter ganz verschiedener Grund der Mahle und Mißbildungen, welche die Kinder mit auf die Welt bringen, angenommen werden.

§. 70.

In den bisherigen Betrachtungen über die Einbildungskraft sind bereits manche Bedingungen und Gesetze, woran das Wirken derselben gebunden ist, angezeigt worden. Und ie mehr man auf die Umstände achtet, unter welchen es mit mannichfaltigen besondern Bestimmungen versehen vorkommt, desto einleuchtender wird auch, daß diese Bestimmungen keineswegs

Spiele des Zufalls ausmachen, wie es nach einer nur flüchtigen Betrachtung derselben den Anschein hat, sondern ihrem Ursprunge nach unter Regeln stehen.

§. 71.

Was nämlich die Lebhaftigkeit der Bilder der Einbildungskraft betrifft, so findet sie, wenn die Ursache davon nicht in besondern Reizen des Körpers (§. 65 und 66), oder in einer Krankheit enthalten ist, nach folgenden Regeln statt.

I. Die Richtung der Aufmerksamkeit auf die Gegenstände der äußern und innern Wahrnehmung, ferner die ernste Beschäftigung mit nützlichen Planen und Absichten für die wirkliche Welt, sind Hindernisse eines lebhaften Spiels der Einbildungskraft. Dieses entsteht erst, wenn die Empfindungen schwach und unbestimmt sind, oder den Geist wenig interessiren, ferner in der Einsamkeit, Dunkelheit und nach einer Erschöpfung der sinnlichen Erkenntnißkraft. Es setzt schon eine Kränklichkeit der Seele voraus, wenn starke Empfindungen lebhafte Lieblingsbilder der Phantasie rege machen.

II. Alle äußere und innere Empfindungen liefern zwar der Einbildungskraft Stoff zu

ihren Erzeugnissen. Allein sie vermag weit mehr die ersten, als die letzten mit Leichtigkeit und Treue abzubilden. Von dem äußerlich Angeschauten kann jedoch nur das durch's Gesicht und Gehör Erkannte mit vorzüglicher Lebhaftigkeit durch dieselbe dargestellt werden, wovon der Grund in der folgenden Regel enthalten ist.

III. Je klärer, deutlicher und interessanter eine Anschauung war, oder je tiefer sie sich durch ihr öfteres Daseyn dem Geiste gleichsam eingeprägt hat, desto getreuere und lebhaftere Bilder kann auch die Einbildungskraft von dem Gegenstande derselben erzeugen. Scharfsehende und scharfhörende Menschen übertreffen in der Erzeugung der Bilder von Farben und Tönen diejenigen, welche es nicht sind, und was jemand oft wahrgenommen hat, das liefert den meisten Stoff zu den Dichtungen seiner Einbildungskraft.

IV. Je kürzer die Zeit ist, welche zwischen der Anschauung eines Gegenstandes und der Erzeugung des Bildes davon verfloß, desto leichter ist es auch der Einbildungskraft, diesem Bilde Treue und Lebhaftigkeit zu geben. Die Blindgewordenen sind, wenn ihre Blindheit mehrere Jahre gedauert hat, nicht mehr fähig,

sich Farben vorzustellen, und träumen auch nicht mehr von gefärbten Dingen.

§. 72.

In Ansehung der Folge der Bilder der Einbildungskraft, sowohl auf Empfindungen, als auch auf Bilder von den Gegenständen derselben, hat man schon längst zwei Regeln bemerkt, wodurch die Folge geordnet und eine Verbindung eigener Art unter den Empfindungen und gewissen Bildern der Einbildungskraft, oder bloß unter diesen hervorgebracht wird, und iene Regeln Gesetze der Ideen-Association genannt. Das eine ist das Gesetz der Gleichzeitigkeit (Nachbarschaft, Coexistenz, des subiectiven Zusammenhanges), das zweite das Gesetz der Aehnlichkeit (Verwandtschaft, Affinität, des obiectiven Zusammenhanges).

Nach dem Gesetze der Gleichzeitigkeit folgen auf Empfindungen und Vorstellungen die Bilder von solchen Dingen, welche mit den Gegenständen iener Empfindungen und Vorstellungen im Raume bei einander, oder in der Zeit zugleich und bald nach einander wahrgenommen worden sind. Da aber die Einbildungskraft auch ihre eigenen Erzeugnisse erneuert, so kann

eine dem Gesetze der Gleichzeitigkeit entsprechende Verbindung unter diesen Erzeugnissen entstehen, wenn gleich die Folge derselben ursprünglich nicht durch jenes Gesetz bestimmt worden war. Die dadurch bewirkte Verbindung der Vorstellungen ist, im Vergleich mit der, durch das andere Gesetz hervorgebrachten, die dauerhafteste, und um dieselbe wieder aufzuheben, dazu wird große Anstrengung erfodert, besonders wenn sie vielmals statt gefunden hat. Dieses Gesetz ist übrigens auch der Grund, daß die Folge in den Dichtungen der Einbildungskraft, wenn gleich kein Einfluß eines Vorsatzes darauf vorhanden war, so viele Uebereinstimmung mit der Ordnung der Dinge in der wirklichen Welt hat.

Nach dem Gesetze der Aehnlichkeit folgen auf Empfindungen und Vorstellungen die Bilder von solchen Dingen, die mit den Gegenständen jener viele Eigenschaften gemein haben. Diese Eigenschaften können innere oder äußere, wesentliche oder außerwesentliche seyn, und daher reihen sich auch wohl jenem Gesetze gemäß die Bilder derjenigen Dinge an einander, die nur in Ansehung der Art, wie sie die Seele afficirten, nämlich angenehm, oder unangenehm, stark oder schwach, Aehnlichkeit mit einander

besitzen. Es steht dasselbe aber offenbar in Beziehung auf den Einfluß des die Dinge vergleichenden, und dadurch deren Aehnlichkeit bemerkenden Verstandes auf die Einbildungskraft, daher auch Ausbildung des Verstandes bei einem Menschen dazu beiträgt, daß in ihm die Folge der Bilder in der Einbildungskraft hauptsächlich durch das Gesetz der Aehnlichkeit bestimmt wird.

Die Folge der Bilder in der Einbildungskraft nach dem so genannten Gesetze des Contrastes ist, in den meisten Fällen, eine durch den Einfluß des forschenden Verstandes oder des Hanges des Herzens zu gewissen Gefühlen auf iene Folge nach dem Gesetze der Gleichzeitigkeit bestimmte Verbindung. Sie entsteht nämlich hauptsächlich dadurch, daß man Dinge vermittelst der Vergleichung mit ihrem Gegentheile aufzuklären, von unangenehmen Gefühlen aber durch die Vorstellung erheiternder Gegenstände sich zu befreien sucht.

Von den Associationen der Vorstellungen müssen die Associationen solcher Nerventhätigkeiten und Bewegungen in den willkürlichen Bewegungswerkzeugen, welche in einer gewissen Folge öfters statt gefunden haben, unterschieden werden. Diese befördern Fertigkeiten in Künsten und mechanischen Arbeiten, und scheinen

manchmal erblich werden zu können. Treviranus Biologie B. V. S. 368.

§. 73.

Allerdings geben die Gesetze der Ideen-Association über die Folge der Bilder der Einbildungskraft vielen Aufschluß. Aber sie erklären nicht iede Richtung, welche der Trieb nach der Aeußerung dieser Kraft wirklich erhält. Denn beide Gesetze schränken ia einander in Ansehung ihres Einflusses auf iene Folge ein, indem, was nach dem einen Gesetze in Verbindung steht, nach dem andern oft gar nicht auf einander folgen kann. Ein Ding hat ferner mit unzähligen andern Aehnlichkeit. Das Gesetz der Aehnlichkeit giebt aber darüber keine Auskunft, warum die Einbildungskraft, nach demselben wirkend, Statt einer Vorstellung nicht vielmehr eine andere, der vorhergegangenen gleichfalls ähnliche hervorgebracht hat. Und daß die ähnlichsten Vorstellungen sich immer an einander reihen, ist nicht der Erfahrung gemäß. Wenn aber vollends die Einbildungskraft unter dem Einflusse des Verstandes thätig gewesen ist, dann entsteht eine Ordnung unter den von ihr hervorgebrachten Vorstellungen und Bildern, welche nicht bloß durch die Gesetze der Ideen-

Association bestimmt wurde. Der Dichter beherrscht diese Gesetze durch die Kraft seines Geistes und macht sie seinen Absichten dienstbar.

§. 74.

Von dem großen, bald wohlthätigen, bald aber auch nachtheiligen Einflusse der Thätigkeiten der Einbildungskraft auf das gesammte geistige Leben des Menschen überzeugt uns bald die besondere Beschaffenheit dieses Lebens, wenn wir nur einige Aufmerksamkeit darauf verwenden.

Ohne Einbildungskraft würde nämlich unsere Erkenntniß, wie bei den Thieren, bloß auf die äußern und innern Empfindungen eingeschränkt seyn, und unser Begehren sich auch nie über die Gegenwart hinaus erweitern.

Das Bild ferner, das wir uns von einem Gegenstande nach bloßen Beschreibungen, oder nach einer frühern Anschauung davon gemacht haben, kann zur Deutlichkeit und Genauigkeit der Wahrnehmung des Gegenstandes viel beitragen, indem wir durch dasselbe auf mehrere Eigenschaften dieses Gegenstandes im voraus aufmerksam gemacht worden sind. Es kann aber auch bewirken, daß wir nichts weiter wahr-

nehmen, als was darin von dem Gegenstande vorgestellt worden ist, oder daß wir wohl gar, was nur im Bilde als Eigenschaft enthalten ist, zu empfinden glauben. Eben so erleichtert zwar die Einbildungskraft durch Darstellung des Aehnlichen und Gleichzeitigen dem Verstande die Auffindung des Beständigen oder der Gesetze in der Natur. Dieselbe spiegelt jedoch auch größere Aehnlichkeit unter manchen Dingen vor, als diese besitzen, wodurch eine fehlerhafte Uebertragung der Bestimmungen des einen Dinges auf viele andere entsteht.

Sehr groß ist auch der Einfluß der Erzeugnisse der Einbildungskraft auf die Neigungen und Bestrebungen. Das Allgemeine, das der Verstand gedacht hat, muß durch sie erst mit sinnlicher Deutlichkeit versehen worden seyn, wenn es Vorsätze erregen und den Willen leiten soll. Selbst die Eindrücke, welche die Begebenheiten in der Familie, im Staate und in der gesammten äußern Welt auf das Gemüth des Menschen machen, würden ohne allen Einfluß auf dessen Bestrebungen und Handlungen seyn, wenn die Einbildungskraft diesen Einfluß nicht vermittelte. Dadurch aber, daß von ihr das, mit der ersten Empfindung eines Dinges verbunden gewesene lebhafte angenehme oder

unangenehme Gefühl, sobald die Empfindung wieder statt findet, oder das Ding vorgestellt worden ist, erneuert wird, entsteht nicht nur zu dem empfundenen Gegenstande, sondern auch zu allen ihm ähnlichen eine fortdauernde Zuneigung oder Abneigung. Die erste Liebe, der erste Haß eines Menschen hatte oft auf dessen ganzes Leben einen fast unbegreiflichen Einfluß, weil dieser aus dunkeln Vorstellungen von jener Liebe und jenem Hasse herrührte. Aus den Wirkungen der Einbildungskraft ziehen ja auch alle Leidenschaften die Nahrung, wodurch sie groß und stark werden, und wer sich unserer Einbildungskraft bemächtiget, hat uns in seiner Gewalt.

Die Einbildungskraft ist es endlich auch, aus welcher der bei weitem größte Theil der Freuden und Leiden unsers Lebens entspringt. Dadurch nämlich, daß sie uns durch ihre Dichtungen in eine bessere Welt versetzt, als die wirkliche ist, in der Zukunft die größten Annehmlichkeiten verspricht und uns an den Zuständen anderer Menschen Antheil nehmen läßt, verschafft sie Genüsse, welche wir ohne sie gar nicht haben würden. Die aus andern Quellen herrührenden Genüsse werden aber von ihr vervielfältiget (indem wir uns solche durch deren

Hülfe im voraus verschaffen, und hinterher wieder erneuern), oder durch die Beziehungen, worin sie den Gegenstand derselben darstellt, gesteigert. Sie kann jedoch auch das Leben widrig machen, allen Genuß der Annehmlichkeiten durch die Vorstellungen von der Größe der Uebel in denselben verhindern, eine beständige Furcht und völlig ungegründete Besorgniß in Ansehung der Zukunft erregen, kleine Unannehmlichkeiten vergrößern, und ganz unschädlichen, oder wohl gar nützlichen Dingen die Gestalt der größten Uebel geben.

Durch die, in Ansehung des Genusses einer Sache im voraus erregte große Erwartung, wird deren Genuß sehr vermindert, weil er hinter der Erwartung zurückbleibt.

Das Sehen mit den leiblichen Augen ist mehrentheils weit weniger interessant oder gefährlich, als das Sehen mit den Augen der Einbildungskraft.

§. 75.

Keinem Menschen fehlt die Einbildungskraft gänzlich. Sie wirkt auch sehr früh, sowohl bloß wiederholend, als auch die Bilder von den empfundenen Gegenständen auf mannichfaltige Art verändernd, woraus die ersten

Aeußerungen der Selbstthätigkeit des Geistes bestehen. In Ansehung dessen aber, was sie darstellt, kommen dem Inhalte, und auch der Vollkommenheit nach, große Unterschiede unter den Menschen vor. Vermöge ihrer Natur und Gesetze richten sich nämlich die Erzeugnisse derselben, was den Stoff und auch die Form davon betrifft, nach der äußern und innern Welt, die ieder Mensch vor sich hat. Denn ob sie gleich, productiv wirkend, durch nichts gebunden zu seyn scheint, so haben doch die Gestalten der Dinge, welche sie alsdann aufstellt, mit den Formen, welche uns die Natur vorhält, immer Aehnlichkeit. Was aber die Vollkommenheit betrifft, welcher die Einbildungskraft fähig ist, so gehört dazu Leichtigkeit, Treue und Lebhaftigkeit. Daß nun bei allen Menschen hiezu gleiche Anlagen vorhanden seyen, möchte schwerlich bewiesen werden können. Inzwischen hängen doch iene Vollkommenheiten gewiß auch von öfterer Ausübung der Einbildungskraft ab. Die Ausübung wird aber immer gelingen, wenn sie in Ansehung eines Gegenstandes vorgenommen wird, der ein Interesse für uns besitzt und in der Anschauung genau aufgefaßt worden war. Wer alles mit

Gleichgültigkeit und obenhin betrachtet, kann sich auch nichts lebhaft vorstellen.

Die den Menschen von Kindheit auf umgebende Natur, und was er darin genießt und leidet, ist es, wodurch dessen Einbildungskraft befruchtet, oder gleichsam auf einen besondern Ton gestimmt wird. Die Verschiedenheit der Dichtungen über die sinnliche und übersinnliche Welt, welche bei ganzen Nationen vorkommen, steht in Beziehung auf die Gegend, welche sie bewohnen, und auf die Arbeiten und Gefahren, welche bei ihrer Lebensart statt finden. Der Anblick großer und fruchtbarer Ebenen, die mit Bäumen und Blumen geschmückt sind, und deren Schönheit durch einen heitern Himmel noch erhöhet wird, versieht die Einbildungskraft mit ganz andern Stoffen und Formen, als der Anblick von unfruchtbaren Steppen, Sandwüsten, Gebirgen, ununterbrochenen Waldungen, Eisfeldern, und Wolken und Nebeln, welche den Himmel nur selten sichtbar werden lassen.

Wenn Bilder der Einbildungskraft keine Ungereimtheiten enthalten sollen, so muß ihnen irgend eine Zusammensetzung in der Natur als Muster zu Grunde liegen. Für ein Verstandeswesen ist z. B., wenn es mit einem Körper versehen vorgestellt werden soll, keine andere Form, als die des menschlichen Körpers passend.

§. 76.

Da das Wirken der Einbildungskraft schon sehr früh anfängt, und zuerst lediglich durch die Sinnlichkeit bestimmt wird, so erhält sie leicht eine der Herrschaft, welche Verstand und Vernunft im Menschen ausüben sollen, sehr nachtheilige Stärke. Es ist daher von großer Wichtigkeit, ihre Thätigkeit einschränken zu können, und dieses Können findet so lange statt, als Seele und Leib sich im gesunden Zustande befinden. Ja wenn auch schon das Erzeugen gewisser Bilder zur Gewohnheit geworden wäre, so kann doch durch den Gebrauch folgender Mittel das Entstehen, oder zum wenigsten die gefährliche Lebhäftigkeit derselben verhindert werden.

Es sind bei jedem Menschen nur immer Bilder von besonderem Inhalte, welche eine seiner Selbstbeherrschung nachtheilige Stärke besitzen, und sie erhalten diese erst unter besondern Umständen und nach vorhergegangenen Veranlassungen. Verändert man die Umstände, und vermeidet man, was Veranlassung zu einem gefährlichen Bilde gegeben hat, so kann durch die Richtung der Aufmerksamkeit auf andere, für uns interessante Gegenstände das gefährliche Bild aus dem Bewußtseyn geschafft

werden. In dem, mit der Ausführung großer Zwecke eifrig beschäftigten Menschen kann die Einbildungskraft keine der Vernunft nachtheilige Herrschaft erreichen, und durch die Belebung des Sinnes für Wahrheit und Wissenschaft wird den Bildern derselben viel von den Reizen entzogen, die sie für den sehr sinnlichen Menschen haben. Wenn aber auch dadurch das Entstehen derselben, weil es mit von körperlichen Ursachen abhängt, nicht immer verhindert wird, so kann ihnen doch der Einfluß auf die Neigungen entzogen werden, der desto unwiderstehlicher wird, ie länger sie in ihrer Lebhaftigkeit fortdauern.

Sobald ein Hang zu gefährlichen Bildern vorhanden ist, muß ieder Zustand einer lebhaften Wirksamkeit der Einbildungskraft vermieden werden, denn in diesem Zustande geht sie leicht auf die gefährlichen Lieblingsbilder über, wenn sie auch anfänglich mit etwas Anderem beschäftiget war.

Endlich können auch die Gesetze der Ideen-Association dazu benützt werden, gefährliche Bilder unschädlich zu machen, oder sie sogar in solche, welche die Ausführung der der Vernunft angemessenen Vorsätze mit befördern, zu verwandeln. Hat man sich nämlich die Gegen-

stände jener Bilder nach ihren nachtheiligen Seiten öfters vorgestellt, oder anschaulich gemacht, so werden sich auch die Bilder mit Vorstellungen vergesellschaften, die ihnen den gefährlichen Einfluß auf die Triebe entziehen.

Die Größe und Wichtigkeit des Einflusses der Einbildungskraft auf das ganze geistige Leben des Menschen, ist in den neuern Zeiten immer mehr eingesehen worden, und dies hat zu tiefern und vollständigern Untersuchungen der Natur und Mannichfaltigkeit ihrer Wirkungen geführt. Von den besondern Schriften darüber verdienen hier folgende noch angezeigt zu werden:

Meister, über die Einbildungskraft. 1778.

Muratori, über die Einbildungskraft, mit Zusätzen von Richerz. II. 1785.

Maaß, Versuch über die Einbildungskraft. 1792.

§. 77.

Haben von den gegenwärtigen äußern Dingen oder innern Zuständen schon früher Empfindungen in uns statt gefunden, so findet sich das Bewußtseyn hievon entweder von selbst ein, oder kann durch unser Wollen hervorgebracht werden. Im ersten Falle erinnern wir uns eines ehemaligen Zustandes unsers

geistigen Lebens; im zweiten besinnen wir uns darauf. Wir können aber auch alles früher von uns Erkannte, wenn gleich das als gegenwärtig Wahrgenommene, oder von uns eben Gedachte damit in keiner Verwandtschaft steht, absichtlich wieder ins Bewußtseyn zurückrufen. Dasjenige, wodurch dies vermittelst wird, heißt das Gedächtniß. Es befördert die Erneuerung der Erkenntniß dessen, wovon wir schon früher eine Kenntniß besaßen, deren wir uns aber längere oder kürzere Zeit hindurch nicht bewußt geworden sind, durch ein Vorstellen, welches wegen der Beziehung auf schon gehabte Erkenntnisse im Deutschen auch ein Denken genannt wird.

Mit der Einbildungskraft ist die Erinnerungskraft theils durch Bedingungen, welche zur Wirksamkeit beider erfoderlich sind (§. 83), theils durch die Abhängigkeit der Folge der Vorstellungen in denselben von den nämlichen Gesetzen (§. 72) nahe verwandt. Aber die Wirksamkeit der Erinnerungskraft ist von größerem Umfange, denn sie bezieht sich auch auf die durch das Abstrahiren erzeugten Begriffe des Verstandes. Ferner macht diese Wirksamkeit schon ihrem Wesen nach eine Art des Denkens aus, oder erfodert Vergleichung, steht also mit dem Verstande in Verbindung, und wird auch

vom Gebrauche der Sprache sehr unterstützt, da hingegen beim Wirken der Einbildungskraft die Mitwirksamkeit des Verstandes fehlen kann.

§. 78.

Gedächtniß und Erinnerung sind zur Cultur des menschlichen Geistes unentbehrlich; denn sie bedingen alle Thätigkeit der Einbildungskraft, und viele der wichtigsten Ausübungen des Verstandes. Auch gehören sie zu den wundervollsten Einrichtungen unsers geistigen Lebens. Was nämlich oft sehr lange im Dunkel der Bewußtlosigkeit verborgen gelegen hat, wird dadurch wieder ans Tageslicht des Bewußtseyns gebracht.

Höchst merkwürdig ist aber noch, daß die Erinnerungen der vergangenen Begebenheiten unsers Lebens und der Kenntnisse, die wir durch Beobachtung, Nachdenken und vermittelst der Belehrungen durch Andere erworben haben, die größte Zuverlässigkeit besitzen. Ein dem Geiste nach gesunder Mensch läßt sich diese Zuverlässigkeit eben so wenig streitig machen, als die Gewißheit des Bewußtseyns seiner selbst, wovon der Grund in dem Zusammenhange der Erinnerungen mit dem Selbstbewußtseyn enthalten ist. Dieses ist nämlich nicht

auf den gegenwärtigen Zustand unsers Ich, oder gar nur auf diejenige Beschaffenheit desselben beschränkt, nach welcher es den Mittelpunct alles Erkennens und Wollens ausmacht, sondern enthält zugleich dessen individuelle Bestimmungen durch die früheren Zustände, worin es sich leidend oder selbstthätig befunden hat (§. 19). Die Erinnerung der Vergangenheit und der bereits erworbenen Kenntnisse ist daher als eine Aufhellung der ehemaligen Zustände unsers Ich, bald durch das Bewußtseyn des Gegenwärtigen veranlaßt, bald aber auch durch unsern Vorsatz hervorgebracht, zu denken. Man könnte mithin auch sagen: Erinnerungen sind eigentlich nur Verstärkungen desjenigen Bewußtseyns ehemaliger Bestandtheile unsers geistigen Lebens, welches Bewußtseyn zwar im Ich während des Wachens immer mit vorhanden ist, aber schwach, verworren und größtentheils in ein Dunkel gehüllt. Die deutliche Erinnerung umfaßt jedoch niemals die ganze Vergangenheit unsers geistigen Lebens, sondern enthält nur einzelne Theile daraus.

§. 79.

Der Erinnerung haben wir ferner, und zwar ganz allein, die Kenntniß von der Zeit,

worin alle Dauer und Veränderung der Gegenstände der äußern Welt und unsers Innern statt findet, mithin die Kenntniß sehr wichtiger Beschaffenheiten des Wirklichen zu verdanken. Dauer und Veränderung bestehen nämlich aus einem Nacheinanderseyn, und dieses ist nur in der Zeit möglich, wie das Außereinanderseyn nur im Raume statt finden kann. Zwar wird das Zugleichseyn mehrerer Dinge auch auf die Zeit bezogen. Allein wenn man sagt, daß gewisse Dinge zu gleicher Zeit existiren oder sich zugetragen haben, so wird dadurch nur das Seyn derselben nach einander, oder zu verschiedenen Zeiten verneint. Und wenn wir mehrere Körper als gegenwärtig sehen, oder mehrere Schälle zugleich vernehmen, so kommt darin nichts von solchen Verhältnissen der Körper und Schälle zu einander vor, welche die Annahme der Zeit nöthig machten. Nur das Nacheinanderseyn verkündigt also ein Seyn in der Zeit. Fehlte uns daher die Erinnerung des Vergangenen, so würde uns auch alle Erkenntniß der Zeit fehlen. Sollen wir z. B. davon wissen, daß ein Körper sich aus einer Stelle in die andere bewegt, welches in der Zeit geschieht, so muß mit der Wahrnehmung desselben in der Stelle, worin wir ihn eben sehen,

die Erinnerung davon verbunden seyn, daß er vorher in einer andern Stelle vorhanden war. Eben so verhält es sich mit den Zuständen in uns. Fehlte beim Bewußtseyn des davon Gegenwärtigen, die Erinnerung eines vor ihm in uns vorhandenen Zustandes, so wäre iener für uns nicht in der Zeit vorhanden. Wie nun aus der Erkenntniß des Außereinanderseyns der Dinge die Vorstellung vom Raume gebildet worden ist, eben so entstand aus der Erkenntniß des Nacheinanderseyns die Vorstellung von der Zeit.

Die im §. enthaltene Angabe der Art und Weise, wie der Mensch zur Kenntniß der Zeit gelangt, ist eben so sehr der Lehre der kantischen Schule hierüber widersprechend, wie die oben §. 52 — 53. über die Erkenntniß durch die sinnlichen Empfindungen aufgestellte Theorie der kantischen Lehre vom Raume. Dies geht aber ganz natürlich zu. Denn was wir vom Ursprunge der Erkenntniß des Raumes und der Zeit gesagt haben, ist durch das Verfahren nach den Regeln der Naturforschung gewonnen worden. Kant hingegen geht in der Lehre vom Raume und von der Zeit von der Voraussetzung aus, daß es in der menschlichen Erkenntniß nothwendige synthetische Urtheile gebe, worin er sich iedoch irrte, wie ich aus den Grundgesetzen für das Verbinden der Vor-

stellungen durch den Verstand im IIten Bande der Kritik der theoretischen Philosophie S. 141 ff. dargethan habe, wogegen auch bis iezt nichts Erhebliches vorgebracht worden ist. Den für iene Urtheile nöthigen Wahrheitsgrund bestimmte aber Kant dem Wahrheitsgrunde der zufälligen synthetischen Urtheile analogisch. Denn weil der Grund dieser Urtheile in der empirischen Anschauung gegeben ist, so nahm er an, es müsse auch eine reine oder a priori vorhandene Anschauung in der Sinnlichkeit geben, die der Verbindung des Prädicates mit einem davon dem Inhalte nach ganz verschiedenem Subiecte Nothwendigkeit ertheile. Diese Anschauung glaubte er in den Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen gefunden zu haben, und daraus die nothwendige Gültigkeit der Axiome der Geometrie und Arithmetik, die nach ihm großentheils nothwendige synthetische Urtheile seyn sollen, ableiten zu können. Das Verhältniß iener Vorstellungen zu den Dingen außer uns und zu den Veränderungen in uns bestimmte er aber dahin, daß sie die Formen des äußern und innern Wahrnehmens ausmachten. Hiedurch erhielten dessen Lehren von der äußern und innern Sinnlichkeit eine Symmetrie, und wurden durch die Folgerungen aus denselben in Ansehung des Werthes menschlicher Erkenntnisse von dem Wirklichen in der Natur die Grundlage des Systems des transscendentalen Idealismus. Auf dem Wege aber, den Kant

eingeschlagen hatte, konnte er unmöglich das Richtige finden, und sein großes Talent zur Speculation war nicht vermögend, das wieder gut zu machen, was in der Methode bei der von ihm angestellten Nachforschung über die Quellen der menschlichen Erkenntniß versehen worden war. Unsere Erkenntniß durch die Sinne ist in vielen Stücken ganz anders beschaffen, als sie seyn müßte, wenn die kantische Theorie vom Raume und von der Zeit Wahrheit hätte. Nach dieser Theorie ist nämlich der Raum mit seinen drei Dimensionen die Form alles durch den äußern Sinn Erkannten. Das bei den Philosophen sehr vieldeutige Wort Form braucht aber Kant im Sinne der Logiker. Wäre nun der Raum eine solche Form, so müßte alles als etwas Aeußeres Empfundene mit den drei Dimensionen versehen erkannt werden. In einem Geschmacke, Geruche und Tone kommen iedoch die drei Dimensionen nicht vor, ob iene gleich als etwas Aeußeres empfunden worden sind. Bei dem aber, was wir sehen, werden nur zwei davon angetroffen, nämlich Breite und Länge. Bloß das mit der Hand Umfaßte, und unser durch's Gefühl erkannter Leib, nebst den Theilen desselben, werden immer mit den drei Dimensionen versehen erkannt. Daß aber die Annahme eines innern Sinnes aus dem Mißbrauche des Wortes Sinn entstanden sey, ist schon oben (§. 21) dargethan worden. Die Zeit kann mithin auch

nicht die Form des innern Sinnes ausmachen, und die Erinnerung, durch die wir allererst von einem Nacheinanderseyn und von der Zeit, worin es statt findet, etwas wissen, ist auch keine Form an gewissen Erkenntnissen.

§. 80.

Die Erinnerung ehemaliger Erkenntnisse würde, wie es scheint, nicht möglich seyn, wenn sie nicht auf irgend eine Art in uns fortgedauert hätten. Dasjenige, wodurch ein solches Fortdauern bewirkt werden soll, ist auch das **Gedächtniß** genannt worden. Manche dachten dasselbe als eine Art von Behältniß, worin fertige Vorstellungen von dem, was im Bewußtseyn vorgekommen ist, zu einem künftigen Gebrauche aufbewahrt würden, nahmen zu diesem Behufe besondere im Gehirne fortdauernde Eindrücke an, die sie materielle Ideen nannten, und versuchten, nicht nur die Thätigkeit der Erinnerungskraft, sondern auch die sich hierauf beziehenden Gesetze aus der Beschaffenheit und dem Zusammenhange iener Eindrücke abzuleiten. Die gänzliche Unbrauchbarkeit dieser Erklärung der Natur des Gedächtnisses ist iedoch bereits hinreichend dargethan worden *). Was aber die Erfahrung betrifft, daß gewisse Krankheiten,

Verletzungen des Gehirns, besonders durch starke Schläge und Stöße auf's Hinterhaupt, und der Genuß mancher Dinge den nachtheiligsten Einfluß auf das Gedächtniß haben **), so geben sie der Behauptung, daß der Grund des Gedächtnisses im Gehirne enthalten sey, noch keine Gewißheit. Man kann nämlich dem Gedächtnisse auch das in iedem Menschen individuell bestimmte Bewußtseyn, und eine Fähigkeit des Ich, die dunkel gewordenen ehemaligen Zustände seines geistigen Lebens wieder ins deutliche Bewußtseyn zu bringen (§. 78), zur Grundlage geben, die Aeußerung dieser Fähigkeit aber, wie iede Art des Bewußtseyns, durch einen besondern Zustand des Gehirns in Ansehung der organischen Lebensthätigkeit gewisser Theile desselben bedingt denken (§. 28); und diese Vorstellung vom Gedächtnisse ist zum wenigsten mit allen Erscheinungen der Stärke, Schwäche und des Verlustes desselben vereinbar. Denn da z. B. ein gutes Gedächtniß sich nicht auf Alles, was im Bewußtseyn vorhanden gewesen ist, sondern nur auf manche Theile davon bezieht (§. 82), so darf die ihm zu Grunde liegende Kraft, so wie auch die der Erinnerung, welche die zum Bewußtseyn gelangte Aeußerung von iener ausmacht, nicht

für eine von den übrigen Kräften des Geistes verschiedene Kraft, sondern nur für einen diesen Kräften wesentlich beiwohnenden Trieb, das Erzeugniß ihrer Thätigkeit zu erhalten und nach gewissen Veranlassungen dazu wieder zum Bewußtseyn zu bringen, dessen Stärke sich daher auch mit nach der Stärke der ersten Aeußerung der Kräfte richtet, genommen werden.

*) Reimarus über die Unmöglichkeit bleibender örtlicher Gedächtnißeindrücke, Hamburg 1812. Daß die Erscheinungen, welche bei dem partiellen Vergessen vorkommen, mit der Theorie über diese Eindrücke unvereinbar sind, wird im 86sten §. noch besonders gezeigt werden.

**) Beispiele vom Verluste des Gedächtnisses durch Krankheiten enthalten Hallers Elementa physiologiae T. V. p. 539.

§. 81.

Ein gänzlicher Mangel des Gedächtnisses kommt bei keinem erwachsenen Menschen vor. Es ist aber bei verschiedenen Menschen in sehr verschiedenen Graden wirksam. Ein gutes Gedächtniß wird dem beigelegt, der, was er lernen und seinem Geiste gleichsam einprägen will, wenn es auch einen großen Umfang hat, sich leicht aneignet, es lange behält und sogleich,

wie er nur will, ohne Weglassung gewisser Bestandtheile und ohne alle Veränderung (gleichsam unversehrt) zur Erinnerung bringen kann. Die zuletzt angeführte Beschaffenheit eines guten Gedächtnisses befördert nicht nur die Benutzung der bereits erworbenen Kenntnisse zur Bildung neuer Einsichten, sondern auch die Befolgung der angenommenen praktischen Grundsätze und die Ausführung unserer Vorsätze.

Was wir das Gedächtniß nennen, ist nächst der Fähigkeit des Gefühls vom Leibe und der Erkenntniß durch die Sinne in den Thieren am weitesten verbreitet. Ohne dasselbe würden manche Thiere gar nicht leben und z. B. ihre Nester und Höhlen nicht wieder finden können. Aber bei den Thieren wirkt das Gedächtniß auf eine aus dem menschlichen Gedächtnisse gar nicht erklärbare Art, wie bei der Biene der Fall ist, wenn sie den Stock wieder findet, von dem sie sich der Einsammlung des Honigs wegen weit entfernt hatte. Der Mensch würde ohne Gedächtniß auch nicht leben können. Bei ihm sind aber dessen Functionen nicht auf die Selbsterhaltung eingeschränkt, sondern bedingen zugleich die Thätigkeit des Verstandes.

§. 82.

Die zu einem guten Gedächtnisse erfoderlichen Beschaffenheiten sind jedoch selten ver-

einigt vorhanden. Wer etwas leicht ins Gedächtniß bringen kann, ist mehrentheils unvermögend, es darin lange aufzubewahren. Am meisten beachtungswerth ist aber, daß die in einem vorzüglichen Grade vorhandene Güte des Gedächtnisses und der Erinnerungskraft sich nie auf alle Arten von Erkenntnissen erstreckt, sondern mit den einem Menschen verliehenen Talenten in Verbindung steht. Mancher, der im Stande ist, eine lange Reihe musikalischer Töne zu behalten, und sie mit der größten Treue ins Bewußtseyn zurückzurufen, hat oftmals für andere Dinge ein sehr schlechtes Gedächtniß. Besonders lehrt die Erfahrung, daß diejenigen, deren Gedächtniß sich in Ansehung des Sinnlichen und des Behaltens der Namen und Zahlen auszeichnet, für die Erkenntnisse durch Verstand und Vernunft mehrentheils nur ein schlechtes Gedächtniß besitzen. Man hat daher auch das Wort- oder Zeichengedächtniß von dem Sachgedächtniß unterschieden, und auf diesen Unterschied muß bei der Beantwortung der Frage: Ob ein gutes Gedächtniß das Zeichen eines guten Kopfes sey? besonders Rücksicht genommen werden.

Die meisten von den Beispielen einer außerordentlichen Stärke des natürlichen Gedächt-

nisses, welche Quintilianus Instit. Orator. L. XI. c. 2., Gesner in der Chrestomathia Pliniana Sect. XII - XIV. und Richerz in den Zusätzen zum Muratori über die Einbildungskraft Th. I. S. 198. gesammelt haben, betreffen das so genannte Wortgedächtniß. Durch Hülfe desselben brachten es auch Thomas Fuller, ein Negersklave in Virginien, und der Engländer Jedediah Buxtan, zu einer erstaunenswürdigen Stärke im Kopfrechnen. Die Urbewohner von Amerika können, ihrer sonstigen Geistlosigkeit ungeachtet, Reden der Missionäre, die Stunden lang gedauert haben, ohne einen Satz oder ein Wort zu verändern und auszulassen, wieder hersagen. Dieselben Amerikaner sind ferner im Stande, einen Menschen nach vielen Jahren unter mehreren Andern auf den ersten Blick sogleich wieder zu erkennen, wenn er auch ganz anders gekleidet ist. Und eine Gegend, worin sie einmal gewesen sind, beschreiben sie nach langer Zeit mit allen darin vorkommenden Stegen, Hügeln, Flüssen und sonstigen Beschaffenheiten auf's Genaueste.

§. 83.

Die Gesetze, worunter die Wirksamkeit des Gedächtnisses und das Erinnern stehen, sind folgende. Erstens. Beide fangen erst dann an, sich in einem vorzüglichen Grade zu

äußern, nachdem die Empfindungen durch den Verstand zu genauern Erkenntnissen ausgebildet worden sind, und einige Fertigkeit im Gebrauche der Wortsprache erworben worden ist. Die Erinnerung geht daher auch nie über die Zeit des Gelangens zu dieser Fertigkeit hinaus. Zweitens. Was stark in die Sinne fällt (z. B. große Gestalten, glänzende Erscheinungen, starker Schall), ferner das Harmonische (z. B. Verse) wird bald in's Gedächtniß gefaßt, lange darin aufbewahrt und leicht in's Bewußtseyn zurückgerufen. Drittens. Dasselbe gilt von Gedanken, die deutlich gemacht, und den logischen Gesetzen gemäß geordnet worden sind. Köpfe von lebhafter Einbildungskraft und scharfem Verstande besitzen daher immer auch ein gutes Gedächtniß. Viertens. Alles Interessante (z. B. das Neue und Seltene), und was auf unsere Lieblingsneigungen, Plane in der Welt und Individualität Beziehung hat, wird leicht behalten, und stellt sich fast von selbst zu einer zweckmäßigen Erinnerung daran ein. Fünftens. Die Verbindung der Vorstellungen nach den Gesetzen der Ideen-Association (§. 72) erleichtert auch die Erinnerung derselben, daher das Auswendiglernen einer Gedankenreihe durch öftere Wiederholung, wenn

man sich dabei des Inhalts der Gedanken deutlich bewußt ist, befördert wird. Sechstens. Die Erinnerung des eben erst Erfahrnen und Gedachten ist leichter und treuer, als desjenigen, was vor langer Zeit im Bewußtseyn vorhanden war. Von dieser Regel kommt aber bei dem Greise eine Ausnahme vor, weil im hohen Alter nichts mehr einen lebhaften Eindruck auf den menschlichen Geist macht.

Daß Menschen sich in der Erinnerung mehr mit den unangenehmen, oder mit den angenehmen Vorfällen ihres Lebens beschäftigen, hängt von ihrer Gemüthsstimmung ab. Im Ganzen genommen machen aber Noth und Unglücksfälle einen tiefern Eindruck auf die Seele, als Freuden und Genüsse, weil jene Besorgnisse für's Leben erregen und die Kräfte zum Widerstand dagegen auffodern. Daher ist auch die Erinnerung derselben leichter und lebhafter, als die der genossenen Annehmlichkeiten.

§. 84.

Wie jede Kraft im Menschen, so ist auch die des Gedächtnisses und der Erinnerung der Uebung bedürftig, um zu einer vollkommnern Thätigkeit zu gelangen. Diese Uebung wird ihr jedoch mehrentheils schon mit der Ausbil-

dung der übrigen Zweige der Erkenntnißfähigkeit zu Theil, und viele Menschen besitzen daher ein gutes, oder wohl gar starkes Gedächtniß, bei deren Erziehung zur Verstärkung desselben nichts gethan worden ist. Man kann aber auch durch angemessene Uebungen dessen Wirken sehr erhöhen. Die Regeln, welche hiebei zu befolgen sind, müssen aus den im vorhergehenden §. angegebenen Naturgesetzen des Gedächtnisses und der Erinnerung abgeleitet werden, und liefern eine allgemeine Gedächtnißkunst (Mnemonik), die einen Zweig der Erziehungskunst ausmacht, und der natürlichen Entwickelung des Gedächtnisses nachhilft. Von welcher Nothwendigkeit die Anwendung derselben in jetziger Zeit sey, bezeugen die immer mehr überhand nehmenden Klagen über die Schwächen des Gedächtnisses. Die Kunst des Memorirens ist von jener Gedächtnißkunst ein besonderer Theil, und hat zur Absicht, es möglich zu machen, eine nach Regeln verfertigte Rede auswendig herzusagen. Ein höherer Grad der hiebei möglichen Herrschaft des Geistes ist es, wenn während des Hersagens einzelne Gedanken und Wörter den eben eingetretenen Umständen und augenblicklichen Eingebungen angemessen verbessert werden.

Das vorzüglichste Mittel der Erwerbung dieser Kunst ist, daß man die Rede beim Auswendiglernen immer nach dem Inhalte und Zusammenhange ihrer Theile genau durchdenke, und von einem Interesse für den Gegenstand und den Zweck der Rede während des Hersagens erfüllt bleibe.

§. 85.

Was aber diejenige, oftmals sehr gerühmte Gedächtnißkunst betrifft, wodurch es möglich seyn soll, das geschwinde und treue Behalten sehr vieler Vorstellungen zu einer Vollkommenheit zu bringen, die das gewöhnliche Maß des Gedächtnisses bei weitem übersteigt; so bestehen die Mittel, welche zu dieser Absicht angewendet werden, darin, daß dasjenige, was dem Gedächtnisse eingeprägt werden soll, nach den Gesetzen der Ideen-Association mit bekannten und bereits geläufigen Vorstellungen in Verbindung gebracht wird. Diese Vorstellungen heissen Gedächtnißbilder, und es sind dergleichen sowohl für das Behalten des Stoffes, als auch für das Behalten der Ordnung oder Folge der Vorstellungen aufgestellt worden. Zu Stoffbildern der Namen und Wörter dienen wiederum Namen und Wörter, die durch ihre Sylben

mit jenen Aehnlichkeit haben; und in Ansehung der zu behaltenden Zahlen werden bekannte Dinge in der Natur, deren Gestalt mit den Zahlzeichen einige Aehnlichkeit hat, angewendet. Zu Ordnungsbildern hingegen sind Räume, z. B. die Wände eines Zimmers, und die Theile eines Hauses, oder bekannte Ordnungen gewisser Begriffe (wie sie z. B. in der Topik der Alten aufgestellt wurden) und Zeichen (z. B. der Buchstaben und Zahlen), oder endlich die Verbindung dieser Ordnungen mit jenen Räumen gebraucht worden. Die Gedächtnißkünstler versichern freilich, daß sich durch den Gebrauch solcher Bilder auch ein schwaches Gedächtniß zu wunderbarer Stärke bringen lasse. Was sie aber damit bei sich selbst ausrichteten, übertraf niemals dasjenige, was ein sehr gutes Gedächtniß auch ohne dergleichen Hülfsmittel zu leisten vermag. Und das Behalten einer großen Zahl von Gedächtnißbildern setzt ja schon ein gutes Gedächtniß voraus. Auch läßt sich leicht einsehen, daß die auf dem Gebrauche der Gedächtnißbilder beruhende Gedächtnißkunst der wahren Vollkommenheit der Erinnerungskraft und dem Gebrauche des Verstandes großen Abbruch thun müsse. Da nämlich die Gedächtnißbilder mit den Vorstellungen, woran sie erinnern

sollen, in gar keiner Verwandtschaft für den Verstand stehen, so gewöhnt der Gebrauch jener Bilder unvermeidlich an ein ganz geistloses Spiel der Einbildungskraft. Ferner muß durch den häufigen Gebrauch der Gedächtnißbilder ein Mechanismus in der Erinnerung entstehen, welcher den Verlust alles freien Gebrauchs dieser Kraft, und besonders den Verlust der Fähigkeit, in den Vorräthen des Gedächtnisses dasjenige aufzufinden, was dem jedesmaligen Zwecke angemessen ist, zur Folge hat. Endlich ist auch bei jener Kunst auf dasjenige, was die Erinnerungskraft am meisten stärkt und belebt, gar keine Rücksicht genommen worden.

Die Gedächtnißkunst der Alten, welche Cicero de Oratore L. II. c. 86-88., der Verfasser der Bücher ad Herennium L. III. c. 16-24. und Quintilianus I. O. L. XI. c. 2. beschrieben haben, und die wohl nicht vom Simonides Ceus, sondern von einem Sophisten für die Ausübung der Beredtsamkeit, deren erste Lehrer die Sophisten waren, erfunden worden seyn mag, sollte keine Wunder des Gedächtnisses bewirken, sondern nur dazu dienen, das Erlernen und Hersagen einer Rede zu erleichtern. Auch wurden darin bloß solche Mittel empfohlen, die fast Jedermann gebraucht, um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen. Als

das vorzüglichste dieser Mittel ward aber immer eine gute, und den Gesetzen des Verstandes angemessene Anordnung der Rede gerühmt. Erst in den neuern Zeiten hat man dem, durch den Gebrauch der Gedächtnißbilder erkünstelten Gedächtnisse einen großen Werth beigelegt, und ihn als ein wichtiges Mittel der Gelehrsamkeit angepriesen. Die neuesten Versuche, demselben die größte Vollendung zu geben, sind enthalten in Aretin's systematischer Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, 1810.; und in der Mnemonik oder praktischen Gedächtnißkunst (nach Greg. de Feinaigle), 1811. Die Zuverlässigkeit der Nachricht des Muretus von den Gedächtnißwundern, die ein Corse durch Hülfe des erkünstelten Gedächtnisses verrichtet haben soll, ist schon von Gesner'n in der Chrestomatia Pliniana c. XIII. Anm. 12. gewürdigt worden.

§. 86.

Die Vergeßlichkeit besteht aus einer Schwäche der Fähigkeit, etwas im Gedächtnisse aufzubewahren und zur Erinnerung zu bringen. Sie findet in sehr verschiedenen Graden statt. Dazu gehört nämlich auch schon, daß nur dunkle und unbestimmte Erinnerungen entstehen, oder daß bei den Vorstellungen alles Bewußtseyn ihrer Beziehung auf bereits erlebte That-

sachen fehlt, in welchem Falle sie für etwas Neues im Bewußtseyn gehalten werden. Dieser Schwäche der Erinnerungskraft steht eine andere gegen über, wodurch bloße Geschöpfe der Einbildungskraft für Erinnerungen aus dem vergangenen Leben genommen werden, die bei Köpfen von lebhafter Einbildungskraft häufig vorkommt, daher auch Dichter mehrentheils ungetreue Geschichtschreiber sind. Vorzüglich sagt man aber, daß etwas vergessen worden sey, wenn eine Unfähigkeit des Zurückrufens ins Bewußtseyn in Ansehung desselben statt findet. Diese Unfähigkeit ist iedoch nicht immer eine absolute, indem bekanntlich Vieles wieder zur deutlichen Erinnerung gelangt, was lange Zeit hindurch aus dem Gedächtnisse gänzlich verschwunden zu seyn schien.

Oftmals ist die Vergeßlichkeit eine Folge der Schwäche aller Geisteskräfte, daher sie bei Kindern, ganz rohen Wilden, Blödsinnigen und kindisch gewordenen Greisen häufig angetroffen wird.

Völlerei, unmäßiger Genuß berauschender Getränke und wollüstige Ausschweifungen schwächen aber auch das Gedächtniß ungemein.

Höchst räthselhaft und gänzlich unvereinbar mit dem, was man über die besondere Beschaf-

fenheit der Mitwirksamkeit des Gehirns bei den Thätigkeiten des Gedächtnisses angenommen hat (mit der Lehre vom Nervengeiste und von den materiellen Ideen), sind die Einschränkungen, welche an der Vergeßlichkeit vorkommen, wenn sie die Folge gewisser Krankheiten des Körpers war. Sie betraf alsdann manchmal nur gewisse Theile der Vergangenheit, oder nur einzelne Wörter und Buchstaben, oder besondere Fertigkeiten, z. B. des Schreibens und Lesens des Geschriebenen bei fortdauernder Fähigkeit des Lesens des Gedruckten, oder bloß einen einzigen Abschnitt einer ehemals auswendig gelernten Rede.

Die Abhängigkeit des Gedächtnisses und der Erinnerung von besondern Zuständen des organischen Lebens des Nervensystems bezeugen auch die Thatsachen von einer höhern Thätigkeit derselben in manchen Nervenkrankheiten, wodurch der Kranke fähig war, sich in Sprachen auszudrücken, oder Kenntnisse von Dingen zu entwickeln, wovon er in frühern Jahren nur eine unvollkommene Einsicht erworben hatte, und die er nachher sogar gänzlich aus dem Gedächtnisse verloren zu haben schien. Mehrere Thatsachen dieser Art sind von Tissot im Traitè des nerfs Tom. II. P. I. p. 316. Paris 1779. und von Rush in den medicinischen Un-

tersuchungen und Beobachtungen über die Seelenkrankheiten, deutsch, Leipzig 1825. angeführt worden.

Viele Zerstreuung und häufiges Romanenlesen schwächen das Gedächtniß dadurch, daß sie daran gewöhnen, alles nur oberflächlich zu betrachten und aufzufassen.

Wenn das Besinnen auf etwas nicht sogleich gelingen will, so wird es selten durch angestrengte Bemühung, die noch dazu kopfangreifend ist, befördert. Zweckmäßiger ist, mit anderen Dingen den Geist zu beschäftigen, und nur von Zeit zu Zeit die Besinnung zu versuchen, indem alsdann dieselbe nach den Gesetzen der Ideen-Association befördert wird.

Die Erfindung der Schreibkunst hat einigen Ersatz für den Mangel eines guten Gedächtnisses geliefert, daher auch, wenn sie eingeführt ist, das Gedächtniß nicht mehr so viel, wie vorher, geübt wird. Soll aber das Aufschreiben zu einem Mittel dienen, gewisse Gedanken besser zu behalten, so muß damit ein deutliches Bewußtseyn des Inhaltes der Gedanken und des Zuwachses, den unsere Einsicht von einer gewissen Sache dadurch erhalten hat, verbunden seyn.

Dritter Abschnitt.

Von dem Verstande und der Vernunft.

§. 87.

Durch die Wörter **Verstand** und **Vernunft** wird, wie durch die ihnen entsprechenden Wörter in andern Sprachen (λογος, νους, ratio, intellectus), die dem menschlichen Geiste inwohnende Befähigung zu Vorzügen im Erkennen und Handeln angezeigt, wodurch er die Thiere übertrifft. Diese Befähigung ist daher auch das **höhere Erkenntnißvermögen** zum Unterschiede von dem **niedern**, wozu die sinnliche Erkenntnißkraft und das Gedächtniß gehören sollen, genannt worden. Worin bestehen denn aber jene Vorzüge, und welche Verschiedenheiten finden daran statt? Hierüber kann uns allein eine genaue Beobachtung und Erwägung der im Wissen und Können schon zu höherer Ausbildung gelangten menschlichen Natur sichere Auskunft geben. Da wir nun bereits einen Hauptunterschied an den Erkenntnissen kennen gelernt haben, nach dem sie entweder aus Wahrnehmungen gegenwärtiger Dinge, oder aus bloßen Vorstellungen von Dingen bestehen; so wollen wir, auf diesen Unterschied

Rücksicht nehmend, zuerst dasjenige, was der Verstand in Ansehung der Erkenntniß durch's Wahrnehmen leistet, und hernach, was wir ihm in Ansehung der Erkenntniß durch's Vorstellen zu verdanken haben, aufsuchen und bestimmen, wodurch zugleich dessen Einfluß auf menschliche Bestrebungen aufgeklärt werden wird.

§. 88.

In der Wahrnehmung der Dinge außer uns und des Wechsels der Zustände in uns, ist zwar schon ein Bewußtseyn der Unterschiede an jenen Dingen und an diesen Zuständen vorhanden. Unstreitig trägt auch die angeborne Vollkommenheit und die Uebung der Sinnwerkzeuge dazu viel bei, daß das empfundene Aeußere klar und deutlich erkannt werde. Der Mensch kann jedoch durch die Verstärkung der Aufmerksamkeit auf das Wahrgenommene und durch ein Nachdenken darüber, die Erkenntniß davon zu größerer Bestimmtheit bringen (m. vergl. das hierüber §. 55. S. 121 ff. bereits Angeführte). Es entsteht dadurch nämlich eine Erkenntniß des Unterschiedes der Theile des Wahrgenommenen von einander, ferner eine Erkenntniß des Verhältnisses einzelner Theile zum Ganzen, endlich eine Erkenntniß des Verhält-

nisses dieses Ganzen zu andern Dingen in Ansehung seiner Aehnlichkeiten mit denselben oder seiner Verschiedenheiten von denselben. Die Erkenntniß des Organischen und seines Unterschiedes von dem Unorganischen erfodert ein Nachdenken über jenes, über die Beziehung seiner Theile zu einander und auch über die Beschaffenheit seiner Lebensäußerungen, und würde ohne dieses Nachdenken nicht zu Stande gekommen seyn. Mit einem geübten Verstande lassen sich bessere und genauere Beobachtungen anstellen, wenn Schwäche und Stumpfheit der Sinne es nicht verhindern, als mit einem ungeübten. Und so groß auch immer die Genauigkeit der Wahrnehmungen der Thiere seyn mag, daß sie darin vom Menschen bei weitem übertroffen werden, bleibt doch unbestreitbar.

Daß wir das in der Wahrnehmung eines äußern Gegenstandes enthaltene Mannichfaltige als zu einem besondern Ganzen verbunden erkennen, ist nicht aus einer zur Wahrnehmung hinzugekommenen Thätigkeit des Verstandes abzuleiten, wie Kant that, um den Kategorien Beziehung auf das Entstehen sinnlicher Erkenntnisse von Objecten zu verschaffen. In einem gesehenen Menschen, Hause, Baume u. s. w. bilden die Theile derselben ein Ganzes von besonderer Gestalt und Größe; denn sonst

würden sie ja nicht schon vermittelst der Empfindung derselben von andern Dingen unterschieden werden. Und ein Verbundenseyn des Mannichfaltigen in einer Wahrnehmung müssen wir sogar bei denjenigen Thieren annehmen, die in der sinnlichen Erkenntniß dem Menschen nahe stehen. Oder soll etwa ein Thier das andere, wovon es sich nährt (z. B. der Hamster, der den gefangenen Vögeln vorher die Flügel zerbricht, damit sie ihm nicht entwischen können, ehe er sie zu verzehren anfängt), oder der Hund seinen Herrn nicht als ein Ganzes erkennen?

Wie viel die Anwendung des Verstandes zur Genauigkeit und Deutlichkeit der Wahrnehmungen beitrage, bezeugt auch schon die größere Vollkommenheit der Erkenntnisse durch den einen Sinn, wenn ein anderer fehlt (§. 56), und die in dieser Rücksicht sehr lehrreiche Beobachtung über den schottländischen blind- und taubgebornen Knaben, s. History of James Mitchel, a Boy born Blind and Deaf, by J. Wardrop, Lond. 1813. und Some Account of a Boy born Blind and Deaf, by D. Stewart, in den Transactions of the Royal Society of Edingburgh, Vol. VII.

§. 89.

Ferner ist die Erkenntniß von demjenigen Verhältnisse der Dinge in der Natur zu ein-

ander, nach welchem das eine die Ursache des Entstandenseyns des andern, oder gewisser Veränderungen an einem andern ausmacht, immer auch dem Verstande als einer Fähigkeit, wodurch der Mensch die Thiere übertrifft, zugeschrieben worden. Da dem Menschen nämlich der Instinct fehlt, so ist ihm dafür jene Fähigkeit als ein Ersatz verliehen, und er dadurch in den Stand gesetzt worden, sich die zur Erhaltung und zur Verbesserung seines Daseyns nöthigen und nützlichen Dinge zu verfertigen. Denn die Verfertigung dieser Dinge geschieht immer nach dem, anfänglich aber nur dunkeln Denken einer ursachlichen Verbindung dessen, was öfters auf einander folgend wahrgenommen worden ist. Hat der Mensch aber durch die Erlangung der Sicherheit und der Bequemlichkeiten des Lebens Zeit gewonnen, sein Nachdenken auf die ihn umgebende Welt zu richten; so wird dieses Nachdenken ganz vorzüglich auf die Erforschung der ursachlichen Verbindung der Dinge gerichtet, und es entsteht alsdann dadurch der, deßwegen immer am meisten geschätzte Theil der Kenntnisse von den Dingen in der Natur, weil er uns eine Herrschaft über die Natur verleihet, so daß wir diese

nöthigen können, unsern Bedürfnissen und Wünschen entsprechend zu werden.

§. 90.

Das Denken einer Ursache von Etwas beginnt erst dann im menschlichen Geiste, nachdem die Existenz dieses Etwas, und daß die Existenz zu einer gewissen Zeit angefangen hat, erkannt worden ist. Denn so lange das Vorhandenseyn einer Sache noch ungewiß ist, sieht sich auch der Mensch nicht nach der Ursache davon um, und von den Dingen einer fabelhaften Welt verlangt er nicht zu wissen, wodurch sie entstanden sind. Käme ihm aber die Welt als eine Masse unveränderlicher Dinge vor, so würde er nimmermehr Ursachen zu diesen Dingen hinzugedacht haben.

§. 91.

Das bisher (§. 89 — 90) Angeführte giebt schon deutlich genug zu erkennen, daß das Verlangen, die Ursachen des Entstandenen ausfindig zu machen, aus einer Einrichtung und Disposition im menschlichen Geiste, oder aus einem ihm inwohnenden Bedürfnisse stamme. Die Wahrnehmung der Dinge hat den Menschen eben so wenig erst dazu gebracht, ursach-

liche Verbindungen dieser Dinge aufzusuchen, als sie ihn dazu gebracht hat, daß er etwas begehrt oder verabscheut. Das Aufsuchen rührt aus einem, dem geistigen Leben im Menschen zu Grunde liegenden Urtriebe her.

§. 92.

Im Denken einer Ursache, die uns das Entstandenseyn von Etwas erklären soll, ist schon die wesentliche Beschaffenheit dessen, was eine Ursache ausmacht, enthalten, daß sie nämlich die von ihr abstammende Wirkung unausbleiblich oder nothwendig hervorbringe, die Wirkung also auch jederzeit mit der Ursache vorhanden sey. Denn könnte die einer Ursache beigelegte Wirkung ausbleiben, nachdem die Ursache vorhanden ist, oder anders beschaffen seyn, als sie ist, so wäre sie ja nicht von der Ursache abhängig, und könnte nicht als aus ihr entstanden gedacht werden. Aus diesem Gehalte der Vorstellung von einer Ursache rührt es übrigens auch her, daß wir erst, nachdem eine Beständigkeit in der Folge gewisser Dinge auf einander bemerkt worden ist, in dieser Folge eine ursachliche Verbindung anzutreffen überzeugt sind. Denn dem Zufalle kann nicht

das Entstehen einer Beständigkeit in der Folge gewisser Dinge zugeschrieben werden.

Aus der Wahrheit des im 91 — 92sten §. Angeführten erhellet die unumstößliche Richtigkeit des an die Spitze aller Nachforschungen über das Werden wirklicher Dinge gestellten Grundsatzes: Aus Nichts wird oder entsteht Nichts. Er ist nur der Ausdruck für die Einrichtung des menschlichen Geistes, wodurch iene Nachforschung entsteht und bestimmt wird, und daher eben so gewiß, wie diese Einrichtung.

§. 93.

Die Wirkung kann nicht ihrem Seyn nach als bereits in der Ursache vorhanden angenommen werden; denn alsdann wäre ia die Wirkung nicht erst entstanden, sondern mit und in der Ursache schon dagewesen. In der Erklärung des Entstehens von Etwas ist daher zu diesem Etwas ein der Existenz nach davon Verschiedenes hinzuzudenken. Nun giebt es eine ursachliche Verbindung ganz verschiedener Dinge in unserer Person, von der wir sehr früh eine von fester Ueberzeugung begleitete Erkenntniß erlangen und die auch auf die Ausbildung der Begriffe von iener Verbindung gro-

ßen Einfluß gehabt hat. Diese Erkenntniß betrifft die Abhängigkeit der absichtlich hervorgebrachten Bewegungen des Leibes von unserm Ich, ferner die auf eben diese Art in uns entstandenen Vorstellungen und Gedanken. Kein Mensch läßt sich's streitig machen, daß er selbst die Ursache solcher Veränderungen in ihm sey; denn sie entstehen, sobald er nur will. Und wenn die Veränderungen an äußern Dingen mit dem Daseyn anderer Dinge dieser Art immer zusammengetroffen sind, so nehmen wir dies auch für die sichere Anzeige einer ursachlichen Verbindung jener Veränderungen mit diesen Dingen. Daß z. B. gewisse Dinge nährend für den menschlichen Körper sind, daß schwere Verwundungen den Tod hervorbringen, daß das Feuer uns erwärmt, aber auch Schmerzen im Körper hervorbringt, wenn er ihm zu sehr genähert wird, daß endlich Holz ins Feuer gelegt dieses unterhält, und von demselben verzehrt wird, dies sind Ueberzeugungen, die bei allen Menschen vorkommen, wenn auch ihr Nachdenken über das Entstehen der Veränderungen in der Natur noch wenig geübt worden ist. Aber die Ursachen mancher Veränderungen sind nicht so leicht ausfindig zu machen und erfodern eine lange Reihe von

Beobachtungen über das Beieinanderseyn und die Folge gewisser Dinge in der Natur, um das Beständige in dieser Reihe zu entdecken. Manchmal hat auch erst ein glücklicher Zufall dazu verholfen, die Ursachen gewisser Veränderungen zu finden. Wir dürfen uns also nicht darüber wundern, daß ein viele Jahrhunderte hindurch fortgesetzter Eifer der Naturforscher dazu nöthig war, um die Ursachen mancher Veränderungen in der Natur kennen zu lernen. Wenn nun aber diese Ursachen noch unbekannt waren, und der Mensch es gleichwohl unternahm, sie zu bestimmen, so sind oft die ungereimtesten Meinungen darüber entstanden, und durch die Macht des blinden Glaubens für unumstößliche Wahrheiten gehalten worden. Die Geschichte des Aberglaubens liefert hiezu die Beweise; in größter Anzahl kommen sie aber in dem vor, was in Ansehung der Ursachen der innern Krankheiten des menschlichen Körpers und der Mittel, wodurch diese sollen gehoben worden seyn, bei allen Völkern und zu allen Zeiten angenommen worden ist.

§. 94.

Ein Hülfsbegriff beim Denken der ursachlichen Verbindung wirklicher Dinge, ist der

Begriff der Kraft. Vergleichen wir nämlich die Gegenstände mit den ihnen beigelegten Wirkungen, so werden wir bald finden, daß die Beschaffenheit iener mit der Beschaffenheit dieser fast gar keine Aehnlichkeit hat. Unser Ich, das absichtlich den Leib in Bewegung setzt, ist ia nicht etwas sich Bewegendes. In der Nässe und Wärme, die das Wachsthum der Pflanzen befördern, ist nicht auch ein Wachsthum enthalten. Im Gifte, das in den thierischen Körper gebracht, den Tod bewirkt, ist nicht dieser bereits vorhanden. Und eben so verhält es sich auch mit dem Angezogen- und Abgestoßenwerden eines Körpers von einem andern. Wir denken daher zu der Ursache etwas Inneres, das gar nicht in der Wahrnehmung derselben angetroffen wird, als dasienige hinzu, wodurch die Wirkung ihr Daseyn erhält, und nennen dieses Innere die Kraft des die Wirkung hervorbringenden Dinges. Unsere Kenntniß von den Kräften in der Natur bleibt immer auf deren Wirkungen eingeschränkt, und es werden daher auch iene nach diesen benannt. Es ist ferner nach der eben angegebenen Bedeutung des Wortes Kraft unläugbar, daß Kräfte nur in Beziehung auf ein Substrat, dem sie inwohnen, angenommen

werden können. Sie sind nichts für sich Bestehendes, sondern in einem selbstständig Seyenden vorhanden, oder die Substanzen sind es eigentlich, die durch ihre Kräfte sich wirksam beweisen.

§. 95.

Was eben über die Beziehung des Begriffes Kraft auf die Erkenntniß von der ursachlichen Verbindung der Dinge angeführt worden ist, liefert den Beweis davon, daß wir die Beschaffenheit der Wirkung nicht eben so aus der Beschaffenheit der Ursache begreifen können, wie die Folge aus dem Grunde, der jene schon in sich schließt, weil aus einem Urtheile nichts Anderes abgeleitet werden kann, als was darin bereits enthalten ist. Es bleibt in unserer Erkenntniß der ursachlichen Verbindung der Dinge immer eine Lücke, oder etwas unserer Wißbegierde nicht Genügendes übrig, weil wir nicht zu der Einsicht gelangen können, was es denn eigentlich in der Kraft ist, wodurch die Wirkung ihre besondere Bestimmung erhält, z. B. in der Kraft des Feuers, daß dadurch manches verzehrt, anderes hart, noch anderes aber flüssig wird. Der Mangel der Einsicht hievon thut jedoch der Gewißheit, daß

die Dinge ieder Art besondere Wirkungen haben, und daher auch der Benutzung der Dinge zum Hervorbringen gewisser Veränderungen keinen Abbruch.

Die Einwendungen, welche gegen die Realität der Begriffe von einer ursachlichen Verbindung der Dinge gemacht worden sind, haben bei keinem Menschen einen die Anwendung dieser Begriffe aufhebenden Einfluß gehabt, weil erst durch Unterdrückung des Verstandes ein Nichtgebrauch derselben eintreten kann. Diesen Einwendungen liegt auch nur ein Mißverständniß zu Grunde, und sie verlieren ihr Ansehen von Wichtigkeit, sobald es gehoben worden ist. Nothwendigkeit in dem Beieinander- und Nacheinanderseyn ist nämlich der Charakter der ursachlichen Verbindung wirklicher Dinge. Da nun aber eine Nothwendigkeit in dem Verhältnisse der Folge zu ihrem Grunde, z. B. in den Schlüssen vorkommt, und zwar eine Nothwendigkeit, die sich dadurch auszeichnet, daß der Grund alles, was in der richtigen Folge daraus gedacht wird, bestimmt und dadurch vollkommen begreiflich macht; so setzte man voraus, dieselbe Art von Verbindung müsse auch zwischen der Ursache und Wirkung statt finden, und die Beschaffenheit iener die Beschaffenheit dieser begreiflich machen. Da dies aber nicht der Fall ist, und die Ursache wohl das Entstehen der Wirkung, nicht aber deren

Beschaffenheit erklärt, so bestritt man die nothwendige Verbindung zwischen beiden, und gab die Vorstellungen davon für Einbildungen aus. Allein, wenn eine gewisse Wirkung niemals ausbleibt, sobald etwas Anderes, das wir für die Ursache davon halten, da ist; so verkündigt dies ganz unläugbar eine nothwendige Verbindung iener mit diesem, und daß das Entstehen der Wirkung aus der Ursache nach einem Gesetze der Natur erfolgt sey. Der Skeptiker Aenesidemus und David Hume, welche die Realität der Begriffe von einer ursachlichen Verbindung bestritten, haben darin recht, daß sie sagen: aus dem, was für die Ursache von Etwas gehalten wird, kann die Beschaffenheit dieses Etwas nicht eingesehen und begriffen werden. Sie haben aber darin unrecht, daß sie dem, was nach der Einrichtung unsers Verstandes für die Ursache eines Werdens gehalten wird, nothwendige Verbindung mit diesem Werden absprechen, und daher alle ursachliche Verbindung läugnen. Aenesidemus gab iedoch seiner Bestreitung dieser Verbindung dadurch einen Werth, daß er damit die Anzeige der vielen und großen Fehler verband, welche in den Hypothesen über die Ursachen der Dinge und Ereignisse der Natur vorkommen (m. s. die Darstellung der änesidemischen Zweifel an der Realität der Begriffe von einer ursachlichen Verbindung in Sprengel's pragmatischer Geschichte der Medicin, Th. I. S. 581),

und wären die von ihm angezeigten Fehler gehörig erwogen worden, so würde dies die Aufsuchung der Regeln für die Bildung der hypothetischen Erklärungen der Natur veranlaßt haben. Hume hat aber seinen Skepticismus (s. dessen Untersuchung über den menschlichen Verstand, Abschnitt VII.) schon dadurch selbst widerlegt, daß er seine historischen und politischen Schriften durch die Anzeige der Ursachen von den darin betrachteten Begebenheiten und Veränderungen lehrreich machte, und daß er, um die Bestreitung der Realität der Begriffe von Ursache und Wirkung zu vollenden, den Ursprung dieser Begriffe auf Ideen-Associationen bezog. Ist dasienige richtig, was Lord Russel in der Geschichte der englischen Regierung und Verfassung (S. 338. nach der deut. Uebersetzung) anführt, daß nämlich Hume aus Streit- und Paradoxienlust feststehende Meinungen, die er vorfand, angegriffen habe; so erhalten wir darüber Aufklärung, wie ein sonst so scharfsinniger Philosoph dazu kam, in Ansehung der Lehre von der Falschheit des Grundsatzes der ursachlichen Verbindung des Wirklichen und in Ansehung des Gebrauchs, den er beständig von diesem Grundsatze machte, mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Kant wollte bekanntlich den humeschen Skepticismus von Grund aus widerlegen. Nach ihm sollen iedoch die Begriffe von der Ursache und Wirkung nur dazu dienen, die Erscheinun-

gen in Ansehung der Zeit, worin sie nach einander vorkommen, festzustellen (Kritik der reinen Vernunft S. 232 ff.). Daß aber diese Bestimmung des Gebrauchs iener Begriffe gar keine Beziehung auf denienigen Gebrauch derselben habe, der allgemein im menschlichen Geiste vorkommt, und den Kant auch immer selbst davon gemacht hat, ist von Herbart in der Psychologie, als Wissenschaft, Th. II. S. 328. auf's einleuchtendste dargethan worden. Die Succession obiectiver Dinge wird durch die Erinnerung mit Sicherheit erkannt, und zu dieser Erkenntniß ist nicht die Anwendung der Begriffe von der Ursache und Wirkung nöthig.

§. 96.

Zu den Verdiensten, welche sich der Verstand in Ansehung der Erkenntnisse durch die Wahrnehmungen erwirbt, gehört auch noch, daß er die Täuschungen, die hierin vorkommen, aufdeckt. Welche Mittel er aber dabei anwende, ist bereits (§. 58. S. 129.) angegeben worden.

§. 97.

Wenn der Verstand in der Anwendung auf die Wahrnehmungen nur dazu verhilft, der Erfahrungserkenntniß größere Deutlichkeit und Sicherheit vor Täuschungen zu geben, und durch

die Aufklärung der ursachlichen Verbindung wirklicher Dinge es möglich macht, das zur Erhaltung und bequemern Einrichtung des Lebens Nöthige uns zu verschaffen; so zeigt er sich hingegen in der Benutzung und Ausbildung der Erkenntnisse durch Vorstellungen als einen Künstler, der aus rohen Stoffen etwas diese an Vollkommenheit bei weitem Uebertreffendes zu verfertigen vermag. Durch ihn wird nämlich die Einsicht von der Natur zu einem Umfange und zu einer Zuverlässigkeit gebracht, die der auf Wahrnehmungen beschränkten Erkenntniß des Wirklichen fehlen, und überdies noch zu einem in Ansehung aller Theile genau verbundenen Ganzen ausgebildet, das durch seine Form den menschlichen Geist eben so sehr interessirt, als was iemals die schöne Kunst Ausgezeichnetes hervorgebracht hat.

Bei den Kindern dem Alter und dem Geiste nach, ist die Erkenntniß größtentheils auf die Empfindungen beschränkt. Bei den Gebildetern besteht hingegen der größere Theil ihrer Erkenntniß aus der durch Vorstellungen oder aus Gedanken.

Was der Verstand aus wenigen und anfänglich unbedeutend scheinenden Stoffen an wichtigen Einsichten zu gewinnen vermöge, beweiset die neuerlich unternommene Bestimmung der

schon vor der Existenz der Menschen vorgefallenen Veränderungen der Oberfläche der Erde und der darauf vorhanden gewesenen Organismen.

§. 98.

Das Vortrefflichste der Erzeugnisse des Verstandes aus den mittelbaren Erkenntnissen sind die Wissenschaften. Die Elemente dazu bestehen aus Begriffen, d. i. aus den Vorstellungen des mehreren Dingen Gemeinsamen. Denn eine Wissenschaft handelt nicht von Einzeldingen und von den immer auch individuell bestimmten Eigenschaften und Kräften derselben, sondern sie klärt die Natur ganzer Classen von Wesen und die gemeinsamen Beschaffenheiten dieser Wesen auf. Die Begriffe werden aus den Vorstellungen von den Gegenständen der äußern und innern Wahrnehmung vermittelst des Absehens von den Unterschieden an diesen Gegenständen gebildet. Die Realität der Begriffe verbürgt aber die Erinnerung des Wahrgenommenen, worauf sie sich beziehen. Aus den niedrigsten Begriffen der Art werden durch abermaliges Absehen von dem, worin sie von einander verschieden sind, die Begriffe der Gattung, und aus diesen die Begriffe von noch

höhern Gattungen verfertigt. So entstehen Reihen von einander untergeordneten Begriffen. Diese werden zur Bildung der Urtheile benutzt, welche, als eigentliche Erzeugnisse des Verstandes (denen nicht die in Worte gefaßte Mittheilung unserer Wahrnehmungen und Wünsche gleichgestellt werden darf), aus einer Unterordnung niederer Begriffe unter höhere (des Subiects unter ein Prädicat, das auf ienes als dessen Merkmal bezogen wird) bestehen. Die Urtheile werden darauf zur Bildung von Schlüssen, oder zur Bewahrheitung eines Urtheils aus dem andern angewendet, aus denen durch fortgesetztes Ordnen der Begriffe unter einander Schlußketten entstehen.

§. 99.

Ein anderes unentbehrliches Erfoderniß zu den Wissenschaften sind die Grundsätze oder Principien, die auch etwas bloß Gedachtes und von ganzen Classen der Dinge Gültiges anzeigen. Es giebt aber zwei Arten derselben. Zu der einen Art gehören alle Sätze, deren Richtigkeit aus dem Bewußtseyn der in der Verbindung gewisser Begriffe statt findenden Nothwendigkeit eingesehen wird, indem das Gegentheil davon gar nicht gedacht werden kann, also alle

neuerlich so genannte analytische Urtheile. Sie verhelfen eigentlich nicht zu einem Zuwachse der Erkenntniß von Etwas, und dienen hauptsächlich nur dazu, den Urtheilen über die Merkmahle eines Gegenstandes Gewißheit zu geben, und die Ungültigkeit der Einwendungen dagegen darzuthun; sie sind also doch auch in den Wissenschaften unentbehrlich. Die zweite Art der Grundsätze hingegen besteht aus solchen allgemeinen Urtheilen, welche erst durch Aufsuchung des Gleichförmigen in den wirklichen Dingen gefunden, also vermittelst der Induction bewahrheitet werden. Die Induction kann aber mehr oder weniger vollständig seyn, und hienach richtet sich der Grad der Zuverlässigkeit der dadurch erhaltenen Grundsätze, welche vermittelst einer richtigen Anwendung für die Erweiterung der Erkenntniß von den Dingen in der Natur sehr fruchtbar gemacht werden können.

§. 100.

Zu den für das gesammte geistige Leben im Menschen höchst wichtigen Erzeugnissen des Verstandes gehört der religiöse Glaube. Das Eigenthümliche desselben, wodurch er sich von jeder andern Annahme in Ansehung der

vorhandenen Dinge unterscheidet, besteht in der Voraussetzung solcher Wesen, die dem Menschen an Macht überlegen sind und auf die Ereignisse seines Lebens einen durch Absicht bestimmten Einfluß haben. Die Wirkung dieses Glaubens ist aber die Verehrung der vorausgesetzten Wesen. Die allgemein in der menschlichen Natur liegende Veranlassung zu demselben ist das Bewußtwerden unserer Abhängigkeit in Ansehung der angenehmen und unangenehmen Vorfälle des Lebens von den Dingen in der Natur und von einer in diesen Vorfällen liegenden Macht, deren Einflusse auf die Bestimmungen unsers Daseyns wir uns nicht entziehen können. Nach der Naturordnung in unserm Gemüthe bringen die angenehmen Vorfälle ein Gefühl der Dankbarkeit gegen diese Macht, die unangenehmen aber ein Gefühl der Furcht vor derselben hervor.

§. 101.

Die eben angeführte Veranlassung des Entstehens des religiösen Glaubens erklärt auch die allgemeine Ausbreitung desselben im menschlichen Geschlechte. Denn vom Einflusse der Naturdinge auf sein Wohl und Wehe wird der Mensch eben so bald und eben so oft überzeugt,

als von dem Einflusse des guten und bösen Wollens anderer Menschen auf dasselbe. Nur bei rohen Horden, die auf der niedrigsten Stufe des menschlichen Daseyns stehen, fehlt alle Spur einer religiösen Verehrung von irgend Etwas. Auch hat sich manchmal durch die Veränderungen, die im Leben eines Volkes vorfielen, der Unglaube und die Verachtung der von den Vätern verehrten Götter und göttlichen Dinge eingefunden, ist aber nie von Dauer gewesen. Wenn endlich einige Erforscher der Natur das Entstandenseyn derselben und die Einrichtung der Dinge in ihr, aus ewigen Stoffen und aus der gesetzmäßigen Wirksamkeit der ihnen inwohnenden Kräfte ableiten zu können überzeugt waren, so machen sie höchst selten vorkommende Ausnahmen von der Regel aus, wodurch die Allgemeinheit der Verbreitung des religiösen Glaubens bestimmt wird. Ein Mensch ohne diesen Glauben und ohne alles darauf Beziehung habende Gefühl ist eine Carricatur dem Geiste und dem Herzen nach.

§. 102.

Nichts liefert aber ein so treues und vollständiges Gemählde von der grossen Verschie-

denheit der Ausbildung des Nachdenkens der Menschen über die Welt und über sich selbst, als die Verschiedenheit der Bestimmungen des religiösen Glaubens an überirdische Mächte und der Verehrung derselben. Man spricht mit recht von einer Religion des Stumpfsinnes, welche im Fetischismus vorkommt. Er legt gewissen lebendigen und leblosen Naturdingen, wie auch wohl den von Menschen verfertigten Sachen, wenn deren Wirkungen etwas ihm wunderbar Vorkommendes ausmachen, die Macht bei, absichtlich Angenehmes oder Unangenehmes hervorbringen zu können; denn er nimmt in ihnen ein seelenartiges Wesen an. Nachdem aber die Bekanntschaft mit den in der Natur beim Entstehen und Vergehen der Dinge wirksamen Kräften, und mit dem Einflusse dieser Kräfte auf's menschliche Leben zugenommen hatte, wurden die Kräfte, nach vorhergegangener Personification derselben, vergöttert. So entstand der Glaube an viele Götter, die dem Range und der Macht nach für sehr verschieden gehalten wurden, und zwar mit den mannichfaltigsten Ausbildungen, worauf die Beschaffenheit des Landes, das ein Volk bewohnte, die Schicksale und die ganze Geistesbildung desselben großen Einfluß hatten. Das

Höchste in der religiösen Ansicht von der Welt enthält hingegen die Lehre des Theismus, nach der ein mit Intelligenz begabtes Urwesen die Welt und die Dinge in derselben hat entstehen lassen. Diese Lehre ist iedoch auch mit mannichfaltigen besondern Bestimmungen versehen, und das Urwesen mehr oder weniger anthropomorphisirt worden. Was aber die Verehrung der angenommenen überirdischen Mächte (deren Cultus) betrifft, so richtete sie sich immer nach der Natur und den Gesinnungen, die man denselben zuschrieb. War ihnen eine zwar höhere, aber doch auf menschliche Weise wirksame Macht beigelegt worden, so suchte man diese durch Handlungen zu gewinnen, wodurch man sich Menschen geneigt macht. Wurde hingegen das höchste Wesen als ein Inbegriff sittlicher Vollkommenheiten gedacht, so gab dies der Verehrung desselben manche Bestimmungen, wodurch gute Sitten befördert wurden.

Dem Fetischismus liegt eine besonders modificirte Anwendung der Begriffe von der ursachlichen Verbindung der Dinge auf das Entstehen gewisser Vorfälle im menschlichen Leben zu Grunde. Der Theismus hingegen ist aus Kenntnissen von den Einrichtungen in der äussern Welt und vom Menschen, die durch vieles

Nachdenken darüber erst gebildet worden sind, hervorgegangen.

Die Lehre von der Unsterblichkeit des edlern Theils der menschlichen Natur ist zwar kein zum religiösen Glauben nothwendiger Artikel, machte aber doch meistentheils einen Bestandtheil desselben aus. Zur Hoffnung der Unsterblichkeit führt nämlich auch schon der lebhafte Wunsch, daß unser lebendiges Daseyn nach dem Tode fortdauern möge; denn was der Mensch lebhaft wünscht, das nimmt er gern für wahr an. Aber diese Hoffnung hat durch die Beziehung derselben auf eine moralische Weltordnung, die man ihr ertheilte, eine höhere Bedeutung für den menschlichen Geist erhalten, als ihr der natürliche Wunsch, daß im Tode nicht alles aus seyn möge, geben konnte.

Die Frage: Was das Aeltere im menschlichen Geschlechte sey, der Theismus oder die Vielgötterei? läßt sich nicht mit Zuverlässigkeit beantworten, weil in der Geschichte das dazu Nöthige fehlt. So viel ist allerdings gewiß, daß der Mensch schon sehr früh, und noch vor der Erfindung der Künste und Wissenschafften den Ursprung der Welt auf ein höchstes Wesen bezogen habe. Ja der Glaube an dieses Wesen wird nicht einmal durch die Civilisation bedingt (m. s. das in der Anmerk. zum 9ten §. vom religiösen Glauben der nordamerikanischen Indianer Angeführte). Es ist ferner auch un-

läugbar, daß im menschlichen Geiste allgemein eine Empfänglichkeit für die echten und einfachen Lehren des Theismus vorhanden ist, daher diese Lehren bei allen Menschenstämmen, die über den Zustand der rohesten Wildheit sich erhoben hatten, Eingang fanden, so bald sie ihnen verkündigt wurden. Inzwischen kann doch auch nicht geläugnet werden, daß die Ausbildung des religiösen Glaubens mit der gesammten übrigen Ausbildung des menschlichen Geistes und Herzens in enger Verbindung stehe, und durch diese befördert und unterhalten werde. Und wie soll denn der Mensch zum Glauben an Fetische herabgesunken seyn, wenn die älteste Religion Theismus war? Daß mit diesem durch Barbarei und Sittenverderbniß sich eine Art Vielgötterei verband, davon haben wir Beweise in der Ausartung des Christenthums; daß er aber iemals bei einem Volke durch den Fetischismus gänzlich verdrängt und vertilgt worden sey, davon ist kein Fall in der Geschichte der Veränderungen des religiösen Glaubens vorhanden.

§. 103.

Welche Stärke der Einfluß des religiösen Glaubens auf das Gemüth habe, darüber belehren uns unzählige Thatsachen. Dieser Glaube war von ieher der Bändiger der rohesten Mitglieder unsers Geschlechts. Ja alle

irdische Güter und die Bedingung derselben, nämlich das Leben, sind für die Religion, von deren Wahrheit man überzeugt war, gern und freudig aufgeopfert worden, und durch Feuer und Schwerdt ward noch nie eine religiöse Secte ausgerottet. Der Mensch läßt sich lieber alle Mißhandlungen gefallen, und aller Rechte berauben, als daß er seinem religiösen Glauben entsagte. Es ist ihm unvertilgbar eingeprägt, dem Ueberirdischen einen unendlichen Vorzug vor allem Irdischen beizulegen.

§. 104.

In einer Beschreibung derjenigen Bestandtheile des geistigen Lebens, deren Entstehen aus den höhern Aeußerungen der Erkenntnißkraft abzuleiten ist, muß auch noch der Ideen Erwähnung gethan werden. Man versteht darunter Vorstellungen einer Vollkommenheit, die dasjenige, was von derselben an den Dingen in der uns bekannten Welt vorkommt, bei weitem übertrifft. Sie machen gleichsam den Superlativ im Denken einer gewissen Realität aus, und die Bildung derselben erfodert, daß man von den Einschränkungen, die an dem Seyn jener Dinge vorkommen, absieht. Auf

die Bestimmung der Fülle ihres Gehaltes hat jedoch die Einbildungskraft vielen Einfluß.

Es giebt sehr viele Ideen, und jede Realität kann als Stoff dazu benutzt werden; ihr Erzeugtwerden fängt aber erst mit der Entwickelung der höhern Fähigkeiten im menschlichen Geiste an. Der größte Theil davon bezieht sich auf das, was der Mensch in sittlicher Rücksicht zu erreichen sich bemühen soll. Für die in der Kunst sich thätig beweisende schöpferische und in der Hervorbringung des Schönen mit der Natur wetteifernde Kraft ist jedoch die Idee von einer ganz vollendeten Schönheit auch unentbehrlich. Und zur fortgesetzten Ausbildung der Wissenschaften hat die Idee von einer Erkenntniß ohne alle Lücken und ohne alle Unsicherheit in Ansehung irgend eines ihrer Bestandtheile, dadurch viel beigetragen, daß sie die bessern Köpfe veranlaßte, nach einer solchen Vollendung des Wissens von Etwas zu streben. Eigentlich sind alle Veredelungen des menschlichen Wirkens und Seyns durch Ideen, die man davon erzeugte, veranlaßt worden.

§. 105.

Von den Philosophen Deutschlands ist in den neuern Zeiten behauptet worden, in den

Ideen sey etwas weit Vortrefflicheres enthalten, als in den übrigen Erzeugnissen des Verstandes. Sie wollen daher auch die Ideen aus einer vom Verstande unterschiedenen Quelle, nämlich aus der Vernunft abgeleitet wissen, die von ihnen für die höchste unter den Kräften des menschlichen Geistes ausgegeben wird. Vorzüglich soll nach einigen jener Philosophen die Idee von dem Urheber der Welt, als dem höchsten und vollkommensten Wesen, sowohl in Ansehung ihres Inhalts, als auch in Ansehung des Ursprunges der Ueberzeugung von der Realität derselben, von allen Erkenntnissen durch den Verstand wesentlich verschieden seyn.

Ganz unläugbar findet an den Aeußerungen des höhern Erkenntnißvermögens, nach der bisher davon mitgetheilten Beschreibung, eine weit größere Verschiedenheit statt, als an denjenigen Bestandtheilen unsers geistigen Lebens vorkommen, die auf die Einbildungskraft, auf's Gedächtniß und auf die sinnliche Erkenntnißkraft, als die Quellen davon bezogen werden. Das Denken einer ursachlichen Verbindung unter den wirklichen Dingen, ist eine ganz andere Function des Verstandes, als das Bemerken und Bestimmen anderer Verhältnisse an diesen

Dingen, oder als das Entdecken des Sinnenscheins. Aber durch die Annahme besonderer Vermögen für jede Besonderheit an jenen Bestandtheilen, ist die Einsicht der Naturbeschaffenheit des menschlichen Geistes eben nicht sehr befördert worden. Und unläugbar ist es auch, daß diejenigen Erzeugnisse dieses Geistes, wovon das eine nur eine höhere Ausbildung des andern ausmacht, nicht aus verschiedenen Vermögen abgeleitet werden dürfen.

Was nun die Idee von einem Urwesen betrifft, so steht sie im Zusammenhange mit dem Bedürfnisse des Verstandes, zu dem Entstandenen einen zureichenden Real-Grund hinzuzudenken, und daher auch an die Spitze alles Bedingten etwas Unbedingtes, als einen solchen Grund der ganzen Reihe des Bedingten, zu stellen. Mit der Erweiterung der menschlichen Erkenntniß von dem Vortrefflichen aber, was in der Welt vorhanden ist, wurde nach und nach die Idee des Urwesens zu dem Erhabensten ausgebildet, das sich nur denken läßt, und erhielt durch die Verbindung mit der Religion ein Interesse, welches das Interesse an allen andern Ideen übertrifft.

Da jedoch der Verstand oft auch bloß im Dienste der sinnlichen Begierden thätig ist, und

zur Befriedigung lasterhafter Neigungen angewendet wird, wodurch das Abscheulichste in der menschlichen Natur entsteht, das in ihr vorkommen kann; so mag man wohl Alles, was der Mensch seiner Würde und moralischen Bestimmung gemäß denkt und thut, zum Unterschiede von jener Thätigkeit und Anwendung des Verstandes, der Vernunft zuschreiben, um schon in der Sprache anzuzeigen, daß von der Besorgung der höchsten Angelegenheiten für den Menschen die Rede sey. So ist das Wort Vernunft auch bereits seit längerer Zeit von den Gebildetern gebraucht worden, wodurch aber nicht zugleich der Verstand herabgesetzt werden sollte. Denn dieser bleibt ja doch immer der Richter über die Wahrheit und Anwendbarkeit der Ideen, und darf in dieser Rücksicht keinem andern Vermögen des menschlichen Geistes nachgesetzt, oder, als von ihm Vorschriften annehmend, untergeordnet werden.

Die Wörter Verstehen und Vernehmen wurden ursprünglich zur Bezeichnung jeder deutlichen Erkenntniß, auch der durch die Sinne gebraucht. Späterhin dienten die Wörter Verstand und Vernunft zur Anzeige der Quelle aller Vorzüge des Menschen im Erkennen und Wollen vor den Thieren, ohne daß unter ihnen

noch ein Unterschied in Ansehung dieser Bedeutung derselben angenommen wurde. Da wir nun dieser Quelle auch die Entdeckung der Irrthümer und des Sinnenscheins zu verdanken haben, so kam es, daß von den Seelenkranken, wegen ihres Unvermögens, diese Entdeckung zu machen, gesagt wurde, sie hätten den Verstand oder die Vernunft verloren.

Wolf, der in der Bestimmung der Verschiedenheit der Vermögen in der menschlichen Seele nach der Verschiedenheit ihrer Handlungen sehr genau verfahren wollte (s. dessen Psychol. ration. §. 81), bezog die Begriffe und Urtheile auf den Verstand, die Schlüsse aber auf die Vernunft. Nach ihm verdeutlicht und bestimmt der Verstand nur einzelne Wahrheiten, die Vernunft aber den Zusammenhang vieler Wahrheiten, und macht es möglich, aus Grundsätzen abzuleiten, was daraus abgeleitet werden kann. Diesen zwischen dem Verstande und der Vernunft in der wolfischen Schule angenommenen Unterschied, behielt Kant der Hauptsache nach bei, setzte aber folgendes hinzu. Durch die Individualität seines speculativen Geistes fand er in den Formen der drei Arten zu schließen den Ursprung von Ideen, die von den reinen Verstandesbegriffen der Art und dem Gebrauche nach ganz verschieden seyn sollen, und sich auf übersinnliche Dinge beziehen, nämlich der Ideen von der Seele, der Welt und der Gottheit. Es ist iedoch nach ihm keine

Gewißheit darüber zu erreichen, daß diese Ideen, und besonders auch die von einem Wesen aller Wesen, sich auf ein Obiect beziehen. Das Land der Ideen ist nach dem Systeme des transscendentalen Idealismus ein Land der Dichtungen und bloßer Blendwerke (Prolegomena zu einer ieden künftigen Metaphysik S. 126 ff.).

Jacobi, dessen Bestrebungen in der Philosophie hauptsächlich darauf gerichtet waren, die zur Veredlung des Menschen unentbehrlichen Wahrheiten und Ueberzeugungen von Gott und göttlichen Dingen, zu vertheidigen und zu befestigen, und der es daher sehr mißbilligte, die Ideen für Veranlassungen zu einem bloßen Blendwerke auszugeben, erklärte die Vernunft für ein Vermögen, die Wahrheit der auf das Uebersinnliche gehenden Ideen unmittelbar zu erkennen. Nach ihm glaubt die Vernunft an ein mit Intelligenz, Persönlichkeit und Freiheit begabtes höchstes Wesen, wovon sie die Idee in sich findet, weil sie auf sich selbst vertrauet. Der Glaube an Gott ist daher keines Beweises aus andern Erkenntnissen bedürftig, kann aber auch durch keinen Beweis seiner Unrichtigkeit iemals umgestoßen werden; denn er stützt sich auf die Aussprüche des Bewußtseyns, das die Vernunft von sich selbst hat, und in welchen Aussprüchen dieses schon enthalten ist, die Idee von Gott sey kein bloßer Gedanke (nichts lediglich Subiectives), sondern Er-

kenntniß des höchsten Wesens, das sich dem Menschen durch die Vernunft offenbart (Jacobi's Werke, Band II. S. 59 ff.). — Um aber diese Lehre von der Vernunft nicht falsch zu verstehen, wozu die Worte, in denen sie manchmal vorgetragen worden ist, Veranlassung gegeben hat, muß eine Ueberzeugung, die Jacobi schon sehr früh hatte, und die später in dessen Lehre von der Vernunft nur besonders ausgebildet wurde, nicht übersehen werden. Nach dieser Ueberzeugung wird iede auf Besserung der Gesinnung und des Handelns sich beziehende Wahrheit erst durch ihre Anwendung auf's Leben, und vermittelst der Veredlung dieses Lebens durch dieselbe, nicht aber bloß durch Speculation am Leitfaden der Begriffe, oder durch Berechnung der Gründe und Gegengründe (etwa nach dem calculus probabilium) eingesehen, oder hat an der Ueberzeugung von einer solchen Wahrheit auch das Herz Antheil (m. s. den IVten Band der Werke Jacobi's, in der 1sten Abtheilung S. 230 ff.). Nach ihm liegt also der Grund der Zuverlässigkeit der Beziehung der Welt auf einen höchsten moralischen Urheber, zu welcher Beziehung, wie er beständig lehrte, die Kenntniß der Welt unentbehrlich ist, mit in der Bildung des Geistes und Herzens, und wenn diese Bildung statt findet, kann iene Zuverlässigkeit nicht fehlen oder aufgegeben und durch Raisonnement geschwächt werden. Und so sagt auch Bou-

terwek in der Religion der Vernunft S. 113. „Je stärker die Idee des Absoluten in unser geistiges Leben eindringt, desto fester und inniger wird die Ueberzeugung, die auf ihr ruhet. Ein Gefühl, dem keine Worte genügen, wenn es sich aussprechen will, erfüllt dann das Gemüth.“ Hierin ist, so wie in der vorhin angeführten Lehre Jacobi's, eine aus der Naturbeschaffenheit des menschlichen Geistes geschöpfte Wahrheit ausgesprochen. Wenn die Religion Veredlung der Gesinnung bewirkte, dann hat sie hiedurch auch unumstösliche Zuverlässigkeit erhalten. Und redet doch auch Kant von einer Erregung der edelsten Gefühle im menschlichen Gemüthe durch die Physiko-Theologie und von einer Zurückwirkung dieser Gefühle auf die Ueberzeugung vom Daseyn Gottes, in der schönen, die echt religiöse Gesinnung aussprechenden Stelle Kritik der reinen Vernunft S. 651 — 652.

Was von den Philosophen seit den ältesten Zeiten immer nur als eine Kraft des menschlichen Geistes betrachtet und untersucht worden ist, das hat die neueste Philosophie in Deutschland für den Urquell alles wahrhaften Seyns ausgegeben. Nach Fichte'n soll nämlich die Vernunft die absolute Thätigkeit seyn, wodurch das Ich, und alles was für dasselbe ist, da ist (m. s. dessen Grundlage des Naturrechts S. 7. in der Anmerk.). Schelling aber lehrt: die Vernunft ist selbst das Seyn Gottes,

der Alles in Allem, oder die Identität des Idealen und Realen ist, und man soll nicht sagen, wir haben Vernunft, sondern, die Vernunft hat uns (m. s. dessen Aphorismen zur Einleitung in die Naturphilosophie S. 14—18. im 1sten Hefte des 1sten Bandes der Jahrbücher der Medicin). Ob jedoch diese Verwandlung einer Kraft des menschlichen Geistes in eine allgemeine, selbstständige und allgebärende Urkraft nicht ein bloßer Einfall und Traum sey, womit man die Metaphysik so oft auszuschmücken bemüht gewesen ist, muß in dieser Wissenschaft untersucht und bestimmt werden, nicht aber in der psychischen Anthropologie.

Vierter Abschnitt.

Von den Talenten und dem Genie.

§. 106.

Was manche Menschen durch Anwendung des Verstandes und der Vernunft hervorgebracht haben, zeichnet sich vor den Leistungen anderer so sehr aus, daß man ihnen deßhalb besondere Naturgaben, die in Talente und Genie eingetheilt werden, zuschreibt.

Von dem talentvollen Menschen werden der universale und der gute Kopf unterschieden. Jenen Ausdruck braucht man von demjenigen, der sich viele Arten wissenschaftlicher Erkenntnisse erworben hat. Dem guten Kopfe wird aber die Fähigkeit beigelegt, durch Fleiß in mehreren, iedoch einander verwandten Arten des Wissens und Könnens zu etwas Vorzüglichem zu gelangen. Wegen der Zunahme des Umfanges und der Gründlichkeit der Wissenschaften in der neuern Zeit, ist die Dauer des menschlichen Lebens nicht mehr zureichend, manche davon vollständig zu umfassen, und der Polyhistor steht daher ietzt in geringerem Ansehen, als sonst.

§. 107.

Unter dem Talente wird eine von der Natur verliehene Befähigung zu vorzüglichen Aeußerungen der Selbstthätigkeit des Geistes verstanden. Diese Befähigung ist iedoch einer Bildung und einer Leitung nach richtigen Regeln bedürftig, wenn dadurch etwas Ausgezeichnetes soll hervorgebracht werden können, und bei iedem Menschen, dem sie verliehen ward, nur auf einige Classen iener Selbstthätigkeit eingeschränkt, daher er auch außer dem ihm von der Natur angewiesenen Wirkungskreise

wenig zu leisten vermag. Die folgende Anzeige und Erörterung der Verschiedenheiten an den Talenten betrifft nur die für die Wissenschaft und das Leben wichtigsten Arten derselben.

§. 108.

Das zu Erlangung einer richtigen Erkenntniß hinreichende Bemerken dessen, was außer uns oder in uns statt findet, wird gemeine Beobachtung genannt. Es giebt aber auch Beobachtungen, die durch eine besondere Anlage im Geiste und durch eine vorzügliche Uebung und Ausbildung dieser Anlage bedingt werden, und man kann daher von einem Talente zum Beobachten sprechen. Dasselbe äußert sich auf verschiedene Art. An den Gegenständen der Erfahrung findet nämlich mehrentheils eine Vielheit von Beschaffenheiten statt. Allein die gemeine Beobachtung dieser Gegenstände bleibt auf einige Beschaffenheiten, wohl gar nur auf eine einzige derselben eingeschränkt, und die andern werden übersehen. Wenn nun diese gemeiniglich nicht beachteten Eigenschaften solche ausmachen, welche die Gegenstände von Dingen anderer Art hauptsächlich unterscheiden und in einer gewissen Rücksicht wichtig sind, so hat das Bemerken derselben

15 *

einen vorzüglichen Werth, ist aber keine ganz gewöhnliche Sache, sondern erfodert eine besondere Fähigkeit dazu. Diese kommt oft bei Dichtern in einem vorzüglichen Grade vor, und die Erzeugnisse davon sind solche Beschreibungen von Naturdingen, welche, obgleich in wenig Worten abgefaßt, dennoch so treffend sind, daß sie ein getreues Bild von den Dingen bei dem Zuhörer oder Leser des Gedichts veranlassen. Von anderer Beschaffenheit sind aber diejenigen Beobachtungen, welche zur Begründung und Erweiterung der Wissenschaften tauglich seyn sollen. Diese erfodern nämlich ein vorhergegangenes tiefes Nachdenken über die Zwecke und Hülfsmittel einer Wissenschaft, und überdies noch eine Geschicklichkeit, den Inhalt der Thatsachen der Erfahrung genugsam aufzuklären, um sowohl dasjenige, was dieselben für die Lehren der Wissenschaft wichtig macht, finden, als auch, durch genaue Prüfung, ihren Inhalt zu einer Erfahrungsgewißheit erheben zu können.

Von welcher Wichtigkeit richtige und genaue Beobachtungen für die Ausbildung der Wissenschaften seyen, bezeugt theils der Zustand, worein diese immer geriethen, wenn die Natur nach schwärmerischen Einbildungen von ihrer

Einrichtung befragt, oder gar nach einer Weisheit von obenher, welche durch's Zergliedern und Vergleichen abgezogener Begriffe alles erkennen wollte, bestimmt wurde, theils die hellenische Cultur und deren Zusammenhang mit ausgebreiteten und genauen Beobachtungen der Natur. Durch solche Beobachtungen zeichnet sich schon **Homer** als ein Muster aus, das nachher nicht nur die Dichter und Künstler, sondern auch alle Pfleger der Wissenschaften bei den Hellenen vor Augen hatten. Es ist erstaunenswürdig, was die Geschichtschreiber, Naturforscher und Philosophen dieses Volkes, durch ihre Liebe zur Natur und durch ihr Talent zur Beobachtung derselben, von den Eigenschaften der äußern und innern Welt, ohne die Hülfsmittel, welche uns zu deren Erforschung zu Gebote stehen, gewußt haben; und dieses Wissen war die Grundlage aller Vorzüge der hellenischen Cultur vor der asiatischen.

§. 109.

Das Talent des Vorhersehens der Zukunft wird hauptsächlich durch eine genaue Kenntniß der Gesetze, worunter die Dinge der äußern und innern Welt stehen, bedingt.

Nachdem im Menschen durch die Entwickelung des Verstandes der Gedanke an die Zukunft entstanden ist, so regt sich in ihm auch

das Verlangen, diese Zukunft zu erkennen, um nach der Beschaffenheit derselben im voraus sein Betragen einrichten, und, wo möglich, den widrigen Ereignissen darin entgehen zu können. Durch große und ungewöhnliche Begebenheiten in der Menschenwelt wird jenes Verlangen sehr verstärkt, weil man davon wichtige Veränderungen in dem bisherigen Zustande der Dinge erwartet. Es ist daher auch die Geschicklichkeit, künftige Dinge vorherzusagen, immer als eine der größten Vollkommenheiten des menschlichen Geistes betrachtet und bewundert worden, indem sie, wenn auf jene Dinge die Willkür der Menschen Einfluß hatte, etwas über das natürliche Maß unserer Kräfte Hinausreichendes zu enthalten schien. Da inzwischen die Erscheinungen in der Menschenwelt auch unter Gesetzen stehen, so macht es die Kenntniß dieser Gesetze allerdings möglich, davon Manches vorherzusehen. Auf diese Art ist aus den Fähigkeiten und Neigungen manches Knaben, was er als Mann dem Vaterlande seyn werde, vorhergesagt, und aus dem gegenwärtigen Zustande eines Staats dessen künftiges Schicksal geweissagt worden. Diese Kenntniß von der Zukunft ist also die Frucht einer guten Beobachtung des der Naturordnung angemes-

senen Zusammenhanges der Begebenheiten im Leben des einzelnen Menschen und der Staaten. Sie nimmt aber deßwegen oft den Charakter des Wunderbaren an, weil sie, durch tiefere Kenntniß dieses Zusammenhanges begründet, in Umständen, die gewöhnlich übersehen, oder für unbedeutend gehalten werden, die Keime entdeckt, woraus sich die Zukunft nach und nach entwickelt.

Staatsmänner älterer und neuerer Zeit haben vermittelst der Kenntniß dessen, was Staaten ihrer besondern Verfassung gemäß erhält, oder der Veränderung und dem Untergange zuführt, die Folgen einzelner Veränderungen und die Schicksale eines ganzen Staats genau vorhergesagt. Schon längst berühmt sind in dieser Rücksicht die pünctlich eingetroffenen Weissagungen des Cicero über das, was dem römischen Staate zu seiner Zeit bevorstand (welche Weissagungen besonders in den Briefen an den Atticus enthalten sind) und über deren Quelle er selbst Epistol. ad diversos L. VI. ep. 6. Auskunft giebt. Der Gang aber, den die französische Revolution genommen hat, ward von Burke schon in den, im Jahre 1789 darüber angestellten Betrachtungen — also zu einer Zeit, wo so Viele in ihr nur die Abschaffung einer despotischen Willkür und veralteten Staatsform sahen, und daher lauter segenreiche

Folgen davon erwarteten, aber darauf nicht achteten, daß die französischen Gesetzgeber bei der neuen Verfassung auf die sittlichen Eigenthümlichkeiten des Menschen gar keine Rücksicht nahmen, — weil er gerade diesen Charakter der neuen französischen Constitution scharf ins Auge faßte, und den Belehrungen der Geschichte gemäß auf dessen Wirkungen schloß, genau vorhergesagt.

§. 110.

Der Schlüsse von den Umständen in der Gegenwart auf gewisse Ereignisse in der Zukunft sind wir uns nicht immer deutlich bewußt, und es ist davon nur ein dunkles Gefühl ihres Inhalts vorhanden, was bei denen häufig vorkommt, die nicht daran gewöhnt sind, ihrem Denken und Folgern Deutlichkeit zu geben. Ein solches Gefühl heißt Ahndung der Zukunft, welche, weil ihr Inhalt bei Manchen in lebhafte Bilder der Einbildungskraft überging, auf ein besonderes Vermögen der menschlichen Seele, die Zukunft unmittelbar zu erkennen, bezogen wurde. Von diesem Vermögen behauptete die Gedankenlosigkeit des Aberglaubens, daß es erst im Zustande des gehemmten Verstandesgebrauchs (im Schlafe durch weissagende Träume, in der Berauschung, in der

Melancholie, und um das Maß der Ungereimtheiten hiebei voll zu machen, in dem Wahnsinne), oder im Sterben wirksam werde, auch in der weiblichen Natur sich am leichtesten entwickele, und sogar durch mancherlei physische Mittel aus seinem gewöhnlichen Schlummer aufgeweckt werden könne.

Daß Männer, deren Geist durch Wissenschaften und durch den Antheil, den sie am thätigen Leben nahmen, gebildet war, keine Ahndungen der Zukunft besitzen, giebt über deren Ursprung schon sichere Auskunft; man müßte denn annehmen wollen, die Natur habe aus mütterlicher Fürsorge den eingeschränkten und ungebildeten Köpfen ausschließlich ein höheres Vermögen der Erkenntniß der Zukunft zugetheilt, damit sie dadurch für den Mangel an Geisteskraft, oder für die vernachlässigte Bildung dieser Kraft entschädigt würden.

Daß schwermüthige Menschen voll trauriger Ahndungen sind, geht vermöge der Stimmung dieser Menschen ganz natürlich zu. Und wenn von ihren Ahndungeu einige ganz, oder zum Theil eintreffen, so beweiset dies noch nicht den Besitz einer besondern Fähigkeit für die Erkenntniß der Zukunft. Wäre man nur mit der Geistesstimmung und Bildung der Individuen, in welchen, und mit den besondern Umständen, unter welchen dergleichen Ahndungen entstanden

sind, genau bekannt; so würden die natürlichen Gründe des Ursprunges und des Inhaltes derselben, wie auch der Erfüllung (wenn diese nicht ein Werk des Zufalls ist) gefunden werden können. Das Nämliche gilt von den weissagenden Träumen.

Die Ahndungen mancher Kranken, die sich auf ihr Besser- und Schlimmerwerden, oder auf den Gebrauch gewisser Heilmittel beziehen, sind in so fern von den, andere Dinge der Zukunft betreffenden Ahndungen verschieden, als sie weit öfterer eintreffen, und manchmal gar nicht aus dem Vorrathe der von den Kranken durch Erfahrung und Nachdenken erworbenen Einsichten scheinen abgeleitet werden zu können. Doch auch diese Ahndungen lassen sich aus den allen Menschen verliehenen Erkenntnißarten erklären. Denn was das Vorhersehen des Ausganges einer Krankheit betrifft, so kann es sich auf die plötzlich vorgefallene Veränderung in dem organischen Lebensgefühle (welches Gefühl mit der Thätigkeit der heilenden, oder den kranken Körper ausbessernden Lebenskraft zusammenhängt) stützen. In Ansehung der Begierde der Kranken aber nach dem Gebrauche gewisser Heilmittel darf nicht übersehen werden, daß an den Aeußerungen des Triebes nach dem, was zur Erhaltung unserer Natur dienlich ist, eben so, wie bei dem Triebe nach der Fortpflanzung der Gattung, etwas dem Instincte der Thiere Aehnliches am längsten wirk-

sam ist, daher in manchen Krankheiten ein heftiges Verlangen nach heilsamen Nahrungsmitteln, und ein unwiderstehlicher Abscheu gegen schädliche Dinge entsteht. Daß dem Kranken sein Wille gethan, und dessen Eigensinn nicht gereizt wird, mag übrigens auch wohl die Wirksamkeit der heilenden Kraft durch Entfernung eines Hindernisses befördern.

Die Begierde, die Zukunft zu enträthseln, hat eine Menge von Mitteln ausgedacht und in Gang gebracht, um Befriedigung zu erhalten. Mehrentheils bestimmte ein Zufall diese Mittel. Oft ersann man hinterher eine neue Ordnung der Dinge in der Welt, um den Gebrauch der Mittel daraus zu rechtfertigen.

§. 111.

Das Wort Witz ist seinem Ursprunge nach mit Wissen nnd Weise verwandt, und wird bald im weitern, bald im engern Sinne gebraucht. Im weitern genommen versteht man darunter alles Sinn- und Geistreiche in den Urtheilen; im engern Sinne aber wird es nur auf die Erkenntniß einer besondern Classe von Aehnlichkeiten an den Dingen bezogen. Denn nicht iedes Finden von Aehnlichkeiten, und wenn sie auch sehr groß wären und nicht sogleich in die Sinne fielen, ist ein Erzeugniß des Witzes.

Mit der Entwickelung des Verstandes fängt nämlich der Mensch an, die ihn umgebenden Dinge von einander zu scheiden, und viele davon als gänzlich entgegengesetzte zu betrachten, z. B. das Geistige und Körperliche, das Lebendige und Todte, den Menschen und das Thier. Der Witz ist es nun, der an dem, was der Verstand einander entgegensetzt, noch Aehnlichkeiten entdeckt, und er zeigt sich in einer desto größern Vollkommenheit, je stärker der Contrast gewisser Dinge, und je größer gleichwohl die Aehnlichkeit ist, welche daran von ihm noch nachgewiesen wird. Sein Bestreben ist also, was der Verstand für ungleich ausgiebt, einander wieder gleich zu machen, ohne es doch für einerlei ausgeben zu wollen. Er geht aber nicht auf Belehrung, sondern nur auf Belustigung aus, daher er auch kurz seyn muß, und keine Anstrengung des Geistes verrathen, oder, um verstanden zu werden, verursachen darf. Dem Witze liegt, als einer Vergleichung von Dingen, Verstandesthätigkeit zu Grunde. Allein er erfodert auch ein lebhaftes Wirken der Einbildungskraft, um die Aehnlichkeit ungleichartiger Dinge zu finden. In den Gesetzen der Ideen-Association läßt sich die Veranlassung zu witzigen Einfällen leicht

entdecken, und wem es an lebhafter Einbildungskraft fehlt, der ist auch arm an witzigen Einfällen.

An den Erzeugnissen des Witzes kommen zwei Hauptunterschiede vor. Die Aehnlichkeit, welche er an ungleichartigen Dingen nachweiset, betrifft nämlich entweder wesentliche, oder zufällige Eigenschaften dieser Dinge. Jene Art des Witzes schöpft aus der Tiefe und hat manchmal ein Eindringen in die, gewöhnlichen Augen nicht sichtbaren Beschaffenheiten gewisser Dinge zur Grundlage; diese hingegen hält sich an die Oberfläche (z. B. der Witz, der auf verschiedenen Bedeutungen eines Wortes beruhet). An beiden Arten des Witzes findet aber wieder der Unterschied Statt, daß die darin aufgestellten Aehnlichkeiten entweder natürliche, oder bildliche ausmachen. Jene bestehen aus dem, was durch Beobachtung an den verglichenen Dingen als deren Aehnlichkeit erkannt werden kann; diese hingegen gründen sich auf Metaphern und Allegorien.

Man kann der Erfahrung gemäß behaupten, daß in jedem kraftvollen Geiste auch Anlage zum Witze vorhanden, und diese Anlage keiner besondern und absichtsvollen Entwickelung bedürftig sey, um gute Früchte in ziemlicher

Anzahl hervorzubringen, wie schon aus den naiven und schalkhaften Einfällen mancher Kinder und Erwachsenen, die bloß gesunden Menschenverstand besitzen, erhellet. Aber iene Anlage scheint einigen Menschen im vorzüglichen Grade (als Talent) verliehen worden zu seyn, die alsdann witzige Köpfe genannt werden. Man hat diesen mancherlei Böses nachgesagt, nämlich Unfähigkeit zu gründlichen wissenschaftlichen Nachforschungen, ferner Herzlosigkeit und einen unwiderstehlichen Drang, den witzigen Einfall anzubringen, wenn auch der größte Nachtheil dadurch entstehen sollte, endlich Geringschätzung alles Heiligen für den Menschen und eine Neigung, dasselbe durch witzige Vergleichung mit dem Gemeinen und Niedrigen herabzuwürdigen. Allein die böse Nachrede ist dadurch entstanden, daß man auf die Unterschiede an dem Witze nicht achtete, und auf alle witzige Köpfe übertrug, was nur von einigen, vielleicht sogar nur von denen, die sich dem Geiste eines verdorbenen Zeitalters hingaben, gültig ist.

Garve, in den Versuchen über verschiedene Gegenstände aus der Moral, Literatur und dem geselligen Leben, Th. II. S. 346. und Jean Paul, in der Vorschule zur Aesthetik

Abtheil. II. Programm 9. haben es bestritten, daß der Witz durch's Aufstellen der Aehnlichkeiten vom Scharfsinne unterschieden sey. Beiden muß allerdings darin recht gegeben werden, daß der Witz den Gebrauch der Entgegensetzungen der Dinge nicht verschmähe, um seine Absicht zu erreichen, und man kann manchen Witz scharfsinnig nennen. Allein in diesem Falle dient der Scharfsinn dem Witze nur zur Folie, wovon die Beispiele, worauf sich der zuletzt genannte Schriftsteller zur Rechtfertigung seiner Behauptung beruft, Beweise liefern, und es giebt keinen witzigen Scharfsinn.

§. 112.

Der Scharfsinn dringt in die Verborgenheiten der Dinge ein, und entdeckt dadurch an diesen Dingen Beschaffenheiten und Theile, welche von dem mit keinem Scharfsinne begabten Kopfe übersehen werden. Vorzüglich wird jenem das Ausfindigmachen feiner Unterschiede an solchen Gegenständen, welche viele Aehnlichkeit mit einander haben, beigelegt. Er ist eben sowohl beim Beobachten, als beim Erforschen des bloß Denkbaren thätig (man unterschied daher beobachtenden und raisonnirenden Scharfsinn), und glänzt freilich nicht so, wie der Witz, erfodert auch viele Uebung und ge-

langt erst durch Anstrengung zu seinem Ziele, ist aber ein vorzügliches Beförderungsmittel der Genauigkeit in den Erkenntnissen und für das Gedeihen der Wissenschaften unentbehrlich.

§. 113.

In dem, was den Verstand unterschieden hat, weiß der Tiefsinn wieder noch manche Gleichheit und Verwandtschaft ausfindig zu machen, welche aber von ganz anderer Beschaffenheit sind, als die, womit der Witz sein Spiel treibt. Jene betreffen nämlich die Abhängigkeit verschiedener Dinge von denselben Gründen und Gesetzen, und der Tiefsinn zeigt sich dann im vorzüglichen Grade, wenn er in Vieles und sehr Verschiedenes, durch Ableitung desselben aus wenigen Gründen, oder gar aus einem einzigen Grunde eine nach den Gesetzen des Verstandes nothwendige Verbindung bringt. Er ist daher eigentlich auch durch dasjenige gemeint, was man in manchen philosophischen Schulen Vernunft, der die Aufbauung der Systeme zugeschrieben wurde, nannte. In einigen Erkenntnissen hat er große Verbesserungen zu Stande gebracht. Die Grundlage davon ist aber eine besondere Stärke des natürlichen Bestrebens des menschlichen Verstandes,

dem Mannichfaltigen in der Erkenntniß Einheit zu geben. Mit dieser Stärke muß jedoch das Talent der Beobachtung in Verbindung stehen, wenn dadurch etwas von dauerhaftem Werthe für den menschlichen Geist hervorgebracht werden soll.

§. 114.

Bei schwierigen und verwickelten Unternehmungen ist es oftmals ein einziger Punct, oder die Benutzung eines günstigen Augenblicks, der, wenn er vorüber ist, höchst selten wiederkehrt, oder die Rücksicht auf sehr Vieles, was dabei nützlich oder schädlich werden kann, wovon das Gelingen der Unternehmung abhängt. Jenen Punct nun leicht ausfindig zu machen, den Augenblick, wenn er da ist, sogleich zu erkennen, und diese Rücksicht zu beweisen, das ist die Sache des *praktischen oder technischen Talentes*.

Dieses Talent macht einen höhern Grad der Aeußerung der Klugheit aus, welche aber von der Arglist und Schlauheit, die Andere hintergeht, um ihre Absichten zu erreichen, und wozu eingeschränkte Köpfe und schwache Menschen ihre Zuflucht nehmen, unterschieden werden muß. Der Werth desselben wird dann

recht einleuchtend, wenn man erwägt, wie so manches Gute in der Menschenwelt bloß wegen des Nichtgebrauchs der rechten Mittel unausgeführt bleibt. Uebrigens wird seine Thätigkeit durch eine genaue Erkenntniß der Beschaffenheiten und Verhältnisse der Dinge begründet, und es versteht daher auch durch wenig Mittel oft viel auszurichten, ist jedoch unter allen Talenten am meisten der Uebung bedürftig, nämlich in der Betreibung mannichfaltiger Geschäfte.

Wie sehr oft das Gelingen wichtiger Unternehmungen von der gehörigen Rücksicht auf eine Menge von Dingen, welche, einzeln genommen, unbedeutend scheinen, abhänge, beweisen Cook's Entdeckungsreisen; s. G. Forster's Abhandlung über Cook den Entdecker, im ersten Theile der kleinen Schriften S. 1.

§. 115.

Die Selbstgelehrten (autodidacti), die, was sie wissen und können, sich nach und nach und mehrentheils durch viele Anstrengung ausgedacht haben, deren viele unter den mechanischen Künstlern in Gebirgsgegenden vorkommen, gehören auch zu den talentvollen Menschen. Es ist aber zu bedauern, daß der Entwickelung

des Geistes derselben kein Unterricht zu Hülfe kam, weil sie den Werth ihrer Erfindungen, wegen der darauf verwendeten Anstrengung, mehrentheils zu hoch anschlagen, eben deßwegen auch keine Belehrung annehmen, und gemeiniglich, was in ihrer Kunst das Trefflichste ausmacht, nicht zu erkennen und zu würdigen verstehn.

Den so genannten Wunderkindern fehlen wahre Talente, und ihr frühzeitiges Wissen und Können war die Wirkung eines guten Gedächtnisses, dessen Entwickelung die elterliche Eitelkeit, oder wohl gar Gewinnsucht übertrieb. Denn es gab eigentlich nur gelehrte und musikalische Wunderkinder, (Heinecke, Baratier, Crotch), wozu aber neuerlich noch ein arithmetisches (Zerah=Colburn) gekommen ist, deren Geschicklichkeit vom Behalten vieler Wörter, Zahlen und einer langen Tonreihe abhängig war, und wovon daher auch keines, wenn man einige musikalische, worunter sich Mozart am meisten hervorgethan hat, ausnimmt, und deren sehr frühe Leistungen eine besondere Einrichtung ihres Gehörs befördert haben mag, den Erwartungen entsprach, welche man sich davon machte. Und wenn die Uebertreibung derselben nicht durch einen frühen Tod bestraft wurde, so war doch ein, in den Jünglingsjahren eintretender gänzlicher,

also naturwidriger Stillstand in der weitern Entwickelung des Geistes die Folge davon.

§. 116.

Die großen Mißbräuche, welche mit dem Worte Genie getrieben worden sind, und wodurch es sogar zu einem Spott- und Schimpfnamen herabsank, hat man bereits anerkannt, und dasselbe auf die Bezeichnung des Höchsten unter den Naturgaben in Ansehung des Erkenntnißvermögens eingeschränkt. Es verkündigt aber sein Daseyn durch die Originalität, Größe, Individualität und Musterhaftigkeit seiner Erzeugnisse. Das Genie ist nämlich erfinderisch oder schöpferisch, und wer nur in glücklichen Nachahmungen, was Andere bereits geleistet hatten, erreicht, kann auf jenen Namen keinen Anspruch machen. Es schafft ferner ein großes und in Ansehung seiner Theile zu einem Zweck zusammenstimmendes Ganzes, nicht einzelne Vortrefflichkeiten von kleinem Umfange, und ist vorzüglich hierin für den bloß talentvollen Kopf, der in Stunden der Begeisterung auch wohl solche Vortrefflichkeiten hervorbringt, unerreichbar. Ein vom wahren Genie erzeugtes Ganzes wird aber auch in Allem, was dazu gehört, das Gepräge der

Individualität seines Urhebers an sich tragen. Denn ein Genie wirkt und bildet nie wie das andere, und was es daher unvollendet hinterließ, hat von keinem andern kraftvollen Geiste, der zu Grunde liegenden Idee entsprechend, ausgeführt werden können, wovon besonders manche unvollendete Werke der Baukunst, wozu der Plan mit dem Tode des Künstlers unterging, den Beweis liefern. Endlich muß auch das Erzeugniß eines Genies musterhaft seyn, d. h. dem unverdorbenen und unverkünstelten Geschmacke zusagen.

Die allgemeine Eintheilung des Genies in das wissenschaftliche, künstlerische und praktische bezieht sich auf die Hauptunterschiede der durch die Ausbildung unserer Seelenkräfte erreichbaren Vollkommenheiten, nämlich auf Wahrheit, Schönheit und die echte, durch Weisheit bestimmte Güte. Des künstlerischen muß aber in der Theorie des menschlichen Geistes auch Erwähnung geschehen, weil der Künstler eine höhere Ansicht von dem Leben und der Welt liefert, oder weil er dichtet und nicht erdichtet. — Zu den praktischen Genies gehören diejenigen vortrefflichen Geister, welche entweder wie Moses, Solon, Lykurg, durch eine weise, den Bedürfnissen und dem

Zustande eines Volkes angemessene Gesetzgebung die Fortschritte in der Cultur bei demselben beförderten; oder wie Themistokles und Pitt, planmäßig und mit kluger Benutzung der vorhandenen Umstände, so wie auch durch geschickte Entfernung entgegenstehender Hindernisse, ihrem Vaterlande Unabhängigkeit, Wohlstand und Glanz in gefährlichen Zeiten erhielten, und in einem noch größern Grade verschafften; oder endlich, wie mehrere Religionsstifter, Wahrheiten und Ideen über die Welt und die Bestimmung des Menschen verbreiteten, und eine Gesinnungsart belebten, wodurch es möglich ward, die Herrschaft über die Sinnlichkeit zu gewinnen, daher die Religionsstifter auch mit Recht als die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts gepriesen werden.

Die wesentlichen Merkmale der Erzeugnisse des Genies müssen freilich bei Allem, was dazu gehören soll, statt finden. Allein es ist auch leicht einzusehen, warum einige von jenen Merkmalen in mancherlei Stufenunterschieden an den verschiedenen Classen der Erzeugnisse vorkommen. Die Originalität des genialen Wirkens kann sich z. B. in den schönen Künsten weit freier äußern, als in den Wissen-

schaften. Denn in diesen ist, wegen ihrer Absicht auf die Wahrheit der Gedanken, selbst die höchste Aeusserung der Denkkraft an ein in gewisser Rücksicht unabänderliches Verfahren (bei der Beweisführung, und in Ansehung der Vereinigung mehrerer Wahrheiten zu einem Ganzen) gebunden. Eben so muss auch die Grösse des practischen Genies nicht nach der Neuheit seiner Ideen und Absichten, sondern vielmehr hauptsächlich nach der Kraft und Wirksamkeit, die es gewissen Ideen zu verschaffen wußte, und nach der Güte und Tauglichkeit der Mittel, wodurch es seine Absichten ausführte, beurtheilt werden. Denn jeder Mensch erhält schon durch die Bildung seiner Vernunft eine Richtung des Geistes auf das Uebersinnliche; aber für diese Richtung eine fortdauernde Begeisterung bei vielen Menschen hervorzubringen, dazu ist eine grosse Kraft der Seele erfoderlich. In den schönen Kunstwerken spricht sich ferner die Individualität des Genies weit stärker aus, als in den Wissenschaften, wegen der allgemeinen Gültigkeit der Bedingungen der Wahrheit und einer verstandesmässigen Ordnung der Gedanken möglich ist. Was endlich die Musterhaftigkeit betrifft, so darf sie zwar keinem Werke des Genies gänzlich fehlen; aber es giebt Unter-

schiede in der Annäherung zu den Ideen der Wahrheit, Güte und Schönheit. Und das in einem Zeitalter, wo der Mensch sich eben erst über die Rohheit der Sitten und über die Geschmacklosigkeit in der Beurtheilung des Schönen erhoben hatte, auftretende Kunst-Genie wird in seinen kühnen und oft regellosen Aufflügen dem späterhin mehr gebildeten Geschmacke nicht gänzlich Genüge thun, inzwischen doch auch diesem, so lange er noch nicht ein verzärtelter ist, durch Reichthum und Kraft in der Dichtung einige Befriedigung gewähren.

Man ist schon längst darüber einig, daß das Genie keine von den der menschlichen Natur allgemein verliehenen Geisteskräften innerlich verschiedene Fähigkeit ausmache, sondern nur aus einer besondern Anlage zum geistigen Leben im höhern Grade bestehe. Diese Anlage ist aber keine allgemeine und ihrer Richtung nach unbestimmte, durch welche nach Beschaffenheit der Umstände, welche auf die Entwickelung derselben Einfluß haben, jedes Vortreffliche erzeugt werden könnte, sondern eine ursprünglich schon genau bestimmte, daher auch das Genie seine Größe immer nur in einer besondern Classe geistiger Erzeugnisse zu erkennen zu geben vermag. Aber zu diesen Erzeugnissen

haben oft alle Geisteskräfte, oder doch die meisten, in vorzüglicher Stärke und im Einklange mit einander wirkend, beigetragen, womit inzwischen nicht behauptet werden soll, daß hieraus auch die Herrlichkeit der Erzeugnisse des Genies eingesehen werde; denn man kann sie nicht bloß durch Befolgung von Regeln zu Stande bringen. Manchmal äußert sich die Fähigkeit dazu so plötzlich, daß man diese für einen neuen Geist, der sich eines Menschen bemächtiget habe, halten sollte. Inzwischen kann doch auch leicht dargethan werden, daß eine solche Aeußerung immer die Folge starker Reize auf das Genie war. In den meisten Fällen kündigt es sich aber schon lange vor seinem Schaffen und zwar dadurch an, daß es mit Liebe und Begeisterung an Allem hängt, was in den Wirkungskreis gehört, wozu es besondere Fähigkeiten besitzt, oder daß es beim Anblicke dessen, was andere grosse Männer in diesem Kreise bereits geleistet haben, lebhafte Unzufriedenheit mit sich selbst empfindet, und daß endlich Schwierigkeiten auf dem Wege zum Ziele, wozu es innerlich getrieben wird, dasselbe nie abschrecken, sondern vielmehr in ihm einen desto größern Eifer in der Anstrengung, jene zu überwinden, erregen.

Manche haben das Genie auf die schönen Künste, als sein eigentliches Gebiet eingeschränkt wissen wollen, weil es allein darin seiner Originalität gemäß wirksam seyn könne, diese aber in den Wissenschaften, durch die darin zu befolgenden Regeln des Verstandesgebrauchs sich zu äußern gehindert werde, und behauptet, daß in den Wissenschaften durch talentvolle Köpfe, wenn sie dieselben mit anhaltendem Eifer und nach einem richtigen Verfahren bearbeiteten, das Meiste zu Stande gebracht worden sey. Besonders hat man vor der Originalität des Denkens in der Philosophie gewarnt. Allerdings kann es in mancher Art des Wissens auch ohne Erfindungsgabe weit gebracht werden. Inzwischen bleibt doch ohne diese Gabe in den Wissenschaften alles beim Alten. Und die Ideen, wonach entweder neue Wissenschaften gebildet, oder schon erfundene berichtiget, erweitert und nach und nach zu größerer Vollkommenheit gebracht werden, gehören mit zu den vorzüglichsten Erzeugnissen des menschlichen Geistes, und können Originalität haben, was sogar manchmal auch von den Mitteln gilt, wodurch gewisse Erkenntnisse zu größerer Vollkommenheit gebracht wurden.

Diejenigen, welche man durch den Titel eines Universal-Genies ausgezeichnet hat, waren eigentlich doch nur Genies in einem Fache, denen es aber der Besitz mehrerer Talente möglich machte, sich in vielen Arten der

Geistesthätigkeit hervorzuthun. Was dagegen die fast an Blödsinn gränzende Schwäche des Kopfes bei einigen Genies in Allem, was nicht zu ihrem Wirkungskreise gehörte, betrifft (welche Schwäche besonders bei musikalischen Genies bemerkt worden ist), so war sie die Folge einer fehlerhaften Erziehung.

§. 117.

Obgleich das Genie und die Talente Naturgaben ausmachen, so sind doch besondere Veranlassungen und Reize dazu erfoderlich, wenn sie in einem vorzüglichen Grade wirksam werden sollen. Den Beweis hievon liefern die bekannten Thatsachen, daß bei manchem Volke in einem gewissen, noch dazu mehrentheils nur kurzen Zeitraume mehrere Genies und talentvolle Köpfe auftraten, und bei eben demselben, während eines weit längern Zeitraums, nichts davon zum Vorschein kam; daß ferner viele Nationen, welche bereits zu den Anfängen in der Civilisation gelangt waren, sich keines einzigen aus ihrer Mitte aufgetretenen Genies zu erfreuen hatten; und daß endlich manche Art der Erzeugnisse des Genies bis jetzt fast nur einmal in wahrer Vollendung zu Stande gekommen ist, was z. B. von den Werken der plastischen Kunst der Hellenen gilt. Denn man

wird doch wohl nicht annehmen wollen, die Natur habe die Keime des Genies nur in manchen Zeiten und an wenigen Orten, und noch dazu bloß zu einer besondern Bestimmung, mit freigebiger Hand ausgestreut. Aber welcher Boden, und welche Witterung und Pflege sind dazu erfoderlich, damit solche Keime die nöthige Nahrung erhalten, um zu Bäumen, die edle Früchte tragen, empor zu wachsen? Auf diese Frage kann allein die Geschichte des Entstehens und der Blüthe der Künste und Wissenschaften (wovon iene, aus leicht zu findenden Gründen, immer die Erstgebornen des Geistes waren, unter denen aber wieder die Dichtkunst allen übrigen vorherging), so wie auch ihrer Abnahme und ihres Unterganges eine Antwort liefern.

Nach dieser Geschichte waren es vorzüglich große und glänzende Thaten eines den Sitten nach noch unverdorbenen Volkes in wichtigen Unternehmungen, besonders in den für dessen Ehre und Selbstständigkeit, oder für das, was den vernünftigen Menschen sonst noch interessirt, (nicht aber etwa des Raubes und der Eroberungssucht wegen) geführten Kriegen, welche die Kraft des Genies und der Talente aus dem Schlummer weckten. Solche Thaten entspran-

gen nämlich aus einer Erhebung des Menschen über die sinnliche Selbstliebe und aus der Begeisterung für eine edle Sache, daher sie auch Veranlassungen zum Aufschwunge des Genies werden konnten. Sobald hingegen bei einem Volke durch das Hingeben an sinnliche Genüsse die Kraft gewichen war, die im Kampfe mit Schwierigkeiten Großes hervorbringt, sobald bei ihm die Herrschaft des Eigennutzes alle Begeisterung verhinderte, und unter den Fesseln, die der Despotismus demselben anlegte, das Vertrauen zu sich selbst und der Muth sank, arteten auch Künste und Wissenschaften aus, und das dafür vorhandene Talent erzeugte nur noch Gemeines, Kleinliches und Geschmackloses, sogar wenn es sich nicht aus eigennützigen Absichten dem verdorbenen Zeitgeiste hingab. Da nun das religiöse Gefühl den Menschen ganz vorzüglich über das Irdische erhebt, und mit den erhabensten Ideen zusammenhängt; so wird aus dem eben angeführten Grunde der Erweckung des Genies begreiflich, warum die Erzeugnisse der schönen Künste nur erst dann ihre größte Vollendung erhielten, wenn die Begeisterung, die dem Hervorbringen derselben zu Grunde lag, durch Verbindung mit jenem Gefühle einen hohen Schwung erhalten hatte, wie die Geschichte

der Dichtkunst und Baukunst in allen Zeitaltern, die der Plastik und des Schauspiels bei den Hellenen, und die der Mahlerei und Tonkunst in den neuern Zeiten bezeuget. Man kann daher auch wohl sagen, der Genius der Kunst sey nicht irdischen Ursprunges, sondern himmlischer Abkunft.

Was hingegen die Richtung des Genies auf besondere Gegenstände, und den Umstand betrifft, daß bei einem Volke, oder in einem gewissen Zeitraume mehrentheils nur einige Künste und Wissenschaften (bei den Römern z. B. bloß Geschichte und Beredtsamkeit) zu einer Vollkommenheit gediehen, da sie doch, ihrer Abstammung nach, alle mit einander verschwistert sind; so liegt davon der Grund in der besondern Beschaffenheit der Umgebungen, unter welchen sich das Genie entwickelte, also in der Physionomie der Gegend, worin es lebte, in der Lebensweise, den Sitten, den Begebenheiten, der politischen Verfassung und der Religion des Volkes, wozu es gehörte. Und wenn auch irgend einmal die Erweckung und Entwickelung der Geisteskräfte von der gewöhnlichen Naturordnung abweichend zu seyn scheinen mag, wie bei den Isländern im elften bis dreizehnten Jahrhundert; so kann sie doch als

dieser Ordnung angemessen nachgewiesen werden, sobald man dasjenige kennt, was dem Erwachen des Geistes vorherging, und dessen Begeisterung unterhielt. Da es aber immer besondere Umstände und Vorfälle sind, welche dieses Erwachen bewirken, so wird daraus begreiflich, warum mehrere Genies und talentvolle Köpfe zu gleicher Zeit auftraten, was die Nacheiferung gewiß nicht allein bewirkt hat.

Die Eroberung von Troja, die Besiegung der ungeheuren persischen Macht bei Marathon und Salamis, gaben dem Geiste der Hellenen einen Aufschwung, der sie der schönsten Erzeugnisse in Künsten und Wissenschaften fähig machte. — Die Wiedererweckung des genialen Geistes folgte in Italien in den neuern Zeiten auf die Kriege der Guelfen und Gibellinen, worin die Kraft des Italiäners geübt, und manche große That verrichtet worden war. — Das Aufblühen so vieler Talente im Zeitalter Ludwigs XIV. war nicht die Frucht der Geschenke, womit dieser Monarch Künstler und Gelehrte belohnte, oder des Glanzes seines Hofes, sondern die Wirkung des erhöheten Selbstgefühls, welches der Nation durch ihre frühern Thaten in innern und äußeren Kriegen zu Theil geworden war. — Die Siege, welche Friedrich der Große erfocht, waren es endlich, wodurch der dichterische Geist der

Deutschen aus einem langen Schlummer aufgeweckt und dazu gebracht wurde, sich wieder in nationaler Eigenthümlichkeit kraftvoll und dem guten Geschmacke angemessen auszusprechen.

Die großen Thaten eines Volkes oder Völkchens haben nur bei dessen Landsleuten, nie bei Fremden, die Keime des Genies und des Talentes belebt, was auf eine besondere Wichtigkeit der National-Verbindungen unter den Menschen für die Cultur des Geistes hinweist.

Bei den praktischen Genies war es oft ein tiefes Gefühl des Elends und der sittlichen Verdorbenheit der Mitbürger und Zeitgenossen, was den muthigen Vorsatz, jenen Uebeln zu steuern, anregte, und auch die Art und Weise mit bestimmte, wie er ausgeführt ward. Ohne die Sophisten würde es keinen Sokrates gegeben haben. Ja das Herz war es oft hauptsächlich, was große Dinge eingab und auch zu Stande brachte.

Neben den Untersuchungen über das Genie, welche in den die ganze Psychologie umfassenden Werken vorkommen, verdienen noch besonders angeführt zu werden: An essay on genius by A. Gerard; Herder's Preisschrift über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks; und die Vorschule zur Aesthetik von Jean Paul Abtheilung I. Programm 3.

Fünfter Abschnitt.

Von dem Fürwahrhalten und dessen Verschiedenheiten.

§. 118.

Das Fürwahrhalten ist zwar nur eine besondere Ausübung der Selbstthätigkeit des Verstandes, besitzt aber eigenthümliche Beschaffenheiten, die mit mannichfaltigen, auf das geistige Leben einflußreichen Bestimmungen vorkommen, daher es noch besonders aufgeklärt zu werden verdient.

§. 119.

Der Mensch fängt erst dann an, die Wirklichkeit vom Scheine und die Wahrheit vom Irrthume zu unterscheiden, nachdem von ihm die Entdeckung gemacht worden ist, daß er durch Schein hintergangen worden sey und sich geirrt habe. Ist aber dies geschehen, dann ist auch sein Bestreben darauf gerichtet, Täuschungen und Irrthümer zu vermeiden. Diese der Erkenntniß des Wirklichen und Wahren vorzuziehen vermag Niemand, wenn sie auch noch so schmeichelhaft seyn sollten.

§. 120.

Das Fürwahrhalten besteht immer aus einem Urtheile, welches sich aber manchmal in der Gestalt eines dunkeln Gefühls äußert. Der Verstand ist also, und zwar ganz allein, durch die ihm verliehene Natur zum Wächter darüber angeordnet, daß wir nicht durch Schein und Irrthum hintergangen werden.

§. 121.

Fällt der Verstand das Urtheil: Eine äußere oder innere Wahrnehmung sey echt und richtig; so enthält es den Gedanken: Die Wahrnehmung bestehe nicht aus einer Täuschung durch Sinnenschein, oder aus einem lebhaften Bilde der Einbildungskraft. Um aber zur Entdeckung des Sinnenscheins zu gelangen, dazu ist keine vorzügliche Bildung des Verstandes erfoderlich. Sie war zur Erhaltung des Lebens allgemein nöthig, und der rohe Mensch hat es darin gemeiniglich eben so weit gebracht, als der gebildetere.

§. 122.

Das sich auf die Erkenntnisse durch Vorstellungen und Begriffe beziehende Fürwahrhalten aber besteht aus dem Urtheile: Der Inhalt

dieser Erkenntniß sey mit dem Obiecte, worauf sie sich bezieht, übereinstimmend, und gebe nicht etwas von diesem Obiecte Verschiedenes zu erkennen (m. vergl. hiebei §. 60). Da nun richtige Vorstellungen und Begriffe in Ansehung vieler Dinge in der Natur erst mühsam, und nach Ueberwindung mehrerer Hindernisse, oder durch den Gebrauch besonderer Mittel erworben werden, wie die Geschichte der Wissenschaften bezeugt; so hängt die Einsicht der Wahrheit dieser Vorstellungen und Begriffe von Uebungen des Verstandes und von der gesammten Bildung des Geistes ab. Dies gilt auch von der Beurtheilung der Ideen (§. 104); denn wer den Werth und die Richtigkeit der Ideen von der Tugend oder der Freundschaft soll beurtheilen können, dessen Herz darf nicht leer an Regungen einer tugendhaften und freundschaftlichen Gesinnung seyn.

Während der äußern und innern Wahrnehmung ist, was wir dadurch erkennen, gegenwärtig, und daß es gegenwärtig sey bedarf also keines Beweises. Daß aber eine Vorstellung Realität habe und mit ihrem Obiecte übereinstimme, kann aus ihr selbst schlechterdings nicht abgenommen werden, denn sonst wäre sie nicht Vorstellung. Hierauf bezieht

sich das Princip des zureichenden Grundes. Es drückt die eben angeführte Einrichtung unsers Geistes aus und nichts weiter. Dasselbe ist aber oft mit dem Princip der ursachlichen Verbindung des Wirklichen verwechselt, oder in ein einziges Princip zusammengeschmolzen worden. Der sonst in der Unterscheidung der Begriffe und Grundsätze sorgfältige Leibnitz sagt in den Principiis philosophiae, thesi 31 — 32.: Ratiocinia nostra duobus magnis principiis superstructa sunt. Unum est principium contradictionis, — — — —. Alterum est principium rationis sufficientis, vi cuius consideramus, nullum factum reperiri posse verum, aut veram existere aliquam enunciationem, nisi adsit ratio sufficiens, cur potius ita sit, quam aliter, quamvis rationes istae saepissime nobis incognitae esse queant. Von dem Wirklichen gilt es iedoch allerdings, daß wir es als vorhanden erkennen, obgleich die Ursachen davon noch gänzlich unbekannt sind. Einem Satze aber Wahrheit beizulegen, wofür noch gar kein Grund, der aber auch ein Scheingrund seyn kann, eingesehen worden ist, gehört zu dem Unmöglichen im menschlichen Geiste.

§. 123.

Was gab denn aber zur Entstehung der ungeheuren Menge von Irrthümern, die oft

gleich Seuchen sich verbreiteten und den Verstandesgebrauch von seiner Bestimmung, Wahn und Einbildung abzuhalten und zu zerstören, abweichend machten, die Veranlassung? Die folgende Anzeige hievon klärt zum wenigsten das Hauptsächlichste darin auf.

I. Das Kind nimmt die Belehrungen und Versicherungen, die es von den Erwachsenen erhält, mit Vertrauen zu den Kenntnissen und der Wahrhaftigkeit derselben an, und würde ohne ein solches Vertrauen gar nicht erzogen werden können. Eben so hat der an Einsichten Reiche einen großen Einfluß auf das Fürwahrhalten des daran Armen. Aber in dieser höchst wohlthätigen Einrichtung liegt auch die Veranlassung dazu, daß Vorurtheile und Irrthümer von einer Generation zur andern, mehrentheils noch mit Zusätzen vermehrt, forterben, bis eine außerordentliche Erschütterung im Gebiete der Meinungen und des Fürwahrhaltens vorfällt.

II. Der ursachlichen Verbindung der Dinge in der Natur auf die Spur zu kommen, dazu ist in vielen Fällen große Anstrengung und Sorgfalt nöthig, und gelingt oft gar nicht (§. 93). Der physische Aberglaube erhielt daher bald einen großen Umfang, und ward,

verschmolzen mit dem religiösen Aberglauben, fast unzerstörbar.

III. Ist eine Lehre und Meinung den Wünschen angemessen, finden die Leidenschaften darin Nahrung und Aussicht auf Befriedigung, dann gilt dies schon für einen tüchtigen Grund der Wahrheit jener. Man will darin nicht gestört seyn, und unterläßt nicht nur, sondern verabscheuet sogar alle Prüfung derselben.

Der Ursprung mancher Irrthümer, die Macht, welche sie über den menschlichen Geist ausübten, und die Dauer derselben, setzen wirklich oft in Erstaunen, vorzüglich wenn man dabei erwägt, wie leicht es war, den Schein der Gründe zu entdecken, worauf sie sich stützten. Hieher gehört z. B. der Glaube an Hexerei, der Scheiterhaufen errichtete, und diejenigen darauf lebendig verbrannte, die sich derselben sollten schuldig gemacht haben. Und diesem Glauben war nicht etwa bloß der gedankenlose Pöbel zugethan, sondern auch die Mitglieder der Consistorien, der Justiz-Canzeleien und der Spruch-Collegien nahmen es für eine unbestreitbare Sache an, daß es Hexen gebe. Wie leicht hätte aber nicht der grobe Irrthum, der dem Glauben an Hexen zu Grunde lag, entdeckt werden können?

§. 124.

Wenn die Betrachtung der Menge der Irrthümer und thörichten Einbildungen, welchen die Menschen von jeher ergeben waren, niederschlägt; so ist hingegen die Erwägung dessen, was durch den Eifer für Wahrheit in der Zerstörung der Irrthümer und in der Erweiterung richtiger Erkenntnisse geleistet worden ist, erhebend, und den, zur Aufsuchung des Wahren oftmals nöthigen Muth ungemein belebend. Was dieser Eifer, wenn er die richtige Leitung erhielt, und durch keinen Einfluß der Eigenliebe von seinem Ziele abgelenkt wurde, nach und nach zu Stande gebracht hat, ist manchmal einem Wunder ähnlicher, als einer natürlichen Begebenheit. Diesen Eifer kann sich aber jeder, der seine Geisteskraft wissenschaftlichen Forschungen gewidmet hat, selbst geben, und ist er erregt worden, so erhält er durch jede Entdeckung und Erfindung größere Stärke.

§. 125.

Am Fürwahrhalten finden in Ansehung der Stärke desselben große Unterschiede statt, die durch die Wörter **Wissen**, **Glauben** (oder **Für wahrscheinlich halten**) und

Vermuthen angezeigt werden. Der Sinn dieser Wörter kann aber nur durch die Aufsuchung der Unterschiede an den Thätigkeiten des Verstandes, die ihrer Bedeutung zu Grunde liegen, gefunden werden.

§. 126.

Aus einem Wissen besteht, nach dem allgemeinen Sprachgebrauche, die Zuverlässigkeit aller Erkenntnisse durch äußere und innere Wahrnehmung. Denn was man sieht und hört, davon wird nicht geglaubt, daß man es sehe und höre, sondern man weiß es. Daß wir existiren, etwas denken, oder fühlen, hat gleichfalls Gewißheit. Diese kommt auch den Erinnerungen zu (§. 78). Endlich gehört noch zu dem für uns Gewissen, alles durch Folgerungen aus allgemein anerkannten und unbestreitbaren Grundsätzen Erkannte. Die Folgerungen bestehen nämlich aus einem Bewußtwerden dessen, was in den Grundsätzen schon enthalten ist. Gelten also diese als wahr, so ist es uns unmöglich, das daraus Gefolgerte für etwas Falsches zu halten. Diese Art des Wissens behauptet in den Wissenschaften mit recht einen hohen Rang. Sie führt nämlich auf eine Unveränderlichkeit und strenge Allgemeingültig-

keit der Einsichten von Etwas, und wird in den Schulen der Philosophen gemeiniglich die apodiktische Gewißheit genannt. Man hätte aber nicht übersehen sollen, daß es dabei mit auf die Zuverlässigkeit der Grundsätze, woraus gefolgert worden ist, ankommt, und daß jede Beweisführung zuletzt auf einer Erkenntniß beruhen muß, die sich nicht weiter beweisen läßt, weil sie sonst nie hätte zu Stande gebracht werden können.

§. 127.

Wenn zum Wissen, wie wir eben gefunden haben, immer eine unmittelbare Erkenntniß dessen, wovon man weiß, erfoderlich ist; so stützt sich hingegen das Glauben und Fürwahrscheinlichhalten in Ansehung des Daseyns von einer Sache auf Erkenntnisse, die etwas von dieser Sache Verschiedenes betreffen. Wie ist es aber möglich, daß uns die Erkenntniß einer Sache auf die Erkenntniß einer, davon dem Seyn nach verschiedenen führe und für die Richtigkeit dieser Erkenntniß Gewähr leiste? Einzig und allein vermittelst der Einsicht von einer Ordnung und Gesetzmäßigkeit in der Welt, welche durch die Gleichförmigkeit der Dinge in derselben verkündigt wird. Die Schlüsse aus

der Analogie und die Beweise vermittelst der Induction, worauf sich auch die Hypothesen in der Erklärung der Naturerscheinungen gründen, führen also auf die Erkenntniß von dem, was ehemals vorhanden gewesen ist, oder schon existirt, ob wir es gleich noch nicht wahrgenommen haben, und auch auf die Erkenntniß dessen, was erst in der Zukunft daseyn wird. Es ist aber nicht bloß das zur leblosen und organischen Natur Gehörige, wovon wir uns auf diese Art eine Erkenntniß verschaffen, sondern auch das zu den Ereignissen in der geistigen Menschenwelt Gehörige und von den Entschließungen Abhängige. Denn hierin findet gleichfalls eine Ordnung und Gesetzmäßigkeit statt. Wir trauen daher dem Versprechen eines redlichen Mannes, halten die Aussage desjenigen, der sich bisher keiner Lüge schuldig machte, für wahr, und erwarten von einem Volke große Dinge, wenn bei ihm der echte Enthusiasmus erwacht ist. Da aber die Erkenntniß des Wahrscheinlichen von unserer Bekanntschaft mit der Ordnung und Gesetzmäßigkeit in der Natur abhängt, so wird jene Erkenntniß desto zuverlässiger, je größer und genauer diese Bekanntschaft ist. Durch die Erforschung der Gesetze, worunter die in der äußern Natur

wirksamen Kräfte stehen, ist daher auch die Erkenntniß des Wahrscheinlichen dieser Art zu einem hohen Grade der Zuverlässigkeit gebracht worden. Anders verhält es sich aber mit den Ereignissen im geistigen Leben eines Menschen. Auf dessen Entschließungen haben nämlich sehr viele Dinge Einfluß, und dieser Einfluß wird in Ansehung seiner größern oder geringern Stärke nicht allein durch das Naturell und die gesammte Bildung desselben, sondern auch durch das Unerforschliche in ihm, das wir die Freiheit nennen, modificirt. Wir erstaunen daher oft über die That eines Menschen, den wir genau zu kennen glaubten. Mancher, den wir für gut hielten, macht sich einer Schändlichkeit schuldig, die wir ihm nicht zugetrauet hätten, und der nach unserm Dafürhalten schlechte Mensch erhebt sich in einem besondern Falle über den Eigennutz, der bisher sein Herr und Führer in allem war, was er that. Es giebt Tiefen im menschlichen Gemüthe, in welche das Auge unsers Geistes nicht einzudringen vermag.

Der Graf Laplace hat zwar in dem classischen Werke über die Wahrscheinlichkeiten die Berechnung derselben auch auf Ereignisse im geistigen Leben der Menschen angewendet. Aber man kann leicht finden, daß das Ergebniß

dieser Anwendung keine große Sicherheit habe, und daß in vielen andern Ereignissen derselben Art die Anwendung gar nicht gemacht werden könne. Nach den Nachrichten, welche wir über den Einfluß des Ausbruches der Pest in einer Stadt und Gegend auf das Gemüth der Menschen erhalten haben (m. s. die Nachrichten über die attische Pest beim Thucydides im IIten Buche der Geschichte des peloponesischen Krieges, Cap. 48 — 52. und die Nachrichten über die Pest in Marseille und in der Provence während der Jahre 1720 und 1721, von Lemontey, deutsch in Hufeland's Journal der prakt. Heilkunde im VIten Stück des Jahrs 1824. S. 17.), bewirkte der Einfluß eine Auflösung aller Bande der Natur, der bürgerlichen Ordnung und Sittlichkeit, so daß selbst diejenigen, welche vor dem Ausbruche des Uebels gesetzmäßig gelebt hatten, den nahen Tod vor Augen habend, den Genuß der gröbsten sinnlichen Lüste aufsuchten. Bei Manchen hingegen, die ohne allen Eifer für etwas, und nur ihren Neigungen dienend, gelebt hatten, ward der Anblick des allgemeinen Elendes eine Veranlassung zur Darbringung der heldenmüthigsten Opfer. In der Stadt Aix eilten sogar die Freudenmädchen, wie von einer göttlichen Eingebung und einer plötzlichen Reue getrieben, in die Krankenhäuser, um sich in der Pflege der Kranken einem gewissen Tode zu weihen (m. s. Lemontey S. 69). Dies übersteigt

gewiß alle Erwartung und würde für streitend mit der Erfahrung gehalten werden, wenn nicht zuverlässige Nachrichten darüber vorhanden wären.

Seit dem mittlern Jahrhunderten ist von manchen Theologen der christlichen Kirche viel Auffallendes und der Natureinrichtung des menschlichen Fürwahrhaltens Widersprechendes über den Glauben behauptet worden. Die Scholastiker sprachen von einer Art des Glaubens, die den Verstand erst fähig machen soll, etwas zu erkennen und zu begreifen. Und Anselm von Canterbury sagt im zweiten Capitel des Proslogion, vor der Aufstellung des ontologischen Beweises für's Daseyn Gottes: Neque enim quaero intelligere ut credam, sed credo ut intelligam. Nam et hoc credo, quia, nisi credidero, non intelligam. Lavater erklärte aber den blinden Glauben (der also ohne alle Gründe, gleichsam wie aus einem Instincte bei Thieren entstanden seyn müßte) für den echten. Die in den Urkunden des Christenthums enthaltene Lehre vom Glauben an Gott und an den, den er gesandt hat, ist unschuldig an diesen Verirrungen des menschlichen Geistes, die bloß aus der Individualität der Bildung der Männer stammen, die ihnen ergeben waren.

§. 128.

Unter dem Vermuthen wird der schwächste Grad des Fürwahrhaltens verstanden. Es findet dann statt, wenn wir uns nur weniger und noch dazu unzureichender Gründe für die Wahrheit eines Urtheils bewußt sind, oder wenn das Bewußtseyn dieser Gründe nur aus einem dunkeln Gefühle derselben besteht. Im letzten Falle nennt man es auch eine Ahndung des Wahren.

§. 129.

Das Fürwahrhalten aus Gründen der Wahrscheinlichkeit oder das Glauben steht zwar dem Wissen nach. Allein ienes kann durch die Zunahme der Einsicht seiner Gründe, in Ansehung ihrer Zahl und Gültigkeit, sich dem Wissen von Etwas durch die unmittelbare Erkenntniß davon so sehr nähern, daß der Unterschied beider in Ansehung der Zuverlässigkeit fast ganz verschwindet. Manche Erklärung gewisser Erscheinungen in der Natur hatte anfänglich nur geringe Wahrscheinlichkeit, die aber durch die Zunahme der Kenntniß von den Kräften und Gesetzen in der Natur, und durch die Richtigkeit unzähliger Ableitungen aus denselben, nach und nach einer völligen

Gewißheit gleich wurde. Eben so sind für die Glaubwürdigkeit mancher Nachricht eine solche Menge unbestreitbarer Zeugnisse nach und nach ausfindig gemacht worden, daß der Zweifel an der Nachricht eine Ungereimtheit wird.

§. 130.

Eine schlechterdings unentbehrliche Bedingung jedes Fürwahrhaltens ist das Vertrauen zur Richtigkeit der Aussprüche des menschlichen Bewußtseyns über Wahrheit und Irrthum. Dieses Vertrauen liegt allgemein in der menschlichen Natur, und ohne dasselbe würde geistiges Leben und dessen Fortbildung gar nicht statt finden.

Viele Philosophen wollen jedoch durch tiefere Erforschung des Ursprunges der menschlichen Erkenntniß und der Erfodernisse zur Wahrheit derselben ausfindig gemacht haben, daß entweder ein gewisser Bestandtheil dieser Erkenntniß, vorzüglich der sinnliche, lauter Blendwerk ausmache, oder daß der gesammten menschlichen Erkenntniß nicht zu trauen, und die Wahrheit derselben problematisch sey. Aber die Prüfung der Richtigkeit dieser tiefern Erforschung gehört in eine Kritik der philosophischen Systeme und nicht in die psychische

Anthropologie, deren Lehren von der Natureinrichtung des menschlichen Erkennens und Fürwahrhaltens iedoch einer solchen Kritik allererst Zuverlässigkeit gewähren können. Nur folgende Bemerkung möge hier noch einen Platz finden. Gelangte der Mensch auf einer höhern Stufe seiner Bildung zu der Einsicht, daß die Erkenntniß durch Wahrnehmung und durch ein den Regeln des Verstandesgebrauchs gemäßes Denken Täuschung und nur subiectiv gültiger Schein sey, so wäre er in dem Innersten seiner Natur mit der Anlage zu einem Zwiespalte versehen, die sonst bei keinem lebenden Wesen vorkommt und mit den Gesetzen der Natur streitet. Aber die Philosophen haben mehrentheils nur in Rücksicht auf gewisse speculative Systeme das Erkennen des Menschen, einem Theile oder dem Ganzen nach genommen, zu einem Blendwerke herabgewürdigt. Befragen wir hingegen die Einrichtung unserer geistigen Natur, so gehört dazu die Anlage zu einem Realismus, den kein Rationalismus auf die allgemeinen Erkenntnisse von Dingen einzuschränken, und kein Skepticismus und Idealismus umzustoßen vermag. Diesem natürlichen und vernunftgemäßen Realismus bleiben alle Menschen zugethan, weil er aus der Einrichtung

ihres geistigen Lebens stammt. Durch die Naturwissenschaften und deren fortschreitende Erweiterung wird er aber auf eine, alle Einwendungen dagegen besiegende Art bestätigt. Denn das Unternehmen, etwa die Lehren der Astronomie skeptisch bestreiten, oder idealistisch verdrehen und von ihrem naturgemäßen Sinne abweichend auslegen zu wollen, macht sich in den Augen der Kenner jener Wissenschaft, auch wenn es mit einem großen Aufwande von Spitzfindigkeiten unterstützt worden ist, doch nur lächerlich.

Das Verkennen der Natur der unmittelbaren Erkenntnisse und des Verhältnisses der Vorstellungen zu denselben, hat vorzüglich zu den Zweifeln an der Realität menschlicher Erkenntnisse Veranlassung gegeben. Selbst der sonst mit Sorgfalt auf die Einrichtung unsers Geistes achtende Locke ist, weil er auch das Wahrnehmen für ein bloßes Vorstellen hielt, in eine sehr schwankende, und, genau besehen, die Wahrheit mit dem Irrthume sonderbar zusammenmischende Lehre von jener Realität verwickelt worden, s. dessen Essay conc. hum. understand. B. II. ch. 8. §. 8 ff.

Sechster Abschnitt.

Ueber die Sprache und Schrift.

§. 131.

Der Mensch ist dadurch erst Mensch, und vom stummen Thiere wesentlich verschieden, daß er eine Sprache hat, denn sie macht ein unentbehrliches Mittel der Ausbildung der Anlagen seines Geistes und Herzens aus.

Zwar ist zum Wahrnehmen, zum Bewußtwerden der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten an dem Wahrgenommenen, zum Denken einer ursachlichen Verbindung wirklicher Dinge und zur Benutzung dieses Denkens, um gewisse Zwecke zu erreichen, keine Sprache nöthig. Allein die höhern Aeußerungen des Verstandes, das Ordnen der Vorstellungen unter einander, das dem hiedurch entstandenen Verhältnisse der Vorstellungen angemessene Verbinden derselben in Urtheile, das Folgern aus den Urtheilen und alles Bewußtseyn des Verhältnisses des Allgemeinen zum Besondern, also Wissenschaft und eine sichere Erkenntniß der Vergangenheit und Zukunft aus den Gesetzen der Natur, ferner Erhebung zum Uebersinnlichen oder zu religiösen und sittlichen Ideen

ist, der Erfahrung gemäß, ohne Sprache gar nicht, oder doch nur in einem sehr geringen Grade möglich.

Die Sprache ist ferner Beförderinn der für die Erhaltung und Cultur der Menschen unentbehrlichen gesellschaftlichen Verbindung. Vermittelst derselben werden nämlich Erkenntnisse und Wünsche mitgetheilt, die Bewegungen des eigenen Herzens, nachdem dadurch die Aussprache der Worte bestimmt worden ist, in ein anderes Herz verpflanzt, oder darin die Gefühle des Mitleids und der Mitfreude erregt.

Die Behauptung, daß der Mensch ohne Sprachfähigkeit und deren Entwickelung sich nie über die Thiere erhoben haben würde, ist völlig der Wahrheit gemäß. Zwar haben es die Taubstummen, wenn sie nicht zugleich Blödsinnige waren, zu vieler Klugheit und Regelmäßigkeit in ihrem Betragen gebracht; sogar bei dem blinden und tauben J. Mitchel (§. 88. Anmerk.) war das Nachdenken lebhaft und ausgebreitet. Allein auf die Geistesthätigkeit dieser Taubstummen hatten Menschen, denen durch den Gebrauch der Sprache Bildung zu Theil geworden war, durch ihr Beispiel, oder durch absichtsvolle Bemühung, iene Geistesthätigkeit zu erhöhen, Einfluß. Und die

Taubstummen sind ja auch noch einer Sprache fähig, nämlich der durch Geberden, welche jedem Thiere mangelt, und manche derselben erfanden sich eine solche oft ohne alle Anweisung dazu. Allein der bloße Gebrauch der Zeichen der Geberdensprache verhindert, der Natur dieser Zeichen wegen, alle Erhebung des Geistes zum Nichtsinnlichen oder bloß Gedenkbaren. Eben daher fehlten auch allen Taubstummen, die bei ihrer Ausbildung sich selbst überlassen blieben, wenn sie gleich viel Nachdenken über das Wahrgenommene verriethen, die Ideen von Gott und von der sittlichen Beschaffenheit menschlicher Handlungen; war aber Mühe angewendet worden, in ihnen diese Ideen zu erregen, so zeigte sich doch bald, daß sie bei den Zeichen für die Ideen nicht an etwas von dem Empfindbaren sehr Verschiedenes gedacht hatten.

§. 132.

Wenn aber die Sprache ein unentbehrliches Mittel der menschlichen Cultur ausmacht, so wird vollkommen begreiflich, warum sich auch in der Beschaffenheit jener, nicht allein bei jedem Volke, sondern auch bei jedem Individuum zugleich diese abspiegelt. In manchen Sprachen haben daher Verstand und Sprache denselben Namen erhalten, und in einem Sprich-

worte der Griechen wird gesagt: Die Sprache der Menschen sey wie ihr Leben. Alle bedeutende Veränderungen, die in den Erkenntnissen, Gefühlen und Sitten einer Nation vorfielen, hatten nämlich auf die Sprache Einfluß. Durch Erweiterung und genauere Bestimmung der Erkenntnisse entstand eine Vermehrung und genauere Bestimmung der Bedeutung der Wörter, und eine Regelmäßigkeit in der Bildung und Verbindung derselben (Grammatik). Aber auch die Beschaffenheit der Gefühle und Neigungen, und jede Veredelung und Verschlimmerung derselben prägte sich der Sprache ein. Alles Nationale der Völker wird daher durch ihre Sprache und deren Besonderheiten verkündigt. Aus jenem flossen diese, die aber wiederum jenes unterhielten. In dieser Rücksicht bilden auch die Verschiedenheiten der Sprachen eben so viele Scheidewände zwischen den Völkern, die so lange bestehen, als jene dauern. Und eben so thut sich in dem Style eines Schriftstellers dessen geistige Individualität kund, der Umfang, die Klarheit und Bestimmtheit seiner Erkenntnisse, die Eigenthümlichkeit seiner Ansichten von den Dingen in der Welt und ihrem Werthe, der Eifer, welcher ihn für eine

Wahrheit belebt, die Ruhe, die in seinem Innern herrscht, aber auch der Mangel hievon.

Ueber die Art, wie die lateinische Sprache ihre so genannte Urbanität erhielt, aber durch das Sittenverderben in Rom sehr schnell wieder einbüßte, haben Seneca ep. 114. und Meiners in der Geschichte des Verfalls der Sitten, der Wissenschaften und Sprache der Römer, Abschn. 9. Thatsachen und Erläuterungen mitgetheilt.

Als nach dem Vertrage von Verdun die deutsche Sprache aufhörte die Mutter- und Hofsprache der Franken in Gallien zu seyn, und iene mit der Sprache des von ihnen überwundenen Volkes vermischt worden war, erhielt auch ihre Denkart, Gesinnung und ihr Geschmack eine Entwickelung und Richtung, wodurch sie aufhörten ein germanisches Volk zu seyn.

Es ist der Wahrheit gemäß, daß in der Sprache iedes Volkes eine sichere Anzeige der Bildung und Verbildung desselben enthalten sey. Darin drückt sich nämlich die bei ihm herrschende Gesinnung der Achtung und des Wohlwollens gegen Andere aus, aber eben so auch dessen Hang zur Schmeichelei, Kriecherei, und iede fehlerhafte Art, wie es die Ehrbegierde befriedigt. — Die Falschheit, die Andern aus Höflichkeit wohl Hoffnung machen, aber doch nichts versprechen will, erzeugt eine Menge

von Redensarten, die etwas zu sagen scheinen, im Grunde aber nichts Bestimmtes anzeigen. Ist hingegen ein Volk wahrhaft und redlich, dann fehlen in seiner Sprache dergleichen Redensarten. — Lebhafter Abscheu gegen gewisse Laster erzeugte immer starke und die Größe des Abscheues ausdrückende Benennungen derselben. Nimmt der Abscheu ab, so werden auch mildere Namen für die Laster eingeführt. — Ist bei einer Nation der Sinn für's Natürliche verloren gegangen, dann müssen kühne Redensarten, abenteuerliche Bilder, Uebertreibungen und ein Strom gesuchter Gegensätze gebraucht werden, um auf die stumpf gewordenen Seelen Eindruck zu machen.

§. 133.

Die Sprache besteht aus einer Bezeichnung der Erkenntnisse von Dingen. Da nun eine Erkenntniß schon vorhanden seyn muß, ehe die Bezeichnung derselben möglich ist, so geht auch der Bildung eines Wortes die Erkenntniß, welche durch dasselbe bezeichnet werden soll, vorher. Das Wort ist nicht der Vater, sondern nur der Pathe zu einer Erkenntniß.

§. 134.

Die Beziehung der Zeichen auf die bezeichnete Sache gründet sich entweder auf eine Ordnung der Natur in Ansehung des Beieinander- und Nacheinanderseyns gewisser Dinge, und die Zeichen heißen alsdann natürliche, oder sie gründet sich auf menschliche Willkür, welche aber in Ansehung der Sprache durch die Einrichtung unserer Natur mancherlei Einschränkungen erhält.

§. 135.

Der Mensch bedient sich zur Bezeichnung seiner Erkenntnisse und Gefühle der Laute und auch der Geberden. Die Zeichen der Gefühle sind größtentheils natürliche, und in dieser Beschaffenheit ziemlich allgemein verständlich. Wollte man nun die Anzeige der Gefühle durch Laute eine Sprache nennen, so müßte den Thieren gleichfalls Sprache beigelegt werden. Allein man gebraucht dieses Wort nur von der, dem Menschen ausschließlich eigenen Mittheilung seiner Erkenntnisse durch willkürliche Zeichen. Die Ton- oder Wortsprache, die man bei allen Menschenstämmen vorgefunden hat, wenn sie auch noch so roh waren, ist es aber, welche die menschliche Cultur in einem vorzüg-

lichen Grade befördert, was von der Geberdensprache, ob sie gleich manchmal zu großer Vollkommenheit gebracht wurde, nicht gerühmt werden kann. Oft vereinigt aber der Mensch den Gebrauch der Geberden und Mienen mit dem Gebrauche der Wörter, um sich verständlich zu machen, wie vom Kinde geschieht, wenn es der Sprache noch nicht genug mächtig ist, aber auch vom rohen Wilden, wenn die Sprache, die er redet, noch nicht grammatisch gebildet, und es daher unmöglich ist, die Bestimmungen und Verhältnisse der Dinge zu einander darin anzuzeigen.

Die Laute, welche Thiere von sich geben, wenn sie auch dadurch einander anlocken (in der Zeit der Brunst), oder warnen (wie die auf der Wache stehenden Gemsen bei Annäherung eines Feindes), sind allerdings auch Zeichen von Etwas, aber nicht in der Absicht auf Mittheilung einer Erkenntniß hervorgebracht, sondern Wirkungen des Gefühls und eines besondern Instinctes im Thiere. Wenn aber auch dieses dazu abgerichtet worden ist, die Worte des Menschen nachzumachen, oder der Stimme desselben zu gehorchen; so ist doch weder die Nachmachung, noch auch die Empfindung des menschlichen Wortes für das Thier ein Wort

in dem Sinne, in welchem es ein solches für den Menschen ausmacht.

Bis zu welcher Vollkommenheit die Geberdensprache gebracht werden könne, beweiset die Geschicklichkeit der pantomimischen Spieler bei den Römern in derselben, worüber die bis auf uns gekommenen Nachrichten Du Bos in den Reflexions critiques sur la poësie et sur la peinture Tom. III, Sect. 16. gesammelt hat. In manchen von den Anstalten, welche die Menschenliebe zum Unterricht der Taubstummen in den neuern Zeiten gestiftet hat, ist aber auch die Geberdensprache zu einer Ausbildung gebracht worden, daß die Gesticulation gleichsam eine Articulation der Geberden ward, und diese zur Bezeichnung der Unterschiede an den Theilen der Gedanken geschickt machte. Inzwischen kann doch die Geberdensprache nie die Vollkommenheit der Wortsprache in der Bezeichnung der Erkenntnisse erreichen; denn iene bleibt, ihrer Natur nach, auf die Bezeichnung des Individuellen und in die Sinne Fallenden eingeschränkt, und erregt nicht Begriffe und das Denken eines Etwas.

§. 136.

Zum Sprechen hat nicht die Nachahmung der Töne, welche Thiere, und viele leblose Dinge unter gewissen Umständen hervorbringen, die Veranlassung gegeben. Denn ein Ton macht

noch kein Wort aus, sondern dessen Beziehung auf eine Vorstellung, wodurch iener gleichsam vergeistigt wird. Auf eine solche Beziehung führt aber keine Nachahmung der Töne. Auch besitzen nur sehr wenige Sprachen, wenn die Zeichen für die verschiedenen Empfindungen des Gehörs ausgenommen werden, solche Wörter, die durch Nachahmung des Tons, welchen der dadurch bezeichnete Gegenstand hervorbringt, entstanden sind, und in den rohesten Sprachen, die Wörter dieser Art in großer Menge enthalten müßten, wenn iene Nachahmung der Anfang der Sprache gewesen wäre, fehlen sie fast gänzlich. Was aber die Behauptung betrifft, daß der Mensch nie im Stande gewesen seyn würde, durch eigene Kraft sich eine Sprache zu erfinden, und daß daher angenommen werden müsse, er habe dazu durch eine besondere göttliche Veranstaltung und Wohlthat die Anweisung erhalten; so besitzen die dafür beigebrachten Gründe nur so lange einen Schein von Beweiskraft, als man theils unter ieder Sprache, welcher sich der Mensch iemals bediente, eine so vollkommene, und alle Verschiedenheit des Inhalts der Gedanken so genau angebende Bezeichnung denkt, dergleichen die Sprachen gebildeter Völker ausmachen (denn

die konnten freilich nicht erfunden werden, so lange der Mensch, wegen des Mangels einer Wortsprache, sich noch im Zustande der Geisteskindheit befand), theils auf die in unserer Natur vorhandene Einrichtung, welche auf den Gebrauch der Töne zur Bezeichnung der Erkenntnisse führt, nicht achtet. Zu dieser Einrichtung gehört eben so ein Bedürfniß des Sprechens, wie des Denkens und des Aufsuchens der Ursache des Entstandenen (§. 91). Zur Befriedigung jenes Bedürfnisses geben aber die Laute, durch welche sich lebhafte Gefühle ausdrücken, so wie auch die Empfindungen tönender Gegenstände die Veranlassung. Ist aber das Bedürfniß des Sprechens gestiegen (wozu die Erkenntniß der Vortheile, die es gewährt, viel beiträgt), dann wird die Befriedigung desselben durch den Bau unserer Sprachorgane, vermöge dessen wir mannichfaltige Töne hervorbringen, und diese beliebig verändern können, unterstützt. Der Mensch bildet sich also selbst eine Sprache. Aber er bildet sie nicht, wie etwa ein anderes Werkzeug, z. B. einen Speer, einen Bogen mit den dazu gehörigen Pfeilen, eine Hütte und eine Bekleidung seines Körpers nach klar eingesehenen Zwecken, sondern nach einem in ihm liegenden Drange, der sich auf

seine Bestimmung, Erkenntnisse in Gedanken zu fassen, und diese immer weiter auszubilden, bezieht. Und diese Annahme eines menschlichen Ursprunges der Sprache erhält dadurch noch Bestätigung, daß die Sprache alle Eigenthümlichkeiten der Wirksamkeit der menschlichen Natur an sich trägt, und in dieser Rücksicht auch für ein Erzeugniß derselben genommen werden muß. Denn iedes Wort ist Versinnlichung oder Verkörperung einer geistigen Sache. Und die unseren Fähigkeiten in einem so vorzüglichen Grade eigenthümliche Bildsamkeit, macht gleichfalls eine wesentliche Beschaffenheit ieder Sprache aus, indem selbst die roheste und unvollkommenste, deren sich ein Menschenstamm bedient, weil sie, aus Tönen bestehend, die der Ausbildung fähigen Elemente enthält, zu ieder Ausbildung nach und nach gebracht werden kann, die in den vollkommensten Sprachen vorkommt.

Daß dem Menschen das Sprechen ein Bedürfniß sey, sobald sich das Menschliche in ihm zu entwickeln anfängt, ist aus mehreren Erfahrungen gewiß. Kinder von gleichem Alter haben sich oft, wenn deren Uebung in der Muttersprache vernachlässigt worden war, eine eigene, nur ihnen verständliche Tonsprache ge-

bildet. — Heinicke bezeugt in seinen Beobachtungen über Stumme und über die menschliche Sprache, Hamburg 1787. daß unter einigen funfzig Taubgebornen, die er theils unterrichtet, theils sonst kennen gelernt habe, kein einziger gewesen sey, der nicht wenigstens einige selbst erfundene Wörter gesprochen habe. Derselbe hat sogar in seinem Unterrichte einen taubgebornen Menschen gehabt, welcher neunzehn Jahr alt war, und vorher viel schreibbare, und sogar drei= vier= und sechssylbige Wörter zur Bezeichnung der ihm häufig vorkommenden Dinge erfunden, solche auch wieder mit einander verbunden hatte, um noch mehr Wörter zur Bezeichnung der Gegenstände zu erhalten.

Eine genaue Prüfung der Gründe, welche für den göttlichen Ursprung der Wortsprache aufgestellt worden sind, enthält Herder's Preisschrift über den Ursprung der Sprache.

Aus der Aehnlichkeit der Sprachen in Ansehung ihrer Wörter und ihres ganzen Baues, läßt sich mit Gewißheit auf die Verwandtschaft derjenigen Völker schließen, welche dieselben sprechen. Aber die Aehnlichkeit darf nicht auf einige Dutzend Wörter, oder auf wenige Sprachformen eingeschränkt seyn. Denn die Uebereinstimmung des Baues der menschlichen Sprachwerkzeuge, ferner der Laute, wodurch die Gefühle einer jeden Art angezeigt werden, endlich der auf die Sprache so großen Einfluß haben=

den Entwickelung des Verstandes bewirkt auch viele Aehnlichkeiten in den Wörtern und deren Verbindung. In allen Sprachen der alten und neuen Welt sind die Namen von Vater und Mutter einander ähnlich, auch haben diese Wörter niemals ihre Bedeutung vertauscht, woraus aber noch nicht auf eine Verwandtschaft der Völker, die sich derselben bedienen, geschlossen werden kann.

Der deutsche Fleiß hat ein Werk zu Stande gebracht, wodurch die Verschiedenheit der Sprachen, so wie auch die Verwandtschaft derselben, also zugleich der Völker, die sie reden, schon viele Aufklärung erhielt. Dieses Werk ist: Mithridates oder allgemeine Sprachkunde von Adelung, fortgesetzt von Vater, IV Theile. Was das Ziel der vergleichenden Sprachkunde seyn muß, und wie es erreicht werden könne, hat W. von Humboldt in den Abhandlungen der königlichen Academie der Wissenschaften zu Berlin aus den Jahren 1820 — 1821. S. 239. ausführlich gezeigt.

Die Zahl der verschiedenen Sprachen ist, wenn man die Mundarten nicht dazu rechnet, keinesweges so groß, wie gemeiniglich angenommen wird, doch aber immer eine auffallende Erscheinung. Geschichtlich läßt sie sich nicht aufklären. Soviel ist iedoch unbestreitbar, daß die Verschiedenheit in den Lauten, deren Hervorbringung durch die Gefühle veranlaßt wird,

ferner die Verschiedenheit des Baues der Theile des Gehörwerkzeuges und der Beweglichkeit der Sprachwerkzeuge am Entstehen derselben mit Antheil gehabt haben.

§. 137.

Beförderung des Einflusses des Denkens und der geistigen Gefühle auf's Leben ist der Zweck der Sprache, und hienach muß die Vollkommenheit derselben beurtheilt werden. Die Tauglichkeit zur Darstellung wissenschaftlicher Erkenntnisse und dichterischer Ansichten von der Mannichfaltigkeit der Naturdinge und der Ereignisse im menschlichen Leben, macht demnach die Vollendung der Ausbildung einer Sprache aus. In Ansehung dieser Vollendung kann es aber Stufenunterschiede geben.

Der geschickte Gebrauch einer Sprache ist oft das Erzeugniß eines besondern Talentes, wodurch es möglich wird, der mancherlei Unvollkommenheiten ungeachtet, womit sie noch behaftet ist, darin große Fülle, Tiefe und Stärke der Gedanken und Gefühle auszudrücken. Hierin liegt aber wieder ein Beweis davon, daß Geist und Sprache einander aufs innigste durchdringen und wechselseitig ausbilden.

§. 138.

Um das schnell verhallende Wort der Vergänglichkeit zu entreißen, sind zwei Mittel erfunden worden, nämlich die Buchstabenschrift und die Figurenschrift (die Hieroglyphen). Jene hat großen Einfluß auf die Ausbildung der Sprache und dadurch also auf das Denken selbst. Denn sie befördert die Articulation der Töne und verhindert das unbestimmte Aussprechen und die Vermischung derselben, wodurch auch die Deutlichkeit des Denkens gewinnt. Durch dieselbe oder durch's Aufschreiben werden wir ferner in den Stand gesetzt, über einen Begriff und eine Idee länger nachdenken und sie von vielen Seiten betrachten zu können. Ja die Anzeige der Ordnung der Begriffe unter einander und der Abhängigkeit eines Gedankens von dem andern, ist nur vermittelst der Buchstabenschrift möglich. Sie ist also ein unentbehrliches Hülfsmittel der Erhöhung unserer geistigen Thätigkeit, was gewiß auch zur Erfindung derselben Veranlassung gegeben hat. Die Figurenschrift hingegen, welche Begriffe und Gedanken ohne die Zeichen eines Lautes zu gebrauchen, darstellig machen will, kann vermöge dieser Beschaffenheit zur Ausbildung der Sprache und des Denkens nichts beitragen,

daher auch der alleinige Gebrauch der Figurenschrift bei einem Volke ein sicheres Zeichen davon ausmacht, daß dieses noch auf einer niedern Stufe der Bildung des Geistes stehe.

In vieler Rücksicht lehrreich sind die Betrachtungen, welche W. von Humboldt über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbaue in einer Abhandlung angestellt hat, die zu Berlin 1826. 4. herausgekommen ist.

Die Absicht, welche der von Leibnitzen nur vorgeschlagenen, von J. Wilkins und G. Kolmar aber versuchten Erfindung einer so genannten allgemeinen oder philosophischen Sprache (die entweder aus einer Wortsprache, oder aus bloßen Begriffszeichen, wie in der Mathematik gebraucht werden, bestehen sollte) zu Grunde lag, kann nicht ausgeführt werden. Denn iede Sprache muß von einem Volke durch dessen geistiges Leben gebildet werden. Und eine allgemeine Sprache, sie sey Wortsprache, oder bestehe aus Begriffszeichen, bleibt dazu untauglich, dasienige auszudrücken, was in ieder Sprache auf die besondere Ausbildung des Geistes und Herzens des Volks, das dieselbe gebraucht, Beziehung hat. Was würde wohl aus einem Gedichte, in iene Sprache übergetragen, werden?

Viertes Lehrstück.

Vom Gemüthe.

§. 139.

Die Gesammtheit derjenigen Aeußerungen des geistigen Lebens im Menschen, welche Gefühle und ein durch diese bestimmtes Begehren ausmachen, wird das Gemüth genannt. Es steht zwar mit dem Geiste in inniger Verbindung, muß aber doch von ihm unterschieden werden, und ist auch einer besondern Ausbildung fähig, die nicht immer zugleich mit der Ausbildung der Fähigkeiten des Verstandes vorkommt; denn mancher starke Geist hatte ein schwaches Gemüth.

Nach dem allgemeingültigen Sprachgebrauche wird durch das Wort Gemüth das Princip des Begehrens mit dessen Anregungen durch die Gefühle angezeigt, unter dem Worte Geist aber das Princip des Vorstellens und Denkens

verstanden. **Kant** hingegen brauchte das Wort **Gemüth** zur Bezeichnung des die Sinnen-Vorstellungen zusammensetzenden, und die Einheit der empirischen Apperception bewirkenden Vermögens, um durch den Gebrauch des Wortes **Geist** von dem denkenden Subiecte nicht in die Lehren der Metaphysik von der geistigen Substanz überzuschreiten (**Kant's** vermischte Schriften, Halle 1799. IIIter Band S. 295). Allein dieser Gebrauch des Wortes **Gemüth** streitet gänzlich mit der Sprache. Und wenn es auch ein die Sinnen-Vorstellungen erst zusammensetzendes Vermögen geben sollte, was aber geläugnet werden muß (m. vergleiche die Anmerkung zu §. 88), so würde es doch nicht die Grundlage von einem edlen und guten oder boshaften und schlechten Gemüthe seyn können.

Erster Abschnitt.

Von der Natur der Gefühle und ihren Unterschieden.

§. 140.

Alle Gefühle sind lediglich Bestimmungen des Bewußtseyns unserer Person oder unsers Selbst, seinem gegenwärtigen Zustande nach genommen, und beziehen sich nicht auf etwas

von diesem Selbst Verschiedenes. Sie sind die ersten Aeußerungen des geistigen Lebens; mit ihrem Aufhören hat aber auch dieses sein Ende erreicht.

Wie arm die psychologische Kunstsprache sey, davon liefern die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Gefühl einen einleuchtenden Beweis. Ursprünglich zeigte es die Empfindungen an, die durch den Reiz körperlicher Dinge auf die Nerven unter der Oberhaut entstehen. Hernach ward es von Empfindungen ieder Art gebraucht, aber mit Rücksicht auf die Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten, welche die Empfindungen gewähren, und daher kam es auch, daß iedes Bewußtseyn von Lust und Unlust, von Freude und Schmerz, wenn es gleich gar nicht sinnlichen Ursprunges war, eine Empfindung genannt wurde. Alle Eindrücke, welche die Erkenntniß der für die menschliche Vernunft interessantesten Gegenstände und die erhabensten Ideen auf die Seele machen, werden daher ietzt den Gefühlen beigezählt. Zu denselben gehört also das Edelste, was im Menschen vorkommen kann, aber auch das Niedrigste, was aus dem thierischen Bestandtheile unserer Natur stammt.

§. 141.

Die Gefühle sind und bleiben das Dunkelste im geistigen Leben des Menschen. Sie lassen sich nicht in Theile zersetzen, oder in Begriffe auflösen, denn sie entziehen sich aller genauern Beobachtung ihres Inhaltes. Sie gleichen hierin ihrem äußern Ausdrucke durch unarticulirte und gemischte Laute.

§. 142.

Die Gefühle sind etwas sehr Wandelbares, hängen von besondern Zuständen der menschlichen Natur ab, und werden durch die Cultur bestimmt. Die Gefühle des Kindes sind andere, als die des Erwachsenen, die des Weibes andere, als die des Mannes, und der Gebildetere wird sehr vieler Gefühle, die der rohe Mensch gar nicht kennt, theilhaftig. Dieser Beschaffenheit wegen und weil sie gar nichts Objectives ausmachen oder verkündigen, können sie auch nie zu Beweisgründen für eine Wahrheit dienen, und wer sie dafür nimmt versetzt sich in eine Selbsttäuschung. Welch buntschäckiges und widersprechendes Allerlei, würde eine Wissenschaft werden, wenn die Gefühle, welche gewisse Lehren derselben in diesem oder

ienem ihrer Bearbeiter erregen, für Beweise der Wahrheit der Lehren gelten sollten!

Der Einfluß einer Wahrheit auf's Handeln hängt immer von den Gefühlen ab, die sie bei iemand erregt. Aber die Gefühle sind keine Zeugen für die Wahrheit. Erst erforsche und prüfe man diese, und dann überlasse man sich dem Eindrucke, den sie auf uns macht.

§. 143.

Der große Einfluß lebhafter Gefühle auf die Nerven, und vermittelst dieser auf die Bewegungen der Muskeln im Gesicht und in andern Theilen des Körpers, ferner auf den Blutumlauf, auf die Athmungswerkzeuge, und dadurch auf das gesammte vegetative Leben, gehört mit zu den eigenthümlichen Beschaffenheiten der Gefühle, wodurch sie vom bloßen Erkennen und Begehren verschieden sind.

§. 144.

Die oberste Eintheilung der Gefühle ist in körperliche und geistige. Jene entstehen unmittelbar aus gewissen Zuständen des organischen Lebens im ganzen Körper oder in einzelnen Theilen desselben, und der Mensch hat sie mit den Thieren gemein. Das Entstehen

der geistigen Gefühle erfodert aber die Erkenntniß von der Beschaffenheit und dem Werthe der Dinge. An dem Ursprunge mancher Gefühle können iedoch Affectionen des Körpers und auch Thätigkeiten des Verstandes zugleich Antheil haben, wie in Ansehung des Wohlgefallens an gewissen Farben und Tönen der Fall ist.

§. 145.

Jedes Gefühl, es sey körperlicher oder geistiger Art, macht entweder etwas Angenehmes, oder Unangenehmes aus. Der Charakter des angenehmen Gefühls ist ein Wohlgefallen, der des unangenehmen ein Mißfallen an demselben. Jenes haben wir daher gern, suchen die Umstände auf, unter denen es entsteht, oder bemühen uns, es zu erhalten, wenn es schon vorhanden ist. Vom unangenehmen Gefühle, das iedoch nicht aus einem bloßen Mangel des Angenehmen besteht, sondern etwas zum Seyn unserer Person Gehöriges ausmacht, wünschen und suchen wir hingegen befreit zu werden.

Es ist nicht der Erfahrung gemäß, daß iedes angenehme Gefühl durch ein vorhergegangenes Unangenehmes vorbereitet seyn müsse. Körperliche Genüsse erhalten freilich durch ein

gefühltes Bedürfniß ihre größte Stärke. Aber die edlern geistigen Gefühle können, ohne eine solche Vorbereitung dazu, mit großer Lebhaftigkeit vorkommen. In den unangenehmen Gefühlen ist iedoch für die meisten Menschen der mächtigste Antrieb und gleichsam ein Stachel zur Thätigkeit enthalten.

Gleichgültige Gefühle müßten eigentlich solche seyn, die weder etwas Angenehmes, noch auch Unangenehmes enthielten. Dann wären sie aber keine Gefühle. Es giebt iedoch gleichgültige Dinge, d. h. solche, an denen wir zwar kein Wohlgefallen finden, die uns aber auch nicht so zuwider sind, daß wir uns von dem Bewußtseyn derselben zu befreien suchten.

§. 146.

Unter gemischten Gefühlen werden dieienigen verstanden, worin Angenehmes und Unangenehmes zugleich und einander durchdringend statt finden soll. Dafür wurden die Hoffnung, das Erstaunen und alle dieienigen Gefühle ausgegeben, von welchen man sagt, daß sie aus einem süßen Schmerze, oder aus einer bittern Freude bestehen. Allein das Bewußtseyn einer Annehmlichkeit kann nicht auch noch eine Unannehmlichkeit in sich schließen. Beide können aber mit einer solchen Schnelligkeit auf

einander folgen, daß ihre Verschiedenheit und ihr Wechsel kaum bemerkt wird, und daß sie daher ein einziges Gefühl zu seyn scheinen, welches vorzüglich der Fall ist, wenn keines davon Klarheit besitzt. Allerdings bringt jedoch jeder schnelle Wechsel angenehmer und unangenehmer Gefühle (vorzüglich wenn sie sich auf die verschiedenen Verhältnisse eines und desselben Gegenstandes zu unsern Bedürfnissen und Wünschen beziehen), weil sie dadurch einander Abbruch thun, und keines davon im Gemüthe zu großer Lebhaftigkeit gelangt, eine Wirkung, besonders in der Empfänglichkeit für die Gefühle einer Art, und im Begehren hervor, die von derjenigen, welche jedes Gefühl ohne einen solchen Wechsel gehabt haben würde, verschieden ist.

§. 147.

Die Größe der Gefühle ist entweder eine intensive (Stärke) oder extensive (Dauer).

Die Stärke der Gefühle äußert sich durch ihren Einfluß auf die menschliche Selbthätigkeit, welcher Einfluß aber von ganz entgegengesetzter Art seyn kann. Es giebt nämlich eine Stärke der Gefühle, wodurch das Begehren und der Verstand, um zur Befriedigung

des Begehrens zu gelangen, in große Thätigkeit versetzt werden, und welche Stärke alsdann die Lebhaftigkeit der Gefühle genannt wird. Im Affect findet aber oft eine Stärke der Gefühle statt, welche die Selbstmacht der Seele in Ansehung des Gebrauchs ihrer Kräfte, vorzüglich des Verstandes schwächt, und dieselbe in einen Zustand des Leidens versetzt. So lange daher noch eine deutliche Erkenntniß des Gegenstandes vorhanden ist, wodurch das Gefühl erregt wird, erreicht es noch nicht seine größte Stärke. Ja die Gefühle werden immer vermindert, wenn die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand derselben gerichtet, und mit der Zergliederung seiner Beschaffenheiten beschäftiget wird. Inzwischen trägt doch auch diese Zergliederung, wenn dadurch Vollkommenheiten an den, die Gefühle verursachenden Dingen erkannt werden, dazu bei, daß die Gefühle in der Folge stärker werden, und ein lebhafteres Verlangen danach entsteht. Die auf den Zustand des organischen Lebens sich beziehenden Gefühle sind aber diejenigen, welche der größten Stärke fähig sind, daher haben sie auch eine so große Gewalt über den Menschen, vorzüglich so lange in ihm die Fähigkeit zu den edlern Gefühlen noch nicht entwickelt worden

ist. Die Beschaffenheit der individuellen Bedürfnisse ist es übrigens, wodurch hauptsächlich die Stärke und Schwäche der Gefühle bestimmt wird.

Daß ein Gefühl längere Zeit dauert, hängt nicht bloß von der Fortdauer des Einflusses seiner Ursache auf die Empfänglichkeit dafür ab, sondern auch von der Fortdauer dieser Empfänglichkeit und von der Stärke des Eindruckes, den es auf's Gemüth machte. Manche Gefühle vermindern nämlich die Empfänglichkeit dafür, oder heben sie eine Zeit lang, ja wohl gar auf immer auf; durch andere wird sie hingegen gesteigert. Zu jenen gehören vorzüglich die aus einer körperlichen Lust bestehenden. Es ist daher auch in Ansehung ihrer eine Regel der Klugheit, sie nicht zu früh und in dem möglich höchsten Grade zu genießen, und sich dieselben manchmal zu versagen, damit die Empfänglichkeit dafür nicht gänzlich verloren gehe. Die durch Einsichten des Verstandes und durch Ideen der Vernunft vermittelten Gefühle hingegen können lange Zeit dauern, ohne daß die Empfänglichkeit dafür abnimmt. Ist mit der Dauer eines Gefühls auch noch eine ausschließliche Richtung der Aufmerksamkeit auf dasselbe verbunden, so wird

es ein tiefes Gefühl genannt. Es hängt von der Bildung, aber auch mit vom Naturell eines Menschen ab, daß er etwas tief fühlt, oder daß er eines solchen Ueberganges von einem Gefühle zu einem davon verschiedenen fähig ist, wodurch das vorhergehende dem nachfolgenden und der Innigkeit desselben keinen Abbruch thut.

§. 148.

Unter dunkeln Gefühlen werden entweder die sehr schwachen, welche aber gleichwohl von großem Einflusse auf's Begehren seyn, und dasselbe zu einer unbesiegbaren Heftigkeit bringen können, oder solche verstanden, deren Ursachen man nicht kennt, vielleicht bloß deßwegen, weil man sie nicht aufgesucht hat. Der aus den Gefühlen der letzten Art entstehende Gemüthszustand heißt Laune, die, je nachdem die Gefühle angenehmer oder unangenehmer Art sind, in die gute und üble Laune eingetheilt wird. Diese verbittert das Leben, und macht den damit Behafteten zur Last für diejenigen, mit denen er zusammen lebt.

Zweiter Abschnitt.

Von den Gefühlen der körperlichen Lust und Unlust, der Theilnahme an dem Wohl und Wehe anderer Menschen, der Schönheit und der sittlichen Güte des Handelns.

§. 149.

Eine vollständige Classification der Gefühle wird wegen der Dunkelheit derselben (§. 141), und auch deßwegen nie gelingen, weil oft die ihrem Inhalte und Ursprunge nach verschiedenen Gefühle in ein Gefühl zusammenschmelzen. Es kommt aber in der anthropologischen Untersuchung der Gefühle vorzüglich darauf an, von ihrem Einflusse auf menschliche Bildung und Thätigkeit eine richtige Erkenntniß zu erhalten, und hiezu ist eine vollständige Classification derselben nicht erfoderlich. Die in der Ueberschrift dieses Abschnittes genannten Gefühle besitzen einen solchen Einfluß im starken Grade; andere von ähnlicher Stärke werden aber in der Lehre von den Affecten und Leidenschaften Aufklärung erhalten.

Es können verschiedene Dinge, wodurch Gefühle erregt werden, zugleich auf das Gemüth Einfluß, und also an der Erzeugung eines Gefühls Antheil haben. Dies ist z. B. der Fall, wenn ein körperlicher Schmerz auch als die Folge eines Betragens gedacht wird, das die Vernunft für pflichtwidrig erklärt, und daher verabscheuet. Eben so verhält es sich mit dem Gefühle, das der Liebe der Eltern zu den Kindern zu Grunde liegt. Der Ursprung desselben ist in einer besondern Naturanlage, welche bei der Mutter früher und leichter, als beim Vater entwickelt wird, enthalten. Aber mit dem, von der Natur den Eltern für die Kinder eingeflößten Gefühle verbinden sich noch andere Gefühle, wozu die Hülfsbedürftigkeit, und die körperliche Bildung der Kinder, ferner die Aussicht Veranlassung giebt, daß sie dereinst eine Stütze der Eltern seyn, oder die Ehre der Familie fortpflanzen und vermehren werden. Ob nun mehrere Ursachen, und welche ein Gefühl hervorgebracht haben, kann aus der Beschaffenheit und den Richtungen des daraus abstammenden Begehrens erkannt werden.

§. 150.

Die körperlichen Gefühle entspringen aus der naturgemäßen und naturwidrigen Thätigkeit des organischen Lebens, und sind daher

entweder Gefühle des Wohlbefindens, oder des Uebelbefindens des Körpers, wovon jene, in einem starken Grade vorhanden, Wollust, diese aber Schmerz genannt werden. Beide beziehen sich manchmal auf den ganzen Körper, manchmal nur auf einen Theil desselben. In dem, den ganzen Körper betreffenden Gefühle können nur wenige besondere Arten der Lust und Unlust von einander unterschieden werden. Zu den, auf einzelne Theile des Körpers sich beziehenden Gefühlen, die ihrer besondern Beschaffenheit nach leichter unterschieden werden können, gehören auch die mit den sinnlichen Empfindungen innigst verbundenen. Von diesen sind die des Geschmacks und der Betastung in Ansehung der Lust, welche sie erregen, die stärksten.

Mit der Schärfe der Sinne ist nicht immer auch viel Empfänglichkeit für die angenehmen und unangenehmen Gefühle, welche die Empfindungen begleiten, verbunden.

Körperliche Dinge, deren Genuß eine Zeit lang den Organismus in einen, angenehme Gefühle verursachenden Zustand versetzt, können hinterher schmerzhafte Unordnungen im Körper zur Folge haben, wie z. B. manche Gifte.

Auf die Gefühle des Wohlbefindens des Körpers hat das Gefühl von dem Werthe unserer Thätigkeit in der Welt, von dem Gelingen unserer Bemühungen in derselben, oder die Zufriedenheit mit unserm geistigen Seyn, einen jenes Gefühl sehr erhöhenden Einfluß, so wie auch wieder die Unzufriedenheit mit den Ereignissen unsers Lebens das Uebelbefinden des Körpers sehr vermehrt und sogar kleine Störungen in den organischen Verrichtungen desselben zur Quelle peinlicher Gefühle macht, oder solche Störungen z. B. in der Verdauung, im Blutumlaufe u. s. w. erst hervorbringt. M. s. Stieglitz über den thierischen Magnetismus S. 518 ff.

§. 151.

Die angenehmen und unangenehmen Gefühle des Körpers werden uns aufgedrungen, und wir haben es nicht in unserer Gewalt uns nach Belieben davon frei zu machen. Aber wir können die Stärke derselben vermindern und die Dauer einschränken. Beschäftigen wir uns nämlich mit andern interessanten Gegenständen und richten die Aufmerksamkeit auf diese, so wird das Bewußtseyn der körperlichen Lust und Unlust sehr geschwächt. In Krankheiten hat dieses Mittel oft mehr bewirkt, als

die Arznei. Vermittelst desselben überwanden auch Märtyrer der Wahrheit und der Pflicht die ihnen angethanen Qualen, und durch die Richtung ihrer Blicke auf die ihnen bevorstehenden Freuden in einer andern Welt wurden Schwärmer unempfänglich für alle Martern, die man ihnen verursachen wollte. Unwiderstehliche Beherrscher unserer Person werden aber auch sogar die noch schwachen Gefühle der körperlichen Lust und Unlust, wenn wir die Aufmerksamkeit gänzlich und anhaltend darauf richten.

Daß viele und anhaltende Anstrengung der Kräfte für gewisse Zwecke, indem sie die Aufmerksamkeit von dem kranken Zustande des Körpers abzieht, die Entwickelung der Disposition zu einer Krankheit und der schon vorhandenen Krankheit verhindere, bezeugen viele Thatsachen, wovon Plutarch in der Lebensbeschreibung des Cäsar Cap. 17. eine besonders merkwürdige mitgetheilt hat. Worauf es aber dabei ankommt, ist von Kant in dem Aufsatze: Von der Macht des Gemüthes durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden (in den vermischten philosophischen Schriften, Th. III. S. 389. und von Hufeland mit Anmerkungen besonders herausgegeben); lehrreich erläutert worden.

§. 152.

Unter den Menschen findet eine besondere Art von Verbindung dadurch statt, daß in ihnen diejenigen angenehmen und unangenehmen Gefühle entstehen, welche andere Menschen durch Fröhlichkeit, Klagen und Weinen zu erkennen gegeben haben. Diese Gefühle werden daher Mitgefühle genannt, und in Mitfreude und Mitleid eingetheilt. Sie sind Nachbildungen der in Andern sich äußernden Gefühle, welche aber diesen in Ansehung der Stärke und des Ausdrucks im Körper bald mehr, bald weniger gleichkommen. Wir lachen mit dem Lachenden und weinen mit dem Weinenden. Die Naturabsicht bei dem Mitgefühle zeigt sich in dem daraus entspringenden Bestreben, die Wohlfahrt derjenigen Menschen, mit welchen wir sympathisiren, zu befördern. Von einem solchen Bestreben begleitet wird es das humane Gefühl genannt, welches zur Verminderung des menschlichen Elendes sehr viel beigetragen hat.

Bei manchen Säugethieren kommen Spuren davon vor, daß sie der Regungen des Mitleids theilhaftig sind. Dem Menschen ist jedoch eine weit stärkere Anlage zum Mitgefühl verliehen, die aber einer Bildung bedürftig ist,

wenn das Mitgefühl sich in einem vorzüglichen Grade wirksam beweisen soll. In diesem Grade äußert es sich nur gegen andere Menschen, erstreckt sich jedoch auch auf künftige Geschlechter, und sucht diesen ein angenehmes Daseyn zu verschaffen. Durch diejenigen Laute, welche natürliche Zeichen der Gefühle ausmachen, wird dasselbe auf eine fast unwiderstehliche Art hervorgebracht, und die stärkere Anlage dazu beim Menschen wird unstreitig durch die Einrichtung seines Gehörs unterstützt.

Da das Mitgefühl aus einer Affection des Ich entspringt, so macht es nichts aus, was wir in unserer Gewalt hätten, und nach Belieben entstehen lassen könnten. Allerdings sind wir aber vermögend, dasselbe dadurch zu verstärken, daß wir uns vermittelst der Einbildungskraft in die Lage Desjenigen versetzen, mit welchem wir sympathisiren, und die Aufmerksamkeit auf seinen Zustand richten.

Die peripatetischen Natur-Philosophen leiteten die Erscheinungen der chemischen Verwandtschaft der Körper von einer Sympathie unter den Bestandtheilen der Körper ab. Bei ihnen war daher dieses Wort Bezeichnung einer unbekannten Beschaffenheit (qualitas occulta) der Körper, und es wurde durch die Fortschritte

in der Naturlehre aus derselben verbannt. Ganz neuerlich haben Manche alle mechanische Wechselwirkung, worin Naturgegenstände stehen, sie mögen einander nahe seyn, oder nicht, und die daraus entspringende Verbindung der einzelnen Gegenstände mit dem Ganzen der Natur, wieder unter den Titel Sympathie gebracht, so daß also die Erde, wenn sie von der Sonne Einflüsse erhält, mit derselben, und das Thier mit den von ihm genossenen Nahrungsmitteln sympathisirt. Bei dieser Abweichung vom Sprachgebrauche ist es darauf abgesehen, der widernatürlichen Erklärung einiger Erscheinungen des thierischen Magnetismus aus einer Fähigkeit der Seele, ohne alles körperliche Mittel in die Entfernung zu wirken, durch einen bekannten Namen eine gute Aufnahme zu verschaffen (s. Stieglitz über den thierischen Magnetismus S. 482 ff.). — In der Physiologie wird der Zusammenhang (consensus) der verschiedenen, oft weit von einander entfernten Theile des Körpers, und das Zusammentreffen der Krankheitszeichen, aber auch anderer Veränderungen in diesen Theilen (z. B. der fehlerhaften Zustände der Verdauungswerkzeuge und der Kopfschmerzen, die Entwickelung des Samens in den Geschlechtstheilen und der Veränderung der Stimme) bildlich auch eine Sympathie genannt. Im bildlichen Sinne braucht man das Wort ferner, wenn die heitere oder traurige Gemüthsstim-

mung, welche der Anblick einer Gegend nach ihrer besondern Beschaffenheit hervorbringt, eine Sympathie mit dieser Gegend genannt wird. Zu diesem Gebrauche des Wortes hat die Uebertragung unserer innern Zustände auf die äußere Natur, nach welcher man sich vorstellt, diese fühle auch selbst, was wir dabei fühlen, Veranlassung gegeben.

Ganz verschieden von dem durch die Erkenntniß der Gefühle anderer Wesen erzeugten Mitgefühle, sind diejenigen Bewegungen unsers Körpers, wozu der Anblick der Bewegungen in andern lebendigen und leblosen Dingen Veranlassung giebt. Denn sie beruhen auf einer besondern Befähigung des menschlichen Körpers und finden ohne alles Mitgefühl statt. Diese Befähigung, welche der Mensch vorzüglich mit dem Affen gemein hat, ist am stärksten im Kinde und in nervenschwachen Personen, verliert sich aber, so wie es der Mensch in der Bestimmung der Bewegungen seines Körpers durch innere Kraft weiter bringt. Mit derselben hängt auch das Nachthun, Nachmachen, Nachahmen und Nachbilden dessen, was Andere vorgethan, vorgemacht und vorgebildet haben, zusammen, und darin besitzen oft rohe Wilde eine große Fertigkeit. (Nach Turnbull's Nachrichten in der Reise um die Welt, im Berlinischen Magazin der Reisebeschreibungen B. XXVII. S. 32. haben die Einwohner von Neu-Süd-Wallis eine vorzügliche Fähig-

keit dazu, alle an den Europäern im Sprechen, in den Blicken, im Gange, und in der Haltung des Körpers bemerkte Sonderbarkeiten sehr genau nachzumachen.) Thatsachen über die natürliche Neigung des menschlichen Körpers, die an andern Dingen bemerkten Bewegungen anzunehmen, sind gesammelt in den vermischten philosophischen Schriften von Hemsterhuis, Th. I. S. 229 (wobei iedoch auf die Verschiedenheit der Aeußerungen iener Neigung von den Aeußerungen des Mitgefühls nicht genug Rücksicht genommen worden ist), und in der Abhandlung über die sympathetische Reizbarkeit, im Göttingischen historischen Magazin von Meiners und Spittler B. II. St. 1. S. 40.

Wenn die Gefühle, welche iemand äußert, in einem Andern das Gegentheil von dem erregen, was sie enthalten, so steht dieser in Antipathie mit ienem. Gemeiniglich ist sie unangenehm, weil darin eine Abweichung von der Naturordnung liegt, und auch aus sittlichen Gründen, denn die Folge davon ist Hartherzigkeit gegen Andere. Es giebt aber keine angeborne Antipathie zwischen gewissen Menschen, sondern iede entspringt entweder aus einer besondern vorübergehenden Gemüthsstimmung, oder aus einem Contraste zwischen unserm Charakter und dem des Andern, oder endlich aus dunkeln Vorstellungen, die gegen Manchen, oft sogleich beim ersten Anblicke, eine

Abneigung hervorbringen, welche die Uebereinstimmung unserer Gefühle mit den seinigen unmöglich macht.

§. 153.

Das Mitleid äußert sich der Erfahrung nach weit leichter und allgemeiner, als die Mitfreude. Auch scheint jenes uneigennütziger zu seyn. Inzwischen gewähren doch auch dessen Regungen ein Vergnügen besonderer Art, und es werden daher, sogar von feinfühlenden Menschen, Auftritte des menschlichen Elends aufgesucht. Im Mitleide und in der Mitfreude fühlt aber der Mensch bloß seinen eigenen innern Zustand, nicht den des Andern, womit er sympathisirt (dieser ist nur die Ursache von jenem), und es macht auch kein Mitgefühl mehr aus, wenn der Unterschied der eigenen Person von der des Andern sich aus dem Bewußtseyn verloren hat, denn es fehlt alsdann alle Theilnahme.

§. 154.

Die Leichtigkeit und Lebhaftigkeit der Aeußerungen des Mitgefühls ist von mehreren Bedingungen abhängig; erstens von einer im Körper vorhandenen besondern Befähigung dazu;

denn hierin darf wohl der Grund davon gesucht werden, daß das Weib weit leichter durch die Leiden Anderer gerührt wird, als der Mann; zweitens von der Lebhaftigkeit der Einbildungskraft; daher das jugendliche Herz so leicht thätige Theilnahme beweiset; drittens von der Möglichkeit, sich die Beschaffenheit und Größe der Gefühle Anderer deutlich vorzustellen; wir sympathisiren am meisten und leichtesten mit den, in Ansehung der Denkart und Gemüthsstimmung uns ähnlichen Menschen, ferner mit denjenigen Zuständen derselben, die wir schon aus eigener Erfahrung kennen; viertens von der Anschauung des Mitleiden erregenden Zustandes, worin sich der Andere befindet; daher macht der Anblick der Lebensgefahr, worin derselbe schwebt, daß bei der ihm zu leistenden Hülfe oft nicht an die Selbsterhaltung gedacht wird; fünftens von der Vorstellung, die wir von dem sittlichen Werthe des Andern haben; den Bösewicht bemitleiden wir nicht, wenn ihn gerechte Strafe trifft, durch das Unglück eines rechtschaffenen und verdienstvollen Menschen werden wir hingegen innig betrübt.

§. 155.

Zur Cultur des Mitgefühls gehört nicht bloß die Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, sondern auch theils ein solcher Umfang desselben, daß es sich auf alle Arten der angenehmen und unangenehmen Gefühle bei andern Menschen erstreckt, theils eine Stärke, vermöge welcher sein Einfluß auf das Handeln durch keine leidenschaftliche Begierden gänzlich unterdrückt wird. Demienigen, welcher es mit diesen Vollkommenheiten versehen besitzt, legt man nach Beschaffenheit der verschiedenen Bestandtheile derselben, ein gefühlvolles, empfindsames oder zartfühlendes Herz bei, mit dessen Erzeugung aber schon in der Kindheit der Anfang gemacht worden seyn muß; denn man hat kein Beispiel davon, daß die Entwickelung des Mitgefühls, wenn sie bis zum Knabenalter gänzlich vernachlässigt worden war, späterhin noch hätte bewirkt werden können. Das vorzüglichste Mittel der Entwickelung desselben ist aber eine freundliche und liebevolle Behandlung der Kinder. Durch die Ueberzeugung von der Bestimmung aller empfindenden Wesen zu einem frohen Daseyn, und durch den Zusammenhang dieser Ueberzeugung mit der Idee von einem gütigen Urheber und Regenten der Welt erhielt

jedoch die Cultur des Mitgefühls überall erst den höchsten Grad, wozu sie gebracht werden kann.

§. 156.

Wenn man erwägt, wie sehr durch die Einrichtung der menschlichen Natur dafür gesorgt worden ist, daß das Mitgefühl erregt und entwickelt würde, so setzen die Grausamkeiten, welche Menschen gegen einander, und oft sogar nach sehr geringen Veranlassungen dazu, ausgeübt haben, in Erstaunen. Inzwischen liefern die vielen Aeußerungen dieser Grausamkeit noch keinen Beweis davon, daß der Mensch von Natur gleichgültig gegen das Wohl und Wehe anderer Menschen sey. Denn gänzliche Gefühllosigkeit gegen die Hülfsbedürftigkeit eines Andern, sollte er auch ein fremder und unbekannter Mensch seyn, ist zum wenigsten bei keinem rohen Menschenstamme angetroffen worden. Ferner findet die Gefühllosigkeit in einem starken Grade immer erst unter Umständen statt, welche auf die Entwickelung des Mitgefühls einen nachtheiligen Einfluß haben. Zu diesen Umständen gehören ein hartes Leben ohne Freude und Bequemlichkeiten, eigene widrige Schicksale und grausame Be-

handlung, häufige Wahrnehmungen des menschlichen Elendes, endlich Mangel des Einflusses der zarten Gefühle des Weibes auf das häusliche Leben, daher bei allen Nationen große Neigung zur Grausamkeit vorkommt, wo das Weib sich im Zustande der Sklaverei befindet. Dazu aber, daß der Mensch zur Grausamkeit gegen seines Gleichen fortgerissen werde, sind immer heftige Reize erfoderlich, wovon folgende, der Erfahrung gemäß, die unwiderstehlichsten ausmachen. Erstens. Die Stärke derjenigen Bedürfnisse, welche der Mensch mit den Thieren gemein hat. Zweitens. Leidenschaften, von denen die Rachsucht, Herrschsucht und Habsucht am meisten die Regungen des Mitgefühls ersticken. Drittens. Die durch den Fanatismus erregte Wuth gegen diejenigen, welche Gott nicht so verehren, wie er es durch die Priester befohlen haben soll, oder welche sich in die Veränderung der Verfassung und Regierung eines Staates, die man zur Abwendung gewisser Uebel in demselben für nöthig hält, nicht fügen wollen, und ihr sogar entgegenwirken. Diese Wuth hat auch ohne alle Beleidigungen durch Andere die abscheulichsten Grausamkeiten an denselben ausgeübt, und dies sogar noch für etwas Verdienstliches gehalten.

In Religions- und Bürgerkriegen sind immer die größten Grausamkeiten begangen worden.

Die genauern Beobachtungen über den Menschen, wie er zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen gegen seines Gleichen gesinnt war, stimmen darin mit einander überein, daß er Theilnahme bewies, sobald es nur eine Veranlassung dazu gab, wenn nicht Furcht, Rache und Eigennutz ihn davon abhielten. Auch der rohe Wilde und Barbar nimmt den Fremden gastfreundlich auf, wenn er von ihm nichts Böses besorgt, oder durch dessen Habseligkeiten nicht gereizt wird, ihn zu tödten, um sich dieser zu bemächtigen. Durch die Menschenopfer, welche bei allen Nationen während des Zustandes der Roheit im Gebrauche waren, oder durch die noch scheuslichere Menschenfresserei werden iene Beobachtungen nicht widerlegt. Zu der letzten gab die äußerste Hungersnoth die erste Veranlassung. Hatte sie statt gefunden, so führte manchmal die Leckerhaftigkeit zur Fortsetzung derselben (und zu einem Blutdurste im eigentlichen Sinne dieses Wortes), aber auch wüthender Haß und Rache. Bei einigen ganz rohen Menschenstämmen trat sie mit Gefühlen des Mitleids gegen dieienigen Greise, welche wegen Abnahme der Kräfte sich nicht mehr den nöthigen Unterhalt verschaffen können, in Verbindung, und das Verzehren

des Fleisches des erschlagenen Vaters war oft die letzte Ehre, welche ihm die Kinder erwiesen.

Eine Menge von Beispielen scheuslicher Grausamkeit hat Home in dem Versuche über die Geschichte des Menschen, Th. I. Vers. 7. S. 279 ff. angeführt. Sie sind aber nur aus der ältern Geschichte genommen, und einen grossen Zuwachs würde die Sammlung erhalten, wenn man die Grausamkeiten beifügte, welche die zum Christenthum sich bekennenden Spanier bei der Eroberung von Amerika, die Inquisition an allen Orten, wo sie eingeführt wurde, und die Sklavenhändler begangen haben. Den Ursprung der die Menschheit und das Christenthum so sehr entehrenden Verfolgungen der Ketzer in den mittlern Jahrhunderten hat Sismondi in der Geschichte der italiänischen Freistaaten Th. II. S. 566. und in der Geschichte von Frankreich (deutsch, in der Minerva, Januar und Februar d. J. 1826.) psychologisch aufgeklärt. Was der Fanatismus und das blinde Vertrauen zu Priestern aus dem Menschen machen könne, lehrt vorzüglich die blutige Vertilgung der Waldenser und Albigenser im zwölften Jahrhundert. Diejenigen, welche sich hiezu brauchen ließen, und die nicht zum rohen Pöbel ohne alles Gefühl für Menschlichkeit, Freundschaft und Edelmuth gehörten, hielten sich für desto bessere Christen, jemehr sie Ketzer ausgerottet hatten. Und wenn in ihnen bei der Hinrichtung dieser Unglücklichen

ein Gefühl des Mitleids entstanden war, so hielten sie dies für eine Empörung des Fleisches, wegen welcher sie sich selbst im Beichtstuhle anklagten, und worüber sie so lange Gewissensbisse fühlten, bis ihnen ihre Priester Absolution ertheilt hatten.

Durch Neigung zur Gutherzigkeit oder Grausamkeit unterscheiden sich die Nationen schon in ihrem rohen Zustande sehr von einander, obgleich darin vieles vorkommt, was den Menschen leicht grausam macht. Die ersten Veranlassungen des Entstehens dieses Unterschiedes sind unbekannt. Etwas Angebornes ihm aber zu Grunde zu legen, sind wir deßwegen nicht berechtiget, weil die Abhängigkeit der Entwickelung des Mitgefühls von besondern Umständen, über die Verschiedenheit in den Aeusserungen desselben schon hinreichend Auskunft giebt.

Die Gutherzigkeit civilisirter Nationen spricht sich durch die Anstalten zur Unterstützung nothleidender und schwacher Menschen aus. Und wenn auch die Religion zur Errichtung solcher Anstalten die erste Veranlassung gegeben hat, so würden sie doch bald in Verfall gerathen seyn, wenn sie dem Charakter der Nation nicht zugesagt, und dadurch fortdauernde Unterstützung erhalten hätten. Ein sicheres Zeichen der Neigung zur Grausamkeit bei einem Volke ist hingegen dessen Hang zu Vergnügungen, welche

das humane Gefühl beleidigen. Die bis zum Honorius fortdauernden grausamen Fechterspiele und Thierhetzen in Rom bezeugen die Größe iener Neigung im römischen Volke, welches unter allen bekannten civilisirten Völkern auch das einzige ist, das, selbst auf der höchsten Stufe seiner Cultur, keine einzige öffentliche, der nothleidenden und hülfsbedürftigen Menschheit gewidmete Anstalt besaß. Denn die Unterstützung und Erziehung armer Kinder von Seiten des Staats, nahm erst unter dem Trajan ihren Anfang.

Der oberste Grundsatz der Moral-Philosophen der anglicanischen Schule, nach welchem nur das einen sittlichen Werth hat, was aus Wohlwollen gegen Andere gethan worden ist, gab dazu Veranlassung, daß von mehreren derselben ausführliche Untersuchungen über das Mitgefühl angestellt wurden, nämlich von Hutcheson in der Sittenlehre der Vernunft, B. I. Abschn. 2., von Home in den Grundsätzen der Kritik Th. I. Hauptst. 2. und von Smith in der Theorie der moralischen Empfindungen Th. I. Abschn. 1.

§. 157.

Die Untersuchungen über die Natur und die Arten des Schönen wurden schon vom Platon mit Gründlichkeit angestellt, und sind

in den neuern Zeiten, nachdem die Begeisterung für das Schöne wieder angefangen hatte Vortreffliches zu erzeugen, mit vielem Eifer fortgesetzt worden. Es sollten dadurch die Regeln für die Erzeugung und Beurtheilung des Schönen festgesetzt werden. Die Zwecke der psychischen Anthropologie erfodern aber nur eine Aufklärung des Gefühls für's Schöne (des ästhetischen Gefühls) in Ansehung seiner Natur, seines Ursprunges, seiner Ausbreitung unter den Menschen und seiner Wirksamkeit im Gemüthe. Hiebei müssen wir uns jedoch lediglich an die Thatsachen der Erfahrung darüber halten.

§. 158.

An dem Gefühle des Schönen kommen sehr bedeutende Unterschiede vor. Der Anblick manches Schönen versetzt das Gemüth in eine heitere Stimmung, und dieses Schöne wird, wenn das Gefühl desselben nur in einem geringen Grade lebhaft ist, das Anmuthige, wenn es aber einen stärkern Eindruck macht, das Reizende genannt. Dasienige, was uns durch seine Größe in Bewunderung setzt, ist etwas Erhaben-Schönes. Endlich giebt es noch eine Art des Schönen, die ein frohes Ergötzen

hervorbringt und den Charakter des Komisch-Schönen ausmacht. Die Gefühle, welche durch diese drei Arten des Schönen hervorgebracht werden, sind aber von den angenehmen Eindrücken auf den Körper und auf dessen Werkzeuge der Empfindungen sehr verschieden. Wer daher von einem Gericht sagt, daß es schön schmecke, und von einer Blume, daß sie schön rieche, der giebt dadurch zu erkennen, daß in ihm das Gefühl des Schönen noch gar nicht zur Klarheit gelangt ist. Eben so hat auch das Gefühl, welches die durch den Verstand erkannte Nützlichkeit einer Sache, ferner die Einsicht des Wahren, die Aeußerung einer edlen Gesinnung oder die Erfüllung einer Pflicht hervorbringt, einen ganz andern Gehalt, als ein ästhetisches Gefühl. Allerdings kann aber mit den Gefühlen des Nützlichen, Wahren und Guten ein Gefühl des Schönen verbunden vorkommen. Eine nützliche Sache kann zugleich durch ihre Form gefallen, eine Wahrheit durch die Erhabenheit ihres Inhalts in Bewunderung versetzen, oder durch den schönen Vortrag derselben noch mehr interessiren, und auch die Darstellung einer edlen That sehr viel Vergnügen gewähren. Alsdann macht das ästhetische Gefühl einen Zusatz zu den Gefühlen aus,

welche das Nützliche, Wahre und Edle erregen, die iedoch auch ohne einen solchen Zusatz statt finden können.

§. 159.

Wenn aber das Gefühl für's Schöne von dem körperlichen Gefühle und von den geistigen Gefühlen wesentlich verschieden ist, und weder eine Wirkung von diesen, noch auch eine Erhöhung derselben ausmacht, so müssen wir eine besondere Anlage dazu im Menschen annehmen. Diese steht iedoch in Beziehung auf andere Anlagen in unserer Natur und auf deren Ausbildung, erfodert auch noch besondere Veranlassungen, um wirksam zu werden. Ohne die Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft würde es gewiß keine Schönheiten für uns geben. Und dieienige von den schönen Künsten, die allen übrigen vorausging, nämlich die Dichtkunst, erfodert einen bedeutenden Grad von intellectueller und wahrer humaner Bildung, ehe sie etwas liefert, das einen bedeutenden und bleibenden Werth hat. Das Zeitalter, worin die Gesänge des Homer verfertigt wurden, kann kein rohes gewesen seyn. Aber es hat auch Völker gegeben, welche iene Bildung besaßen und bei denen gleichwohl nie etwas Schö-

nes erzeugt wurde. Das Gefühl für's Schöne ist, in einem besondern Grade wirksam, der zuletzt erst durch die geistigen Kräfte des Menschen hervorgetriebene Sprößling, und bei sehr vielen Menschenstämmen bildete sich auch nicht einmal der Keim zu diesem Sprößlinge.

Das Gefühl für die verschiedenen Arten des Schönen fehlt keinem Menschenstamme gänzlich, wenn er nicht auf der niedrigsten Stufe des menschlichen Daseyns steht, und das Erhabene in der Natur macht selbst auf den rohen Wilden einen tiefen Eindruck. Aber die Ausbildung des ästhetischen Gefühls bis zu dem Grade, daß auch Schönes erzeugt wurde, kam entweder nie zu einigem Gedeihen, oder blieb auf wenige Arten des Schönen eingeschränkt, auch wenn religiöse Vorstellungen und Vorschriften dem Entstehen der andern Arten nicht entgegenwirkten. Es ist anthropologisch merkwürdig, daß nur bei denienigen Völkern, deren Sprache durch ihre Verwandtschaft mit dem Sanscrit eine Abstammung dieser Völker von dem untergegangenen Volke, das den Sanscrit redete, beweiset, (also bei einigen indischen Volksstämmen, bei den Persern, Hellenen, Lateinern, Germanen und Slaven) alle Arten der schönen Künste, unter dazu günstigen Umständen, geübt worden sind. Bei den Völkern, deren Sprachen zum semitischen Sprachstamme gehören,

hat zwar die Dichtkunst manches Schöne hervorgebracht, auch sind von denselben prachtvolle Tempel und Palläste erbauet worden; zum Gefühl für andere Arten des Schönen zeigten sie aber nie viele Fähigkeit.

§. 160.

Alles Schöne ist entweder durch die Natur oder durch die Kunst erzeugt. Zu dem Schönen in der Natur gehört das Erhabene in derselben. Es wird am ersten und allgemeinsten gefühlt, und erfodert nur einen geringen Grad der Bildung, um dadurch tief gerührt zu werden. Die Sonderbarkeiten und Thorheiten mancher Menschen in ihrem Betragen geben aber auch leicht Veranlassung zu schalkhaften und sinnreichen Bemerkungen darüber und werden hiedurch Gegenstände für das Gefühl des Komisch-Schönen. In Liedern und Possenspielen werden auffallende Thorheiten auch schon bei Menschenstämmen lächerlich gemacht, die noch wenig Geistesbildung haben. Anmuthig und reizend schön sind Aussichten in der Natur, Gestalten und Färbung lebender Wesen, vorzüglich die Gestalt des menschlichen Körpers und der Ausdruck einer über das Gemeine sich erhebenden Gesinnung in der Hal-

tung desselben, endlich auch noch Blumen. Aber das Gefühl für diese Art des Schönen ist später und seltener entwickelt und gebildet worden, als für die andern Arten.

Ist das Schöne in der Natur mit lebhaftem Wohlgefallen empfunden worden, so versucht der Mensch, es durch Nachahmung darzustellen, vorzüglich vermittelst der Rede, daher Gedichte, worin Schönheiten der Natur dargestellt wurden, überall die erstgebornen Kinder der schönen Kunst sind. War eine solche Nachahmung gelungen, so entstanden die Versuche, durch Hülfe der Einbildungskraft Schönes frei zu bilden und durch das Gelingen dieser Versuche entdeckte der Mensch in sich die Fähigkeit, in der Hervorbringung des Schönen, der Natur es nicht nur gleich zu thun, sondern noch zuvorzuthun. Er bildete Ideale und führte sie durch die Begeisterung dafür an dazu tauglichen Stoffen aus.

Was ist es denn aber, das die Schönheiten der Natur und Kunst mit einander gemein haben? Ein gewisses Ebenmaß, eine besondere Harmonie der Theile des Gegenstandes, der ein Schönes der einen oder der andern Art seyn soll. Daß aber ein solches Ebenmaß den

Menschen interessirt, daß ihm die Betrachtung desselben, auch ohne alle Beziehung des Gegenstandes, woran es vorkommt, auf die Befriedigung seiner aus den Begierden herrührenden Bedürfnisse und Wünsche, gefällt, das stammt aus einer Einrichtung seiner geistigen und körperlichen Natur. Denn daß die Verbindung und Folge gewisser Töne etwas Gefallendes ausmacht, davon liegt der Grund in der Einrichtung des menschlichen Gehörs, und von der Schönheit gewisser Farben und ihres Verhältnisses zu einander ist der Grund gleichfalls in der Einrichtung des Gesichtssinnes enthalten. Die Schönheit des menschlichen Körpers in beiden Geschlechtern aber, die so oft gepriesen, und in der Darstellung durch Kunst noch erhöhet worden ist, beruhet auf gewissen Verhältnissen der Theile desselben zu einander und zum ganzen Körper. Und zu ieder andern Art des Schönen ist auch eine Zusammenstimmung mannichfaltiger Theile erfoderlich. Es giebt iedoch nach der Verschiedenheit der Arten des Schönen noch besondere Beschaffenheiten an derienigen Zusammenstimmung, die den Charakter des Schönen der Kunst ausmacht, nämlich Natürlichkeit, Wahrheit, Originalität und Fruchtbarkeit für den denkenden Geist. Ist

ein Werk der Kunst mit diesen Beschaffenheiten der Harmonie seiner Theile versehen, dann hat es einen classischen Werth, und wer diesen zu beurtheilen versteht, und durch denselben gerührt wird, besitzt Geschmack.

§. 161.

Durch die Bildung des Gefühls für's Schöne entsteht eine Erhebung des Menschen über die Bedürfnisse seiner sinnlichen Natur; die Bildung gehört also zu den Vorzügen, deren er durch seine Vernunft fähig ist. Auch hat der Kunst, wenn sich das Wohlgefallen an den Erzeugnissen derselben bei einem Volke ausbreitete, die Barbarei der Sitten weichen müssen. Ihr verdankt ferner die Erkenntniß des Wahren und Guten einen großen Theil ihres Einflusses auf das menschliche Herz. Aber man schließe nicht von der Bildung des Geschmacks bei einem Volke und von den Leistungen seiner Künstler auf dessen übrige Bildung, vorzüglich nicht auf die Güte seiner Sitten. Sehr oft ist nämlich die Kunst nur zur Erhöhung sinnlicher Genüsse gemißbraucht worden, und hatte die ästhetische Bildung eines Volkes eine gewisse Höhe erreicht, so dauerte

die Bildung noch fort, nachdem dasselbe schon in Ausschweifungen aller Art versunken war.

Von den Abhandlungen Schiller's, Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten (in den Horen vom J. 1795 zuerst gedruckt) und Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten (in den Horen vom J. 1796), zeigt die erste, daß eine Sittlichkeit des Handelns, welche bloß auf Schönheitsgefühle gegründet wird, mit recht in Zweifel zu ziehen ist, die zweite aber, daß ein lebhaftes und reines Gefühl für Schönheit auf das sittliche Leben einen dasselbe begünstigenden Einfluß habe.

§. 162.

Die Gegenstände des **sittlichen Gefühls** sind gewisse Beschaffenheiten der menschlichen Handlungen. Ein beständiger Begleiter dieses Gefühls, es mag nun Angenehmes oder Unangenehmes zum Bewußtseyn bringen, ist ein Urtheil des Verstandes, welches, wenn die Handlung gefällt, eine Billigung des Vollbringens der Handlung, wenn sie aber mißfällt, eine Mißbilligung enthält. Ferner findet das sittliche Gefühl nur in Ansehung solcher Handlungen statt, von denen wir annehmen, daß sie mit Absicht angefangen und vollbracht worden sind. Die Handlungen werden daher, wenn

sie gut sind, als Verdienst, und wenn sie böse sind, als Schuld zugerechnet. Was eine Maschine bewirkt, was ein Thier verrichtet, was ein Kind, oder ein Seelenkranker gethan hat, das macht, wie es auch beschaffen seyn mag, keinen das sittliche Gefühl erregenden Eindruck auf irgend einen Menschen.

§. 163.

Was die Ausbreitung betrifft, in der das sittliche Gefühl beim menschlichen Geschlechte vorkommt, so muß ihm in dieser Rücksicht seine Stelle gleich nach dem körperlichen Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen angewiesen werden. Es findet schon statt, wenn sich das Gefühl für's Schöne oder für die religiöse Ansicht der Dinge in der Welt noch gar nicht, und das Gefühl für's Wahre nur in einem geringen Grade geäußert hat. Jedes Volk hat seine besondern Gebräuche; aber eine gute That wird überall geachtet. Selbst der rohe Wilde fühlt sich dadurch gerührt; manche Arten der Ungerechtigkeit und Bosheit erregen hingegen sein Mißfallen. Es ist anfänglich jedoch nur weniges von dem, was im freien Wirkungskreise der Menschen vorkommt, ein Gegenstand sittlicher Billigung und Mißbilli-

gung, und der größere Umfang der Aeußerungen des sittlichen Gefühls entsteht erst durch die Zunahme der Cultur.

§. 164.

Dem sittlichen Gefühle ist von jeher, und wo keine Verbildung des Menschen statt fand, allgemein der höchste Rang unter den geistigen Gefühlen beigelegt worden. Es gilt für den Schutzgeist des Guten, das im menschlichen Geschlechte vorkommt, und für den Gegner und Bezwinger des Bösen, wozu in diesem Geschlechte die Neigung sehr leicht entsteht. Verständige Erzieher haben daher auf dessen Erregung und Bildung bei dem Zöglinge die größte Sorgfalt verwendet. Und für weise Regenten war es auch die wichtigste Angelegenheit, das sittliche Gefühl im Volke nicht nur zu erhalten, sondern noch zu verstärken und zu größerer Wirksamkeit zu bringen. Denn der Abscheu des Bösen und des Unrechts war immer die mächtigste Stütze eines Staats. Wodurch erhält es denn aber diesen Vorrang unter den Gefühlen, und welche Beziehung hat er auf das menschliche Seyn? Um die Antwort auf diese Frage zu finden, müssen wir uns im

Ganzen der Einrichtung der menschlichen Natur umsehen.

Die Thiere sind durch ihre Triebe und Instincte sich selbst genug, um das ihrer Natur angemessene Daseyn zu erreichen; die wenigen Arten derselben aber, die zu einem solchen Daseyn nur im Beisammenleben mit andern Thieren derselben Art gelangen können, wie z. B. Bienen und Ameisen, werden durch Instincte dazu gebracht, alles zu verrichten, was ihr Beisammenleben befördert und erhält. Der Mensch hingegen gelangt erst in einer fortdauernden Verbindung mit andern Menschen, und durch eine von seinem Willen abhängige Wechselwirkung, in die er mit denselben tritt, zu dem die Entwickelung der Anlagen in seiner Natur befördernden Daseyn. Zwar ist in ihm auch ein Trieb da, der zu iener Verbindung führt. Allein dieser Trieb schließt nicht schon eine bestimmte Anweisung auf dasienige in sich, was er zu thun und zu lassen hat, damit die Verbindung befördert, erhalten und mit denienigen Einrichtungen versehen werde, welche dem Leben in ihr einen wohlthätigen Einfluß auf die Ausbildung der menschlichen Anlagen verschaffen. Hiezu kommt aber noch, daß der Mensch alle selbstsüchtige Neigungen seiner

Sinnlichkeit in die Gesellschaft mit seines Gleichen bringt, daß diese Neigungen durch die Mitglieder der Gesellschaft auf mannichfaltige Art angeregt und verstärkt werden, daß dadurch Mißtrauen, Haß, Herrschsucht, Habsucht, Rachsucht in ihm entstehen und die Veranlassungen zu großen Ungerechtigkeiten gegen Andere werden, wodurch das Zusammenleben mit denselben und dessen Zweck gefährdet wird. Zwar schränkt das Mitgefühl die selbstsüchtigen Neigungen ein, aber viel zu wenig. Auch sind dessen Regungen dazu untauglich, diejenige Ordnung im Zusammenleben mit Andern zu finden, die ihm einen wirksamen und dauerhaften Einfluß auf menschliche Bildung und Wohlfahrt ertheilt. Sollte also das Zusammenleben der Menschen gedeihen und bestehen, so mußte für das darauf Einfluß habende Handeln ein Wächter bestellt werden, der fähig war, die Schädlichkeit selbstsüchtiger Neigungen einzusehen, und die Ausbrüche derselben einzuschränken. Dieser Wächter ist das sittliche Gefühl. Es entscheidet über das Gute und Böse im menschlichen Handeln gleichsam in höchster Instanz, verkündigt jenes als Etwas, das einen absoluten Werth hat und bloß um sein selbstwillen gethan werden soll, und stellt

das Böse als etwas Verabscheuungswürdiges dar.

Daß in dem bisher Angeführten die wahre Beziehung des sittlichen Gefühls zum Ganzen der Einrichtung der menschlichen Natur angegeben worden sey, davon kann man sich durch die Beobachtung seiner Aeußerungen leicht überzeugen. Was iemand seines eigenen Besten wegen thut, ist nicht von der Beschaffenheit, daß es das sittliche Gefühl erregte. Gelingt unsere Absicht auf gewisse Annehmlichkeiten und Vortheile, so macht dies Freude; mißlingt sie aber, so entsteht ein Mißvergnügen darüber, womit sich eine Unzufriedenheit mit uns selbst verbindet, wenn Mangel der Vorsicht am Mißlingen Schuld war. Diese Unzufriedenheit ist aber von ganz anderer Art, als die aus dem Begehen einer schlechten That entstandene. Was hingegen iemand zum Besten Anderer unternahm, wenn er dem Nothleidenden half, dem Hülfsbedürftigen Hülfe gewährte, und zwar ohne alle Rücksicht auf eigenen Gewinn, wenn er seine Vergnügungen und Bequemlichkeiten aufopferte, um das Wohl Anderer zu befördern, oder um die Uebel, die ihnen bevorstanden, zu verhindern, wenn er sogar sein Leben wagte, um ihnen beizustehen; dann ist

sein Thun ein Gegenstand der sittlichen Billigung, auch nach dem Urtheile derienigen, die nichts dadurch gewannen, und ein Beweis der Fähigkeit des Menschen, sich über die Foderungen des Eigennutzes zu erheben. Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten hingegen erregen Abscheu dagegen, wenn sie gleich uns selbst gar nicht trafen.

Einzelne Aeußerungen der Fähigkeit des Menschen, sich über die sinnliche Selbstliebe zu erheben, kommen nach besondern Veranlassungen dazu, auch schon bei Mitgliedern der rohesten und ganz verwilderten Menschenstämme vor, und beweisen dadurch, daß die Anlage zum sittlichen Gefühl, wie die zum Denken und Sprechen, mit zum Charakter der menschlichen Natur gehöre. Nach Lichtenstein haben, wie er im IIten Theile der Reise im südlichen Afrika, S. 93. anführt, auch Buschmänner (die doch in einem Zustande thierischer Roheit leben und nur durch ihre Verschmitztheit die Thiere übertreffen) denen, welche in Gefahr waren umzukommen, den thätigsten Beistand, selbst mit Gefahr für ihr eigenes Leben geleistet. — Um die Ermordung der Mannschaft eines gescheiterten englischen Schiffes durch die Einwohner einer der Marquesas-Inseln, die Menschenfresser aus Leckerei sind, und in der Befriedigung des Geschlechtstriebes den Thieren gleich

stehen, nicht zu erleben, verlangte der Häuptling dieser Barbaren, nachdem er vergeblich versucht hatte, durch Bitten und dringende Vorstellungen die Schiffbrüchigen der Wuth der Cannibalen zu entziehen, daß er mit seinem gegenwärtigen Sohne vorher erdrosselt würde, damit er und der Sohn nicht angeklagt werden könnten, die schändliche That durch ihre Gegenwart sanctionirt zu haben. Diese großmüthige Gesinnung erregte aber die Bewunderung der Cannibalen und man ließ die Unglücklichen am Leben (s. die Reise um die Welt von Camille de Roquefeuil, im XXIsten Bande des ethnographischen Archivs, 1s Heft, S. 195). — In der Reise nach Turkomanien und Khiva von Mouraview ist ein edler Wettstreit zwischen zwei Turkomanen, Vater und Sohn, darüber, wer von ihnen zur Erhaltung des andern sein Leben dem sich nähernden Feinde Preis geben sollte, beschrieben; die Turkomanen gehören aber auch zu den rohesten Menschenstämmen (s. den XXIIsten Band des ethnographischen Archivs, 2s Heft, S. 269).

§. 165.

Durch die Beobachtung des Zusammenhanges der uneigennützigen Bestrebungen für das Beste Anderer mit gewissen Gesinnungen, werden diese Gesinnungen, ob sie gleich noch nicht ein wohlthätiges Eingreifen in das Seyn

Anderer hervorbringen, aber doch dazu beitragen, daß die gesellschaftliche Verbindung der Menschen befördert werde, auch Gegenstände der Billigung für das sittliche Gefühl, der Mangel solcher Gesinnungen hingegen wird ein Gegenstand der Mißbilligung. So sind z. B. Wahrhaftigkeit und Redlichkeit zur Beförderung wechselseitiger Dienstleistungen unentbehrlich, und wem sie fehlen, mit dem mag niemand etwas zu thun haben. Aber viele andere Gesinnungen erheben den Menschen auch über die Selbstsucht und machen ihn der Beförderung der Wohlfahrt Anderer fähig. Sie sind daher gleichfalls Gegenstände eines sittlichen Wohlgefallens.

§. 166.

Das die Regeln für die gesellschaftliche Verbindung der Menschen vorschreibende sittliche Gefühl, erhält durch das Leben in dieser Verbindung auch selbst wieder größern Umfang und stärkere Macht in Ansehung seines Einflusses auf's Handeln. Schon das Leben in der Familie trägt hiezu sehr viel bei; es belebt nämlich die thätige Zuneigung der Mitglieder der Familie zu einander. Aus der Vergrößerung der Familien entstanden aber Menschen-

stämme, deren Mitglieder durch die Gleichheit der Sitten und Sprache, ferner durch gemeinsame Gefahren, die ihnen drohten, enger mit einander verbunden wurden. Was nun die Erhaltung dieser Verbindung beförderte und was ihr Abbruch that, ward bald eingesehen, und diese Einsicht verschaffte dem sittlichen Gefühle neue Gegenstände, an denen es sich äußerte. Manche Arten des Betragens gegen Stammgenossen wurden nach jener Einsicht gebilligt, andere gemißbilligt. Die Eltern ließen sich daher auch angelegen seyn, ihre Kinder darüber zu belehren, was sie thun müßten, damit ihnen der Beifall der Stammgenossen zu Theil würde, und was sie zu unterlassen hätten, damit sie sich nicht die Verachtung und den Haß derselben zuzögen. Hatte die Zahl der Mitglieder eines Stammes zugenommen, so bildeten sich Staaten, in denen eine obrigkeitliche Macht angeordnet wurde. Die Wechselwirkung der Mitglieder derselben ward nun vieler Umstände wegen, die eintraten, mannichfaltiger und erheischte Regeln, um die Wechselwirkung dem Zwecke des Staates gemäß zu bestimmen, und die Erfahrung über das Nachtheilige, das aus dem Betragen eines Bürgers für die andern entsprang, war der Grund zu

solchen Regeln. Es wurden die Begriffe von den besondern Rechten des Einzelnen, aber auch von dessen besondern Verbindlichkeiten gegen Andere und gegen den ganzen Staat gebildet, und aus den Entscheidungen über die Streitigkeiten und Vorfälle unter den Bürgern, nach diesen Begriffen, entstand das Gewohnheitsrecht. Mit dem Eintreten neuer Verhältnisse unter den Mitgliedern des Staats und durch die Anwendung dieses Rechts auf vielerlei Fälle, ward es aber mit manchen Zusätzen versehen, und mehr entwickelt. Nach der Einführung der Schreibkunst brachte man, was früher nur der Ueberlieferung von einer Generation zur andern gemäß für Rechtsregel gegolten hatte, in ein Gesetzbuch, das mit der Entwickelung und Veränderung der bürgerlichen Verhältnisse immer größern Umfang erhielt. Bei vielen Völkern war es jedoch die Religion, in welcher eine überirdische Macht Vorschriften für das Betragen in Beziehung auf die Familie, auf die Mitbürger und auf den Regenten des Staats ertheilt hatte.

Aus der Unentbehrlichkeit der Verbote und Gebote für die Bürger eines Staats zu dessen Erhaltung und Wohlfahrt, entstand durch das weitere Nachdenken über die höchsten Grün-

de der Verbote und Gebote die Idee von einer für alle Menschen gültigen Gesetzgebung und von Verbindlichkeiten, denen jedermann Genüge thun soll, wenn er auch keine Neigung dazu hat, oder von der Pflicht. Mit der Zunahme der Bildung der Sitten durch das Leben in der bürgerlichen Gesellschaft wurde aber immer Mehreres als jener Idee angemessen in dieselbe aufgenommen, und so erhielten die Foderungen an den Bürger und Menschen in sittlicher Rücksicht einen großen Umfang. Der Stoff zu der Idee ist jedoch ursprünglich in den Aeußerungen des sittlichen Gefühls enthalten.

Wegen des wechselseitigen Einflusses, den die Anlagen zu den mannichfaltigen Aeußerungen des geistigen Lebens im Menschen auf einander und dadurch auf ihre Bildung haben, kann ein Einwirken des Mitgefühls auf die Regungen des sittlichen Gefühls nicht geläugnet werden; auch wird dieses Einwirken durch die Erfahrung bestätigt. Ohne die Regungen des Mitgefühls würde das sittliche Gefühl wohl eben so wenig zur Entwickelung gelangt seyn, als der Verstand ohne Gedächtniß. Aber jenes Gefühl ist doch, vorzüglich der ihm möglichen Ausbildung nach genommen, von diesem wesentlich verschieden. Denn das Mitgefühl bleibt

immer auf die angenehmen und unangenehmen Zustände eines empfindenden Wesens eingeschränkt. Das sittliche Gefühl hingegen geht auf eine besondere Art des Werthes und Unwerthes menschlicher Handlungen. Es erklärt sich daher auch über unsere Person, mit der wir doch nicht sympathisiren können, billigend oder mißbilligend, und diese Erklärung erstreckt sich sogar auf dasienige, was wir, durch die Regungen des Mitgefühls geleitet, gethan oder unterlassen haben.

Aus der Vereinigung der Gefühle verschiedener Art mit einander, und aus der Dunkelheit, die auch bei dem sittlichen Gefühle nicht fehlt, ist es leicht zu erklären, warum manche wahrhaft gut gesinnte und gegen die Gebote der Pflicht strengen Gehorsam leistende Menschen an dem obersten Grundsatze des Eudämonismus, als einer Regel für das Leben, keinen Anstoß nahmen. Die Beförderung des eigenen Wohlergehens bestimmten sie nach den Aussprüchen des in ihnen zwar nicht klar gewordenen, aber doch sehr lebhaften sittlichen Gefühls. Es ward daher auch ihr Thun und Lassen nicht vom Eigennutze bestimmt, dessen Befriedigung, mit der dabei nöthigen Vorsicht, der Eudämonismus für die oberste sittliche Norm des Betragens ausgiebt.

Das wolfische Princip der Selbstvervollkommnung war allerdings durch die Auslegung,

die man davon gab, in das Princip des Eudämonismus verwandelt worden, und **Kant** hatte die große Absicht, ein Princip für die Sittenlehre aufzustellen, das keiner solchen Auslegung fähig wäre, und durch dessen Befolgung die Erfüllung der Pflichten von allem Einflusse der Selbstliebe rein erhalten würde. Aber wie hat er diese Absicht ausgeführt? Durch die Bestimmung der sittlichen Maximen vermittelst der Anwendung des Princips der Ungedenkbarkeit eines Widerspruches. Denn nur der handelt nach ihm sittlich gut und ohne allen Eigennutz, der eine Maxime bloß ihrer allgemeinen Gesetzmäßigkeit wegen, d. h. deßwegen befolgt, weil er von ihr wollen kann, daß sie ein Gesetz für alle vernünftige Wesen werde: die Gültigkeit eines solchen Gesetzes soll sie aber haben, wenn die Befolgung derselben in Ansehung dessen, was man will, in keine Widersprüche verwickelt (s. **Kant's** Grundlegung zur Metaphysik der Sitten). — Es ist hier nicht der Ort, diese Begründung der Sittenlehre einer ausführlichen Prüfung zu unterwerfen, und die folgenden Bemerkungen darüber werden schon hinreichen, das Nachdenken darüber zu erregen, ob in dem kategorischen Imperativ eine Thatsache im Innern nachgewiesen sey, welche die gemeine Menschenvernunft bei der Beurtheilung des Guten und Bösen im Handeln immer vor Augen habe, wie **Kant** versichert. Es ist nämlich schon sehr auffallend,

daß das Handeln dadurch einen über alles gehenden Werth erhalten soll, daß es nach einer Maxime, die sich ihrer Widerspruchlosigkeit wegen zu einem allgemeinen Gesetze qualificirt, vollbracht worden ist; und daß hingegen unser Denken über gewisse Gegenstände, wenn es frei vom Widerspruche ist und sogar Nothwendigkeit enthält, also allgemeine Gesetzmäßigkeit besitzt, auf einen moralischen Werth gar keinen Anspruch hat. Wodurch erhält denn die Anwendung des Princips vom Widerspruche in einem Falle einen so hohen Werth, der ihr in einem andern gänzlich fehlt? Ferner ist es sehr befremdend, daß dieselbe Vernunft, das Princip des Widerspruches zur Entdeckung sittlicher Maximen anwendend, das höchste Ansehen besitzen und unfehlbar seyn soll, mit den Ideen von Gott, der Seele und der Welt sich aber beschäftigend und deren Realität aufsuchend, durch die Anwendung ienes Princips nur leeren Wahn erzeugt. Auch ist es gegen die Geschichte des Entstehens und der Ausbildung der Begriffe von Gut und Böse, daß der Begriff von einer Gesetzmäßigkeit des Handelns und von einer unbedingt gültigen Pflicht der Stoff zu ienen Begriffen sey, und der gemeinen Menschenvernunft bei der Beurtheilung des Guten und Bösen immer vorschwebe. Die Begriffe von Gesetzen und von dem Gesetzmäßigen in der Natur und für's menschliche Handeln setzen viele Vorkenntnisse voraus, werden daher erst spät

gebildet, und die Begriffe von praktischen Gesetzen gewiß nicht eher, als bis bürgerliche oder religiöse Gesellschaften entstanden und in denselben allgemeingültige Gebote und Verbote erlassen worden sind.

§. 167.

Das Bewußtseyn des Verhältnisses unserer Handlungen, die wir vollbringen wollen, oder schon vollbracht haben, zu den Begriffen von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, heißt das Gewissen. Es übt eine große Gewalt über den Menschen aus, besonders gleich nach der Begehung einer schändlichen That, oder wenn es, viele Jahre durch Berauschung in sinnlichen Genüssen in Schlummer gebracht, wieder erwacht. Der Zustand eines Erschreckens über uns selbst und über unsere Verworfenheit, der alle Qualen in sich schloß, die einen Menschen treffen können, war alsdann oft die Wirkung desselben. Natürlicher Weise richtet sich aber das Gewissen in seinen Aussprüchen über unsere Person und über einzelne Handlungen immer nach der Bildung die das sittliche Gefühl erhalten hat. Fanatismus und religiöser Aberglaube haben wüthende Grausamkeit oder die Beobachtung der in sittlicher

Rücksicht gleichgültigsten Dinge zu den heiligsten Pflichten gemacht, und wegen unterlassener Erfüllung dieser Pflichten den Menschen mit Angst erfüllt. Mit dem Entstehen der höchsten Verdorbenheit des Gemüths verschwinden aber alle Regungen des Gewissens, und geben die Aeußerungen desselben bei andern Menschen nur Veranlassungen zu spöttischen Witzeleien darüber.

Dritter Abschnitt.

Von den Affecten, den Rührungen durch das Wahre, Schöne und Gute, der Begeisterung und dem Enthusiasmus.

§. 168.

Die in den neuern Zeiten vorgenommene Trennung des Vermögens der Gefühle vom Begehren, gab dazu Veranlassung, die Affecten als eine besondere Art der Bewegungen des Gemüths von den Leidenschaften zu unterscheiden. Die wesentlichen Merkmahle der Affecten sind alsdann folgende.

I. Affecten bestehen aus sehr starken Gefühlen, die eine körperliche Lust oder Unlust

ausmachen, aber auch aus der Erkenntniß des Nützlichen und des Schädlichen für die aus der Selbstliebe stammenden Begierden und Wünsche entstanden seyn können.

II. Affecten greifen in die Functionen des organischen Lebens, dieselben befördernd oder störend, ein, und geben sich daher auch im Körper, z. B. durch das Roth= oder Blaßwerden im Gesichte, oder durch Veränderungen des Athmens und auf andere Art äußerlich zu erkennen.

III. Affecten schwächen die freie Macht, die der Mensch in Ansehung der Richtung der Aufmerksamkeit auf die Gegenstände der äußern und innern Wahrnehmung, des Nachdenkens über etwas und der Thätigkeit der Erinnerungskraft auszuüben vermag. Im Zustande des Affects sind die Sinne getrübt, so daß man nichts mehr seiner wahren Gestalt nach erblickt und auch durch das Gehör nichts mehr richtig vernimmt. Der Affect lähmt ferner den Verstand und die Fähigkeit des Erinnerns, so daß man über nichts mehr gehörige Ueberlegung anzustellen, oder sich auf das, was man doch weiß, und woran man sich im ruhigen Zustande des Gemüths leicht erinnert haben würde, zu besinnen vermag. Man muß daher

auch annehmen, daß die Affecten eben sowohl auf die, eine ungestörte Aeußerung des geistigen Lebens bedingende organische Thätigkeit des Gehirns Einfluß haben, als auf die der Vegetation dienenden Nerven. Der Einfluß ist aber bei dem einen Menschen stärker, als bei dem andern, und Manche besitzen so viel Geisteskraft, daß sie durch keinen Affect um alle Besonnenheit gebracht werden.

§. 169.

An den Affecten kommen Stufenunterschiede vor, und diese werden bedingt, theils durch die Beschaffenheit der Ursache eines Affects (wozu besonders auch gehört, daß die Ursache etwas Unerwartetes ausmacht), theils durch die Reizbarkeit des Gemüths eines Menschen, welche entweder eine fortdauernde, oder eine aus besondern Umständen (aus Krankheiten des Körpers, oder aus vorübergehenden Stimmungen der Seele) herrührende seyn kann, theils durch die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, theils durch die Wiederkehr derselben Affecten. Denn durch die Wiederkehr werden manche Affecten verstärkt, manche hingegen geschwächt.

§. 170.

Da die Affecten aus Gefühlen bestehen, so ist auch die allgemeine Eintheilung iener, derselben Eintheilung dieser entsprechend, nämlich in angenehme und unangenehme. Von beiden können aber noch dieienigen Zustände unterschieden werden, welche einen so schnellen Wechsel angenehmer und unangenehmer Affecten enthalten, daß keiner von diesen Affecten sich allen seinen Wirkungen nach in dem Gemüthe entwickelt, und sie sogar als Theile eines einzigen Affects zu einander zu gehören scheinen (auf welche Art oft Furcht und Hoffnung bei der Erwartung eines Gutes mit einander wechseln), daher man auch dieselben gemischte genannt hat. Von anderer Beschaffenheit ist iedoch die schnelle Folge entgegengesetzter Affecten, wovon der nachfolgende den vorhergehenden verdrängt, z. B. Lustigkeit und Traurigkeit. Dergleichen Folge findet dann leicht statt, wenn den Affecten dunkle Gefühle zu Grunde liegen.

Als eine allgemeine Eintheilung der Affecten, hat man auch die in leidende (die Kräfte unterdrückende, schmelzende) und thätige (rüstige) aufgestellt. Daß aber ein Affect die Thätigkeit der Kräfte der Seele hemme, oder

errege und befördere, hängt oft bloß von der Beschaffenheit seiner Größe und des Individuums ab, in welchem er statt findet.

§. 171.

Das angenehme Gefühl, welches durch eine Sache, die viele wünschenswerthe Folgen verspricht, hervorgebracht worden ist, oder die Freude (welche von körperlichen Genüssen, die ohne alle Freude, deren auch nur der Mensch fähig ist, vorhanden seyn können, unterschieden werden muß) heißt, bis zum Affect gesteigert, Fröhlichkeit. Diese befördert, wie die Freude, die Verrichtungen des organischen Lebens, und druckt sich, nach der persönlichen Besonderheit des davon erfüllten Menschen, durch mancherlei äußere Handlungen, vorzüglich durch Singen, Schwatzen, Springen und Jauchzen aus, da hingegen die bloße Freude still ist, und nur durch heitere Mienen sich zu erkennen giebt. Ein höherer Grad der Fröhlichkeit ist die Lustigkeit, welche muthwillig macht, und durch Witze, Späße und Neckereien, die bei dem rohen Menschen grob und niedrig ausfallen, bis zur Ausgelassenheit steigt. Beiden Affecten läßt sich aber, so wie der Freude, das Gute nachsagen, daß sie mittheilsam machen,

die Empfänglichkeit für die Gefühle der Mitfreude und des Mitleids vermehren, auch die Geschäftigkeit befördern. Der höchste Grad der in einen Affect übergegangenen Freude ist das Entzücken, welches stumm macht, alle andere Aeußerungen des geistigen Lebens hemmt (so daß sich der Mensch bloß im Zustande des Fühlens befindet und nichts mehr erkennt und will), das organische Leben in Unordnung bringt und, bei einer gewissen Schwäche des Nervensystems, durch Ueberraschung in Erwachsenen tödtlich werden kann. Die affectvolle Freude wird übrigens nicht bloß durch ein gegenwärtiges positives Gut, sondern auch durch das bloße, aber plötzliche Aufhören eines großen Uebels hervorgebracht.

Die Freude über das Uebel, welches Andere nach unserer Meinung verdienter Weise getroffen hat, kann nur in rohen und gefühllosen Menschen die Stärke eines Affects erhalten.

Eine gewöhnliche Aeußerung der Fröhlichkeit und Lustigkeit ist das Lachen. Es giebt iedoch auch noch andere Ursachen desselben. Hiezu gehören nämlich der Kitzel einiger Haut-Nerven, überraschende Ungereimtheiten, Fehlgriffe der Urtheilskraft, Abweichungen im Betragen von den durch das Herkommen oder die Mode

bestimmten Regeln des Anstandes, Vereitelung gespannter Erwartungen, Witz, Mißverständnisse und das Unerwartete, wenn es unschädlich ist. Von diesen Arten des Lachens muß das aus Stolz herrührende, ferner das, um Andere dadurch zu kränken, erzwungene, und endlich das aus Bosheit geäußerte unterschieden werden. Daß aber etwas durch seine Widersinnigkeit belachenswerth sey, hängt mit von dem Naturell, der Bildung und der jedesmaligen Stimmung eines Menschen ab. Dem dummen und rohen Menschen kommt Vieles lächerlich vor, was den klügern und gebildeten in Traurigkeit versetzt.

§. 172.

Hoffnung ist das angenehme Gefühl, welches die Aussicht auf den künftigen Besitz eines Gutes hervorbringt, oder eine Freude in der Erwartung. Sie setzt ein Uebel voraus, wovon sie die Befreiung verkündigt, und ist entweder in Ansehung ihres Gegenstandes unbestimmt, so daß sie nur auf ein Besserwerden überhaupt geht, oder betrifft ein künftiges Gut von bestimmter Beschaffenheit. An derselben bringt der Umstand, daß die Erwartung dieses Gutes stärker oder schwächer ist (wozu aber die Vorstellung von unserm Werthe und von

unserer Kraft sehr viel mit beiträgt), und daß es uns früher oder später zu Theil werden wird, mancherlei besondere Bestimmungen hervor; denn es giebt auch eine bange Hoffnung, wenn die Erreichung des gehofften Gutes uns noch sehr ungewiß vorkommt. Da die Einbildungskraft auf das Hoffen so vielen Einfluß hat, so geht es leicht über das Mögliche hinaus, vorzüglich wenn dasselbe etwas noch Unbestimmtes betrifft, wird daher oft durch die Erlangung des gehofften Gutes nicht befriedigt, oder erfüllt das Gemüth mit weit mehr Freude, als der Besitz des Gutes gewährt. Und da es sich auch nach dem Unangenehmen richtet, das gefühlt worden ist, so hat die ganze Bildung des Hoffenden auf seinen Inhalt Einfluß. Die Hoffnungen des Kindes und eines rohen Menschen können nicht die des erwachsenen und des gebildeten seyn.

Das freudige Gefühl, woraus die Hoffnung besteht, erreicht zwar nicht häufig die Stärke eines Affects, kann sie aber doch erreichen, das Bewußtseyn unserer Verhältnisse vermindern, die Erkenntniß des, dem gegenwärtigen Begehren angemessenen Verfahrens erschweren, und sich wie Fröhlichkeit und Lustigkeit äußerlich zu erkennen geben. Diese Stärke erlangt

es jedoch nicht allein durch den grossen Werth des erwarteten Gutes, sondern auch durch's Verschwinden der Besorgniß, daß das Gut nicht werde erreicht werden.

§. 173.

Die starken, durch ein gegenwärtiges Uebel verursachten unangenehmen Gefühle heißen Leiden, die höhern Grade von diesen aber Schmerzen. Beziehen sich dieselben auf den Verlust eines großen Gutes, und finden sie anhaltend im Gemüthe statt, so werden sie in Rücksicht der Unterschiede in der Stärke Betrübniß, Traurigkeit oder Wehmuth genannt. Diese machen insgesammt muthlos, hemmen mehr oder weniger die Ausübung unserer Kräfte, und geben sich durch Klagen, Weinen und Jammern äußerlich zu erkennen, wobei es mit auf eine Erleichterung des Herzens abgesehen ist. Erreichen aber Schmerz und Traurigkeit den höchsten Grad, so geht dieses Erleichterungsmittel verloren. Verbindet sich mit dem unangenehmen Gefühle eines gegenwärtigen Uebels die Vorstellung von vielen sehr nachtheiligen Folgen desselben, so wird es Kummer genannt, der noch manche Bemühung erzeugt, jenen Folgen zu entgehen, oder das

darin liegende Uebel zu vermindern, und, wenn diese Bemühungen gelingen, aufgehoben wird. Stellt man sich aber die Uebel als solche vor, deren Folgen sich nicht verhindern lassen, so entsteht Gram, der daher auch anhaltender und stärker als der Kummer ist, sich immer tiefer in's Gemüth eingräbt, und das Leben schnell verzehrt, wenn nicht die Zeit ein Heilmittel desselben wird. Kommt zum Grame die Ueberzeugung hinzu, daß das Uebel in allen künftigen Zeiten fortdauern werde, so nennt man ihn Harm. Entspringen Gram und Harm aus einem erlittenen Unrecht, so machen sie das Herzeleid aus. Der höchste Grad der Traurigkeit und des Kummers ist Schwermuth. Dadurch wird alle Empfänglichkeit für frohe Gefühle, und jede Hoffnung einer Verminderung der Uebel, welche uns betroffen haben, aufgehoben. Sie ist daher auch schwer zu heilen, und gehört schon mit zu den krankhaften Zuständen der Seele.

§. 174.

Das unangenehme Gefühl, welches die Vorstellung eines in der Zukunft erst bevorstehenden Uebels erzeugt, heißt Furcht. Sie kommt in sehr verschiedenen Graden vor, und

diese richten sich theils nach der Größe und Bestimmtheit des künftigen Uebels, theils nach dem Grade der Gewißheit, womit es erwartet wird (und die Furcht vor unbestimmten und noch ungewissen Uebeln ist für manche Menschen am meisten peinigend), theils danach, ob es uns bald, oder erst nach längerer Zeit bevorsteht. Die Ursachen derselben werden aber durch unsere Erkenntniß von dem Nutzen und der Schädlichkeit der Dinge, ferner von dem Bewußtseyn des Maßes unserer Kräfte bestimmt. Mancher fürchtet daher dasjenige gar nicht, was für einen Andern furchtbar ist. Oft sind es bloß eingebildete Dinge, die uns in Furcht versetzen.

Die höhern Grade der Furcht, welche auch allein Affecten ausmachen, werden durch die Wörter Grausen und Angst angezeigt. Ihre Wirkungen sind allemal Verminderung des Gebrauchs unserer Kräfte, vorzüglich des Verstandes (daher der in Angst versetzte Mensch zweckwidrig handelt), des Gedächtnisses und des Einflusses des Willens auf die Bewegungen des Körpers, Blaßwerden, Erschwerung des Athmens, Zittern des Körpers und besonders auch des Stimmwerkzeuges. Der höchste Grad der affectvollen Furcht ist Verzweifel-

lung. Sie bewirkt entweder ein ganz leidendes und stummes Hingeben an das unvermeidliche Uebel, oder regt zwar die Kräfte auf, aber nicht zum Widerstande gegen das Uebel, sondern richtet dieselben auf den eigenen Untergang, um durch den Tod von dem Uebel befreit zu werden. Ihr Entstehen ist kein plötzliches, sondern ein allmähliges, nämlich durch Zweifel an aller Hülfe, durch den Verlust aller Hoffnung einer bessern Zukunft, endlich durch gänzliches Mißtrauen gegen die eigene Kraft. Der körperliche Ausdruck derselben macht ein besonderes, in Andern Schrecken erregendes Lachen und das Hohnsprechen aus.

Eine plötzlich eintretende Furcht ist der Schrecken. Seine Wirkungen und Aeußerungen sind denen der Furcht ähnlich, aber insgesammt weit heftiger. Eine Folge davon waren bei Vielen unheilbare und tödtliche Krankheiten, sogar ein plötzlicher Tod. Aber es sind dadurch auch Menschen vom Fieber, von der Epilepsie, von heftigen Schmerzen, von der Manie geheilt, und Scheintodte von dem Zustande des gebundenen Lebens befreit worden. Da es jedoch ungewiß ist, ob der Schrecken, worein Jemand versetzt wird, einen wohlthätigen oder nachtheiligen Einfluß auf dessen Ge-

sundheitszustand haben werde, so kann er nicht als ein Heilmittel empfohlen werden.

Eine besondere Art der affectvollen Furcht ist die in Schlachten oftmals vorkommende und von den Alten terror panicus genannte.

Ein seltenes Beispiel von schnellem Uebergange mütterlicher Zärtlichkeit zu einer empörenden That bloß aus Verzweifelung, ist in Klein's Annalen Bd. XIV. S. 220 angeführt.

§. 175.

Das unangenehme Gefühl, das durch die Angriffe Anderer auf unsere Ehre und die dadurch begründeten Rechte entsteht, heißt Kränkung, der stärkere Grad davon aber Verdruß. Nur dasjenige, was uns nicht hätte angethan werden sollen, macht eine Kränkung aus, nicht aber was Andere durch physische Kraft gezwungen, oder durch sittliche Grundsätze bestimmt uns zugefügt haben. Der Verdruß ist jedoch noch kein Affect, und kann dadurch aufgehoben werden, daß man der Ursache desselben zweckmäßig entgegenwirkt. Er geht aber leicht in einen Affect über, und tritt alsdann in einer doppelten Gestalt auf, nämlich entweder als Aerger oder als Zorn, die in ihren Wir-

kungen darin übereinstimmen, daß sie die Erzeugung und Ergießung der Galle vermehren. Der Aerger bringt ein Verlangen hervor, dem, der ihn verursacht hat, Wehe zu thun, zieht sich aber mehr in's Innere zurück, wodurch er um so nachtheiliger für das organische Leben wird, und oftmals Krämpfe, Fieber, Gelb- und Wassersucht, Ohnmachten, und durch lange Dauer sogar den Tod verursachte. Hat derselbe aber noch nicht den höchsten Grad erreicht, so kann er leicht in Zorn übergehen, welcher mehr nach außen wirkt und die Kräfte der Seele und des Körpers in große Thätigkeit versetzt, um dem Beleidiger Widerstand zu thun. Die sehr verschiedenen Grade desselben werden durch die Wörter Ungehalten-, Aufgebracht-, Erboßt-, Entrüstet-, und Grimmigseyn ausgedruckt. Das letzte Wort bezeichnet den höchsten Grad des Zorns, der vorzüglich durch eine von Andern erfahrne verächtliche Behandlung hervorgebracht wird. Jene Stufenunterschiede werden aber nicht bloß durch die Größe der zugefügten Beleidigung, sondern auch durch das Unerwartete dabei bewirkt. Durch öftere Erregung, oder weil ihm nicht widerstanden worden ist, geht der Zorn, allen seinen Stufenunterschieden nach genommen,

in Gewohnheit über, und heißt alsdann Jähzorn, worunter jedoch auch der schnell hervorbrechende Zorn verstanden wird.

Der Zorn erregt zwar große Thätigkeit, welche auf die uns angethane Beleidigung Beziehung hat, bricht oft in einen Strom von Worten aus, die bei dem Pöbel Schimpf- und Scheltworte werden (in der größten Stärke vorhanden macht er jedoch auch stumm und einsylbig), oder versetzt den Körper in starke Bewegung, um dadurch die Unzufriedenheit mit dem Beleidiger zu erkennen zu geben, und ihm Widerstand zu leisten. Aber aller durch ihn verursachten Thätigkeit fehlt die Leitung des Verstandes, daher sie übereilt, ja oftmals ganz zweckwidrig ist, und dem Beleidiger, anstatt ihm zu widerstehen, nur noch mehr Gelegenheit zu Kränkungen darbietet. Sehr groß ist ferner der Einfluß des Zorns auf das organische Leben, und sowohl von wohlthätiger, als auch, bei einer schwächlichen Beschaffenheit des Körpers, von sehr nachtheiliger Beschaffenheit. Denn manche Unordnungen in den Verrichtungen jenes Lebens wurden dadurch plötzlich aufgehoben, z. B. Lähmungen in den Gliedern, Fieber, Epilepsie; andere hingegen, nämlich Schlagfluß, Fieber, Convulsionen, Epilepsie

und Wahnsinn hat er bewirkt, oder unbedeutende Krankheiten und Wunden in höchst gefährliche und tödtliche verwandelt, ja die Säfte des Körpers (z. B. die Milch der säugenden Mütter) augenblicklich verändert, und höchst schädlich gemacht.

Der Zorn nimmt desto mehr zu, je ungehinderter er sich im Körper äußern kann. Wird diese Aeußerung beschränkt, so vermindert er sich, und man hat über einen Zornigen schon viel gewonnen, wenn man ihn zum Sitzen bringen kann.

Daß starke Affecten, und besonders der Zorn, wie erzählt wird (Herz, über den Schwindel S. 14. Anmerk. Reil in den Beiträgen zur Curmethode auf psychischem Wege Bd. I. S. 274.), den schon angefangenen Uebergang vom Leben zum Tode noch eine Zeitlang aufgehalten haben, streitet nicht mit der Natur der Affecten oder mit ihrer Macht im menschlichen Körper. Und die Nachrichten darüber, daß der Biß der in den heftigsten Zorn versetzten Thiere und Menschen eine Wasserscheu hervorgebracht habe, enthalten auch nichts dieser Macht Unangemessenes.

§. 176.

In den durch die Natur angeordneten Beziehungen, worin die Menschen zu einander

stehen, liegt auch der Grund zu den besondern Gefühlen, welche aus der Meinung Anderer von unsern physischen und moralischen Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten entspringen. Die gute Meinung, welche sie von uns hegen, ist Ehre, deren Besitz ein angenehmes Gefühl erzeugt, die üble Meinung aber Schande, und das dadurch bewirkte unangenehme Gefühl die Scham. Wer viele Empfänglichkeit für dieses Gefühl besitzt, heißt schamhaft, wenn es mangelt, schamlos. Das Ehrgefühl und die Scham können Beförderer und Erhalter der Wirksamkeit des sittlichen Gefühls seyn. Da sie aber von den Begriffen über die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der menschlichen Natur abhängen, und diese Begriffe oft sehr unrichtig waren, so haben sie auch der wahren sittlichen Vollkommenheit großen Abbruch gethan, und Laster aller Art befördert. Wenn übrigens die Scham in Ansehung einer entehrenden Handlung einmal überwunden worden ist, so geht auch die Empfänglichkeit für dieselbe auf immer verloren. Und wären nicht Grundsätze, sondern nur Gefühle die Wächter einer Tugend, so folgt auf den Verlust der Gefühle der Untergang dieser.

Das Gefühl für Ehre ist zwar eins der lebhaftesten, vorzüglich in den, mit vorzüglicher Seelenkraft versehenen Menschen; geht jedoch durch Verstärkung nur selten in einen Affect über, sondern mehrentheils in Leidenschaft. Die Scham hingegen erhält leicht eine affectartige Beschaffenheit, schwächt alsdann die Besonnenheit und hat auf die Verrichtungen des organischen Lebens sehr nachtheiligen Einfluß. Sie verursacht nämlich nicht nur große Veränderungen in dem Umlaufe des Geblüts (daher das Rothwerden, wenn noch ein Bestreben und die Hoffnung vorhanden ist, die Ursache der Schande zu verbergen oder aufzuheben, und das Blaßwerden im entgegengesetzten Falle), sondern auch in nervenschwachen Personen Convulsionen, Schlagfluß und Tod.

Es ist nur eine Art von Unentschlossenheit, wenn jemand ohne hinreichenden Grund besorgt, er werde durch sein Handeln Veranlassung zu ungünstigen Urtheilen über sich geben, und daher zum Handeln sich nicht entschließen kann. Wer hingegen aus Furcht vor ungünstigen Urtheilen über sich, das zum Handeln nöthige Selbstvertrauen verliert, sollte auch das Handeln nur auf gewöhnliche Verhältnisse im Leben sich beziehen, und keine Aufmerksamkeit auf viele und in der Anwendung schwierige

Regeln erfodern, der ist blöde. Der Grund der Blödigkeit liegt in einer Schwäche des Kopfes, oft aber auch in der Unerfahrenheit, und Mancher, der anfänglich in großer und vornehmer Gesellschaft sehr verlegen war, lernt bald, sich mit Selbstvertrauen in derselben betragen.

Man kann sich auch vor sich selbst schämen. Dies ist jedoch kein Affect, sondern ein aus dem Urtheile der Vernunft über die Schlechtheit unsers Betragens entspringendes Mißvergnügen, das aber bei einer schon vorhandenen trüben Stimmung der Seele leicht in Melancholie übergeht. Unzufriedenheit mit uns selbst wegen einer unzweckmäßigen und uns nachtheiligen Handlung ist Reue. Sie entspringt aus dem Bewußtseyn, daß wir uns einer Unbesonnenheit schuldig gemacht haben.

§. 177.

Zu den Gefühlen, welche die Stärke eines Affects erhalten können, gehört noch die, auf das Ungewöhnliche und Unerwartete so wohl in der physischen, als auch in der geistigen Welt sich beziehende Verwunderung. Ihr Anfang besteht aus dem Gefühle einer Hemmung unsers Denkens, und ist in so fern etwas Unangenehmes; sie geht aber, nachdem diese Hemmung vorüber ist, in das angenehme Ge-

fühl über, welches jedes Neue und eine Erweiterung unserer Erkenntnisse Versprechende hervorbringt. Die bis zum Affect gesteigerte Verwunderung ist das Erstaunen. In demselben ist die Hemmung der Besinnung oft so gross, dass man nicht recht weiss, ob das, was in Erstaunen gesetzt hat, Wahrnehmung, oder Traum und Täuschung sey. Auch hat es, wie alle Affecten, einen grossen Einfluss auf den Körper, und erzeugt ein Unvermögen, ihn dem Ganzen nach genommen, oder einzelne Theile davon, z. B. die Stimmwerkzeuge, unserer Absicht gemäss zu bewegen. Je nachdem aber das, was uns in Erstaunen setzt, eine Vollkommenheit oder Unvollkommenheit ausmacht, bekommt auch der Affect des Erstaunens besondere Bestimmungen, und ist im letzten Falle mehr unangenehmer, im ersten aber mehr angenehmer Art und dem Gefühle des Erhabenen sich nähernd.

§. 178.

Dass die Gefühle die Stärke eines Affects erhalten, ist in der Einrichtung unserer Natur gegründet, und blieben sie immer schwach, so würden viele Annehmlichkeiten des Lebens wegfallen, auch mächtige Reize zur Thätigkeit zum

großen Nachtheil für die Entwickelung der Kräfte unserer Natur (ganz vorzüglich des Verstandes) fehlen. Gleichwohl sagt man auch mit Recht, daß die Affecten, wenn sie eine solche Stärke erhalten, daß dadurch der willkürliche Gebrauch unserer geistigen und körperlichen Kräfte verhindert und aufgehoben wird, Unvollkommenheiten und Schwächen der menschlichen Natur ausmachen. Denn dieser Gebrauch ist eine unentbehrliche Bedingung der Gesundheit und Cultur unserer Natur, und Jeder soll ihn daher sich zu verschaffen und zu erhalten suchen. In dem Augenblicke nun, wo ein die Besonnenheit und Selbstmacht störender Affect statt findet, kann durch Ueberlegung und Vorsatz gegen denselben nichts ausgerichtet werden. Denn wäre dies möglich, so machte er keinen Affect aus. Im voraus aber, und ehe er sich des Gemüths schon bemächtiget hat, läßt sich das Entstehen, oder doch die, die Besonnenheit unterdrückende Größe desselben verhindern. Die Grundlage aller Affecten sind nämlich Gefühle, die, als sie das erstemal entstanden, noch keine affectartige Stärke hatten, und diese erst nach und nach dadurch erhielten, daß ihnen kein Widerstand gethan ward. Auch sind es nur die höhern Grade der Affecten,

welche vorzüglich Unordnungen in der menschlichen Natur anrichten, und dem organischen Leben gefährlich werden; das Entstehen dieser Grade ist aber theils von einer besondern Schwäche des Körpers, theils von einer grossen Empfänglichkeit des Gemüthes für gewisse Eindrücke, welche Empfänglichkeit meistentheils erst aus der Wiederholung der Eindrücke entsteht, theils von den Vorstellungen abhängig, welche wir uns von der Natur und dem Werthe gewisser Dinge gebildet haben. Um das Entstehen heftiger Affecten zu verhindern, sorge man also für die Gesundheit und Kräftigkeit des Körpers, vermeide die Umstände, unter welchen Affecten leicht entstehen, und mache endlich solche Vorstellungen, welche den affectartigen Bewegungen des Gemüths Widerstand thun, lebhaft und durch öftere Wiederholung im Bewußtseyn sich geläufig. Besonders ist das letzte Mittel als ein vorzüglich wirksames zu empfehlen, und es wird dadurch die Herrschaft offenbar, die der Mensch durch Verstand, Vernunft und festen Willen über die Eindrücke erreichen kann, welche die Umgebungen auf ihn machen. Wer einer moralischen Weltregierung vertrauet, der findet darin eine Beruhigung während der widrigsten Schicksale des Lebens,

Wer sich von seinen Vollkommenheiten keine falsche und übertriebene Vorstellung macht, der wird nicht leicht in heftigen Zorn versetzt werden können. Wer endlich die Ueberzeugung nährt, daß lasterhafte Vergehungen das größte Uebel für den Menschen sind, der kann durch eine Menge von Dingen, bei deren unerwartetem Anblicke Andere zittern, nicht in Schrecken versetzt werden. Die Gleichmüthigkeit, oder diejenige Stärke des Gemüths, welche das Entstehen heftiger angenehmer und unangenehmer Gefühle verhindert, ist also vom ernsten Wollen abhängig; und ob gleich das Naturell zu deren Erreichung viel mit beitragen mag, so ist sie doch der Vollendung nach ein Werk der Kunst, und eines zweckmäßigen Strebens danach.

Es giebt Menschen, die in Ansehung alles dessen, was auf ihre Person und auf die Befriedigung ihrer Neigungen und Wünsche Beziehung hat, gleich in Affect gerathen, und nicht mit Ruhe davon sprechen können. Dieser Fehler ist eine Folge ihrer schlechten Erziehung, indem ihnen von den Eltern und Wärterinnen alles gewährt ward, wonach sie verlangten, damit sie nur nicht durch Schreien ihre Unzufriedenheit über die Nichtbefriedigung ihres Verlangens zu erkennen geben sollten.

Das so genannte stets fröhliche Herz ist die Wirkung eines glücklichen Naturells und man kann es sich nicht durch die Annahme und Befolgung gewisser Grundsätze geben. Eine Heiterkeit des Gemüthes aber, die uns fähig macht, an allen frohen Ereignissen im Leben Antheil zu nehmen, und selbst durch die größten Unglücksfälle, welche den Menschen treffen können, nicht gänzlich aufgehoben wird, ist allerdings durch die im §. angeführten, und zur Erlangung einer Herrschaft über die Affecten tauglichen Mittel zu bewirken möglich.

Eine ausführliche Darstellung der Gefühle und Affecten ist enthalten in dem Versuche über die Gefühle, besonders über die Affecten, von Maaß, II Theile, 1811. Die Vorrede zum zweiten Theile enthält die Anzeige der Schriften, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts über die Gefühle überhaupt und über einige Arten derselben erschienen sind.

Thatsachen über den großen und plötzlichen Einfluß der Affecten auf das organische Leben haben gesammelt Gaubius im Sermo academicus alter de regimine mentis quod medicorum est. Lugduni Batavorum, 1763. Haller in den Elem. physiologiae L. XVII. Sect. 2. Tissot im Traité des Nerfs T. II. P. I. p. 280. Zimmermann in dem Werke über die Erfahrung, Thl. II. Platner in der neuen Anthropologie S. 445 ff. und Petit

im Discours sur l'influence de la revolution française sur la santé publique, in dessen Essai sur la médecine du coeur. Lyon 1806. p. 116.

§. 179.

Von den auf persönliche Annehmlichkeiten und Vortheile und auf deren Gegentheil sich beziehenden Affecten, sind die lebhaften Gefühle, welche durch wichtige Wahrheiten, durch das echt Gute und das Schöne erregt worden sind, nicht bloß in Rücksicht ihres Ursprunges, sondern auch in Ansehung ihres Einflusses auf das organische Leben und auf die Thätigkeit des Geistes gänzlich verschieden. Diese Gefühle werden Rührungen genannt, und in diesem Worte hat sich die Erkenntniß sehr wichtiger Unterschiede an den Gefühlen, welche Unterschiede der Beobachtung oft entgangen sind, ausgesprochen. Körperliche Lust und körperlicher Schmerz, die wir empfinden, rühren uns nicht. Aber die Erzählung großer Unfälle, die iemand betroffen haben, oder der Errettung aus denselben, bringt schon eine starke Rührung hervor. Noch weit mehr werden wir iedoch durch eine edle und große That und durch religiöse Wahrheiten, welche die Bestim-

mung des Menschen zum Bürger einer Welt, die unter sittlichen Gesetzen steht, betreffen, gerührt. Aber so stark und tief eindringend diese Rührungen auch immer seyn mögen, so haben sie doch nie, weder auf das organische Leben einen schädlichen Einfluß gehabt, noch auch das durch Empfindungen, Erinnerungen, Verstand und Willen sich äussernde Bewußtseynleben gehemmt oder geschwächt. Es dient dies mit zum Beweise, daß die Gefühle für's Wahre, Gute und Schöne höherer Abkunft sind, als die Gefühle, welche die Lebenszustände des Körpers und unsere persönlichen Vortheile betreffen. Denn eben ihrer Abkunft wegen haben iene auf die höhern Aeußerungen des geistigen Lebens keinen störenden Einfluß.

§. 180.

Wenn die Rührungen durch das Wahre, Gute und Schöne den Willen in große Thätigkeit versetzen, so wird dieser Zustand Begeisterung, oder Enthusiasmus genannt. Beide sind nur in Ansehung ihrer Dauer verschieden. Jene ist nämlich bald vorübergehend, dieser aber anhaltend. In denselben erhebt sich der Mensch über die Rücksichten auf die Foderungen der sinnlichen Selbstliebe, lebt gleichsam

nur in der Ausführung des nach dem Urtheile der Vernunft Vortrefflichen und wird daher der größten Aufopferung fähig. Vorzüglich bewirkte der Enthusiasmus für religiöse Wahrheiten und für die Wohlfahrt und Selbstständigkeit des Vaterlandes, daß für die Ausbreitung jener und für die Beförderung und Erhaltung dieser alles gewagt wurde, was sonst in Beziehung auf die Sinnlichkeit des Menschen einen großen Werth hat.

Wenn nicht etwa jede Nichtachtung persönlicher Vortheile für eine Thorheit gelten soll, deren der Mensch bloß bei verminderter Besonnenheit fähig ist, so kann der Begeisterung und dem Enthusiasmus kein nachtheiliger Einfluß beigelegt werden. Denn sie schwächen und stören das organische Leben nicht, sondern kräftigen es vielmehr, wie die dadurch bewirkte Erhöhung der körperlichen Kräfte beweist. Und Einbildungskraft, Verstand und Vernunft werden durch dieselben auch zu höherer Thätigkeit gebracht. Aus der erhöheten Thätigkeit der Einbildungskraft stammt aber die Sprache, worin sich beide äußern, welche dichterisch ist, und was durch seine Vortrefflichkeit das Gemüth tief rührte, führte ja immer zur Dichtkunst.

Durch diese Sprache finden dieselben leicht Eingang in das Herz anderer Menschen, und theilen sich ihnen mit, da hingegen die meisten Affecten eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

Nach einigen Sittenlehrern soll der Einfluß, den die Begeisterung und der Enthusiasmus für das sittlich Gute auf das Handeln haben, den Werth dieses Handelns ungemein vermindern, und die Vollendung der menschlichen Natur in einem kalten Gehorsam gegen die Gebote der Pflicht, welche freilich nicht begeistern, enthalten seyn. Ob nun die Unterstützung eines Nothleidenden ohne alle Theilnahme an dessen Zustande größern sittlichen Werth habe, als die von einer solchen Theilnahme begleitete, oder ob der, Wahrheit und Gerechtigkeit liebende Mensch in sittlicher Rücksicht tiefer stehe, als derjenige, welcher erst durch Vorhaltung des für einen kategorischen Imperativ gehaltenen Gebots der Pflicht das Lügen und die Ungerechtigkeit zu unterlassen im Stande ist, mag jezt dahin gestellt bleiben. So viel ist aber nach der Geschichte ganz gewiß, daß ohne Enthusiasmus nichts Großes und Heilbringendes von Menschen angefangen und ausgeführt ward,

und, daß er bei allen wichtigen Fortschritten des menschlichen Geschlechts von der Roheit in den Erkenntnissen und Sitten zur Cultur wirksam war. Ja das Böse würde in der Menschenwelt schon längst den Sieg über das Gute davon getragen haben, wenn nicht Begeisterung, und der durch öftere Erregung derselben entstandene Enthusiasmus für das Gute ienem einen unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt hätten. Auch hat der Enthusiasmus die, alle Stärke des menschlichen Wollens bloß nach den Triebfedern des Eigennutzes berechnende Klugheit und Schlauheit immer zu Schanden gemacht, Dinge ausgeführt, die Demienigen unmöglich schienen, welcher ihn nicht kennt, und im Kampfe mit den heftigsten und kältesten Leidenschaften der Gegner des Guten zuletzt doch noch die Oberhand behalten. Wenn daher die Stoiker unter der, von ihnen so sehr gerühmten Apathie auch die Abwesenheit aller starken Rührungen des Gemüths durch Ideen der Vernunft mit begriffen, so haben sie dadurch keine tiefe Einsicht in die menschliche Natur, welche Einsicht ihnen sonst nicht abgesprochen werden kann, bewiesen.

Es giebt iedoch auch einen unechten und erkünstelten Enthusiasmus, dessen Wirken auf

Worte und schöne Redensarten beschränkt bleibt, da hingegen der wahre sich durch Thaten kund thut, und durch die dabei vorkommenden Schwierigkeiten noch in größern Eifer versetzt wird. Auch darf, weder was Schwärmerei nach dunkeln Gefühlen, noch was blinder Glaube an Priester unternahm und ausführte, für ein Werk des Enthusiasmus genommen werden. Dieser scheuet das Licht des Verstandes nicht, sondern gedeihet erst recht unter dem Einflusse desselben; denn er wird um so anhaltender und kräftiger, je deutlicher die Beziehung des Guten, das ihn erregte, auf die den Menschen über das Thier erhebende Vernunft eingesehen worden ist, und jemehr durch den Gebrauch der rechten Mittel die Erreichung seines Zieles gelingt. Es kann jedoch nicht geläugnet werden, daß an manchen großen Unternehmungen, welche im Eifer des Enthusiasmus entworfen und angefangen worden waren, in der Folge die Selbstsucht Antheil nahm, und dieselben zur Vollendung brachte. Von dieser Vollendung hängt nämlich die Ehre des Unternehmers ab, daher setzt oft der Ehrgeiz das angefangene Werk noch fort, nachdem jener Eifer dafür schon längst erkaltet ist. In diesem Falle zeigt jedoch die Beschaffenheit der zur Erreichung des

Zweckes gebrauchten Mittel gar bald, daß Leidenschaft an die Stelle des Enthusiasmus getreten sey.

Begeisterung und Enthusiasmus erfodern aber, wenn sie echter Art seyn sollen, nicht nur eine durch Ideen der Vernunft bestimmte und befestigte Gesinnung, sondern auch eine, die Absicht auf die Ausführung dieser Ideen unterstützende Stärke des Körpers. Der rohe Wilde, dessen Geistesthätigkeit sich bloß mit der Gewinnung der nothwendigen Bedürfnisse des Lebens beschäftiget, ist daher keiner Begeisterung fähig. Ein in sittlicher Rücksicht verdorbener Mensch aber kann zwar, wenn der Keim des Guten in ihm nicht gänzlich vertilgt ist, durch starke Anregungen wohl noch zur Begeisterung für Etwas gebracht werden. Da sie jedoch nicht aus dessen Gesinnung stammt, so geht sie schnell vorüber, und was während derselben ihm gelang, dient hinterher nur dazu, daß er damit prahlt, oder wohl gar wähnt, es sey ihm alles zu thun erlaubt, was seinen Neigungen zusagt. Und in den Zeiten der Erschlaffung des Geistes und des Körpers durch künstliche Bedürfnisse und Luxus, vermöge welcher Erschlaffung sich der Mensch unglücklich fühlt, sobald ihm ein gewohnter Genuß fehlt,

entsteht gleichfalls durch besondere Veranlassungen noch Anwandlung zu einer Begeisterung; aber des dadurch aufgeregten Gemüths bemächtigt sich gar bald wieder das unwiderstehliche, und daher allen Eifer für's Gute erstickende Verlangen nach dem gewohnten Genusse.

Vierter Abschnitt.

Von der Natur des Begehrens und Wollens, und von den innern Unterschieden ihrer Thätigkeit.

§. 181.

Was in den leblosen Dingen das denselben inwohnende Streben ausmacht, sich der Art gemäß, wozu sie gehören, zu bilden und zu erhalten, das ist in den lebendigen Wesen das Begehren. Es besteht aus einem, durch innere Ursachen (die aber Folgen der Einwirkung äußerer Dinge auf das lebendige Wesen seyn können) hervorgebrachten Streben nach einem Zustande des Wesens, welcher der Besonderheit seiner Natur angemessen ist, und wodurch dessen Kräfte in eine jenen Zustand bewirkende Thätigkeit versetzt werden. Ist der

Zustand bereits vorhanden, und besteht das Gefühl davon aus einer Annehmlichkeit, so geht die aus dem Begehren entspringende Thätigkeit der Kräfte nur auf die Erhaltung desselben; macht aber das Gefühl eine Unannehmlichkeit aus, so wird diese Thätigkeit auf die Befreiung davon gerichtet. Wenn hingegen das Begehren etwas Zukünftiges betrifft, so werden, ie nachdem dasselbe angenehm oder unangenehm ist, die Kräfte durch das Begehren zu dessen Hervorbringung, oder zur Verhinderung seines Entstehens bestimmt. Die Kräfte aber, welche durch das Begehren wirksam gemacht werden, sind eben sowohl die geistigen, als die körperlichen, wodurch wir auf die Außenwelt Einfluß haben und sie unsern Wünschen angemessen machen können. Es ist nämlich bereits im Obigen gezeigt worden, daß Gedanken, Ideen der Vernunft, Bilder der Einbildungskraft und Erinnerungen von bestimmtem Inhalte durch den Einfluß des Wollens auf die Geisteskraft von dieser hervorgebracht, und längere oder kürzere Zeit im Bewußtseyn gegenwärtig erhalten werden. Hiebei sind wir uns aber nicht immer des darauf gerichteten Wollens deutlich bewußt, daher es das Ansehen hat, als wenn sie ohne dasselbe entstanden wären.

Es ist eine in vieler Rücksicht merkwürdige Thatsache der innern Erfahrung, daß das Begehren und dessen höhere Ausübung, nämlich das durch Ueberlegung bestimmte Wollen, sich ganz unabhängig vom Körper und von einem besondern Theile desselben äußern. Denn auf beide folgt nie, wenn sie auch anhaltend waren und in der größten Stärke statt fanden, eine Ermüdung, oder irgend ein unangenehmes Körpergefühl. Und bei der, oft erst durch viele Anstrengung erfolgten Fortdauer der Richtung der Aufmerksamkeit auf einen wahrnehmbaren oder nur gedenkbaren Gegenstand, ist es nicht das mit der Aufmerksamkeit sich zugleich äußernde Wollen, sondern die dadurch in Thätigkeit versetzte Erkenntnißkraft, welche, oder deren körperliches Werkzeug vielmehr, erschöpft wird und ermüdet.

Auf der untersten Stufe des Lebens findet Begehren ohne alles Bewußtseyn und auch ohne alle Erkenntniß von der Gegenwart und Zukunft statt. Die im §. aufgestellte Beschreibung des Begehrens betrifft dasselbe, wie es sich in der schon zu einiger Ausbildung gekommenen menschlichen Natur äußert.

§. 182.

Was wir durch das Begehren zu erreichen suchen, ist immer ein (innerer oder äußerer) Zustand unserer Person, nicht eine hievon ver-

schiedene Sache. Und wenn es gleich auf eine solche Sache gerichtet ist, so wird diese doch nie bloß um ihrer selbst willen begehrt (z. B. in den uneigennützigen Bemühungen für das Wohl Anderer), sondern das Begehren geht darauf, uns in ein besonderes Verhältniß zu derselben zu versetzen, und dieses Verhältniß ist eine Bestimmung unsers Zustandes.

§. 183.

Von dem Begehren unterscheidet man noch das Verabscheuen (oder verneinende Begehren). Jenes geht entweder unmittelbar auf das Daseyn eines Zustandes unserer Person, oder auf Dinge, welche dasselbe durch ihren Einfluß auf uns bewirken; dieses ist unmittelbar zwar auf das Nichtseyn eines Zustandes unserer Person, dadurch aber zugleich mittelbarer Weise auf die Gelangung in einen andern Zustand gerichtet. Das Verabscheuen macht also nur eine besondere Bestimmung des Begehrens aus.

Von jedem Gegenstande, dem wir eine Beziehung auf unser Daseyn zu geben begehren, kann gesagt werden, er werde geliebt; alles wird hingegen gehaßt, dessen Beziehung auf unser Daseyn wir verabscheuen.

§. 184.

In dem Einflusse der Gefühle auf's Begehren liegt das oberste Gesetz für alle Aeußerungen desselben. Nach diesem Gesetze kann nur ein solcher Zustand unserer Person begehrt werden, welcher gefällt, oder dessen Bewußtseyn ein angenehmes Gefühl enthält, und nur derjenige verabscheuet werden, welcher mißfällt. Dasselbe Gesetz bestimmt zugleich das Begehren aller Dinge, die als Mittel dazu dienen, jenen Zustand hervorzubringen. Der Gegenstand des Begehrens heißt ein Gut, der des Verabscheuens aber ein Uebel. Daß ein Gut desto mehr begehrt, und ein Uebel desto mehr verabscheuet wird, je größer sie uns vorkommen, ist gleichfalls eine Folge aus jenem Gesetze, und eben so auch, daß wir das größere Gut dem kleinern, das kleinere Uebel hingegen dem größern vorziehen, welches Vorziehen der Willkür beigelegt wird.

Wenn Erkenntnisse und Vorstellungen unmittelbar oder ohne Vermittelung durch die Gefühle ein Begehren rege gemacht zu haben scheinen, so rührt dies daher, daß wir, wegen der Geschwindigkeit, womit das Begehren auf die Erkenntnisse und Vorstellungen folgt, die sie begleitenden Gefühle nicht bemerken. Auch

sind uns die Beziehungen vieler Dinge auf unser Wohl und Wehe aus frühern Erfahrungen bereits genugsam bekannt, und eine dunkle Erinnerung dieser Beziehungen reicht alsdann schon hin, unser Betragen zu bestimmen.

Wir können uns darin irren, daß etwas ein Gut oder ein Uebel sey. So lange aber der Irrthum dauert, so lange besteht auch das dadurch begründete Begehren und Verabscheuen.

Daß der Mensch manchmal die Begierde habe, bloß sich selbst zu quälen, ist lediglich ein Schein; denn was von der einen Seite genommen ein Uebel ausmacht, das kann, von einer andern betrachtet, ein Gut seyn. Dunkle Gefühle können aber zu Handlungen fortreißen, deren Folgen, nach dem deutlichen Bewußtseyn davon, ein Uebel ausmachen.

§. 185.

An dem, was für den Menschen ein Gut oder ein Uebel ausmacht, finden nicht allein äußere (quantitative) Unterschiede statt, sondern auch innere. Diese beziehen sich auf die im zweiten Abschnitte des gegenwärtigen Lehrstückes angegebene Verschiedenheit der Arten der Gefühle. Manche Güter und Uebel beziehen sich nämlich auf die sinnliche Selbstliebe, andere hingegen auf die Kräfte, wodurch der Mensch

über das Thier erhaben ist. Es kann aber keines der Güter und Uebel einer Art durch Vergleichung mit den Gütern und Uebeln der andern Art ausgemessen, und seinem Werthe nach bestimmt werden, sondern iedes ist von eigener Beschaffenheit, und hat einen ihm eigenthümlichen Werth. Man hätte daher auch nicht das sittlich Gute, im Vergleich mit dem sinnlichen, das höchste Gut nennen sollen, sondern ienes ist für den Menschen in Brziehung auf seine Vernunft das alleinige Gut. Auf den Unterschied der Güter nach ihrem Verhältnisse zur Vernunft oder zur Sinnlichkeit bezieht sich übrigens auch die Eintheilung des Begehrens in das niedere oder sinnliche, und in das höhere oder vernünftige. Beide sind nicht als zwei verschiedene Zweige, sondern nur als verschiedene Richtungen oder Bestimmungen eines und desselben Vermögens zu denken, die aus dem Einflusse herrühren, den verschiedene, dasselbe bestimmende Kräfte darauf haben. In so fern nun die Vernunft durch die Ideen vom sittlich Guten, das Begehren bestimmt, wird sie praktische Vernunft genannt.

Auch von den auf die sinnliche Selbstliebe sich beziehenden Gütern, hat iede Classe wieder ihren besondern Werth, der nicht durch die

Güter einer andern Classe ersetzt werden kann. Dem Ehrbegierigen wird der Verlust der Ehre nicht durch Genüsse des Gaumens vergütet. Auch wird das sinnlich Gute eben so, wie das sittlich Gute, lediglich um sein selbst willen, oder schlechthin begehrt.

§. 186.

Auf das Begehren folgt manchmal sogleich diejenige Thätigkeit, welche dazu erfoderlich ist, um des begehrten Zustandes, oder der Mittel dazu theilhaftig zu werden. Manchmal wird aber erst nach vorhergegangener Ueberlegung (d. i. durch Berücksichtigung derjenigen von unsern Einsichten, welche das Handeln leiten können) von uns bestimmt, ob das Begehren befriedigt werden soll oder nicht, und auf welche Art oder durch welche Mittel, damit auf die That keine Reue folge. Diese Ueberlegung, oftmals ein Hin- und Herwogen des Ich zwischen dem, was zu thun, oder nicht zu thun sey, kann kürzere oder längere Zeit dauern, und sehr unangenehm werden. Die Beendigung davon heißt der Entschluß, Beschluß oder das Wollen. Das Ueberlegen setzt aber eine Entwickelung der menschlichen Natur voraus; kleine Kinder überlegen daher gar nicht, und ungebildete Menschen nur selten.

§. 187.

Durch die Ueberlegung wird das Begehren oft zu einem *bloßen Wunsche*, worauf keine Anwendung der Kräfte folgt, um des Begehrten theilhaftig zu werden, herabgestimmt. Dies ist aber erst dann der Fall, wenn wir unsere Kräfte für zu schwach halten, um das Gut zu erreichen, (daher sind kraftlose Menschen voll von bloßen Wünschen, und beschäftigen sich nur in der Einbildungskraft mit deren Erfüllung), oder wenn wir von der, zur Hervorbringung desselben nöthigen Anstrengung der Kräfte mehr Uebel besorgen, als der Besitz davon Annehmlichkeiten gewähren zu können scheint. Bezieht sich das Begehren auf ein sittlich Gutes, und bleibt es ein bloßer Wunsch, so wird dieser ein *frommer* genannt.

Wünsche können noch fortdauern, nachdem die Unerreichbarkeit ihres Gegenstandes schon eingesehen worden ist. Aber daß man ihnen viel nachhängt, und die Erfüllung derselben durch die Einbildungskraft ausmahlt, setzt schon eine fehlerhafte Stimmung und Schwäche des Gemüths voraus.

Mit dem bloßen Wunsche trifft das *phantastische Begehren*, das auf ein, nach den Gesetzen der Natur für uns unerreichbares Gut gerichtet ist, in so fern zusammen, als durch

dasselbe eben so wenig, wie durch jenen der begehrte Zustand erreicht wird. Bei dem phantastischen Begehren kann jedoch der Wahn statt finden, daß dessen Ziel erreicht worden sey, wie beim Mystiker und Schwärmer oft der Fall ist. Ferner muß vom bloßen Wunsche noch das unbestimmte Begehren unterschieden werden. Es besteht darin, daß man zwar von dem gegenwärtigen Zustande befreiet zu werden trachtet, den bessern jedoch noch nicht kennt, in welchen man versetzt seyn will, und macht mehrentheils eine Folge der übeln Laune aus. Dasselbe wird aber auch durch die ersten Regungen eines Triebes, z. B. des Geschlechtstriebes hervorgebracht, wenn man die Handlung noch nicht kennt, wodurch der Trieb Befriedigung erhält.

§. 188.

Dasjenige Begehren, wozu ein fortdauernder Grund in dem begehrenden Wesen vorhanden ist, heißt ein Trieb. Ist dieser Grund etwas Angebornes, so nennt man ihn einen Naturtrieb. Alle Triebe, mit denen immer ein Streben der Kräfte, ihnen Genüge zu thun, in Verbindung steht, gehen aus einem gefühlten Bedürfnisse hervor. Ist mit dem Naturtriebe eine Vorstellung oder Ahndung dessen, was dem gefühlten Bedürfnisse abhilft,

schon auf angeborne Art verbunden, so wird er Instinct genannt. Ein Kunsttrieb heißt derselbe aber, wenn er von einer angebornen, also aus keiner vorhergegangenen Uebung entsprungenen Befähigung, dasjenige zu Stande zu bringen, was zur Befriedigung des Triebes nöthig ist, begleitet wird. Instincte und Kunsttriebe kommen bei Thieren in bewunderungswürdiger Vollkommenheit vor, vorzüglich bei den mit wenigem und unentwickeltem Gehirn versehenen Insecten, und sind gleichsam eine ihnen von der Natur mitgegebene Klugheit, ohne die sie gar nicht würden bestehen können. Beim Menschen finden in den ersten Jahren des Lebens mehrere Instincte statt, die über denselben so lange die Vormundschaft führen, bis der Verstand, durch Erfahrungen belehrt, im Stande ist, dasjenige nachzuweisen, was den vorhandenen Bedürfnissen abhilft. Von Kunsttrieben hingegen kommt im Menschen nichts weiter vor, als die schon ohne alle Uebung vorhandene Fertigkeit, womit das an die mütterliche Brust gelegte neugeborne Kind seine Nahrung aus derselben zieht.

§. 189.

Die Größe der Kraft des Wollens giebt sich theils durch die Beständigkeit des auf einen gewissen Zweck gerichteten Wollens, theils durch die Stärke des Wollens, d. i. dadurch zu erkennen, daß ein genommener Beschluß ausgeführt wird, wenn gleich dabei Hindernisse, welche große und viele Uebel drohen, überwunden werden müssen. Ein höherer, aber selten vorkommender Grad dieser Stärke ist die Standhaftigkeit, welche dann bewiesen wird, wenn auch augenscheinlich große Gefahren, die ganz unerwartet entstanden, die Ausführung des Entschlusses nicht aufhalten oder gar hintertreiben.

§. 190.

Die Beständigkeit des Wollens, wodurch auch ohne Stärke desselben in der Welt viel ausgerichtet worden ist, und die selbst über mächtige Gegner unserer Absichten eine große Ueberlegenheit verschafft, hängt ab von der Festigkeit der Gesinnung (Sinnesart) eines Menschen, d. i. seiner Urtheile über den Werth der Dinge, wodurch er zum Handeln bestimmt wird (seiner Maximen). Sie mangelt also, wenn diese Urtheile oft verändert werden, und

so lange der, den Werth der Dinge nach der Beschaffenheit und Dauer ihrer Wirkungen bestimmende Verstand auf jene Urtheile noch wenig Einfluß gehabt, oder noch keine praktische Grundsätze gebildet hat. Die Heftigkeit und Dauer sinnlicher Bedürfnisse können jedoch auch dem, auf die Befriedigung derselben gerichteten Begehren eine Beständigkeit verleihen. Die Stärke und Standhaftigkeit des Willens hingegen erfodern als unentbehrliche Bedingung diejenige Gemüthsbeschaffenheit, welche den Muth ausmacht.

Daß die Herrschaft, welche die Mode über die Menschen ausübt, dem Entstehen einer Beständigkeit des Wollens großen Abbruch thue, und auf die Befolgung angenommener Grundsätze nachtheiligen Einfluß habe, davon kann man sich aus Thatsachen der Erfahrung leicht überzeugen. Denn wo in Ansehung der Kleidung, der Vergnügungen die man genießt, und der zur Bequemlichkeit des Lebens dienenden Dinge alles durch die beständig wechselnde Mode bestimmt wird, da entsteht ein Widerwille gegen das Hergebrachte und Altmodige, und nimmt auch das Fürwahrhalten, betreffe es gleich die wichtigsten Angelegenheiten für den vernünftigen Menschen, ferner die Sitte leicht Veränderungen an. Die Mode-Journale

haben dem Entstehen und der schnellen Verbreitung neuer, oft sehr schädlicher Ansichten und Grundsätze großen Vorschub gethan. Die Hellenen und Römer kannten das geschmacklose Unwesen nicht, worin sich die Liebhaber der Mode gefallen — denn läge ihr ein richtiger Geschmack zu Grunde, so würde sie ja nicht beständigen Veränderungen unterworfen seyn — weil ihre Beurtheilung schöner Formen und Umrisse auf ächten Grundsätzen beruhte. Bei ihnen ist aber auch nie ein so schneller Wechsel von Meinungen über Staat, Religion und gute Sitten vorgekommen, dergleichen in Frankreich statt gefunden hat, seitdem daselbst die Putzmacherinn und der Schneider durch die erfundenen neuen Moden über die vornehme Welt in Paris, und vermittelst dieser auch über die im übrigen Frankreich eine Art von Herrschaft ausüben.

Ganz verschieden von der, auf angenommene Maximen sich gründenden Beständigkeit, Stärke und Standhaftigkeit des Wollens ist die Heftigkeit der leidenschaftlichen Begierden; ferner der Eigensinn, d. i. das Verharren bei einer gefaßten Entschließung gegen alle Gründe der Klugheit und Sittlichkeit, wodurch Andere eine Veränderung derselben bewirken wollen (Eingeschränktheit des Kopfes, üble Laune und Roheit der Gesinnung sind gemeiniglich die Quellen davon); der Eigenwille, durch den man auf seinem Entschlusse

besteht, weil man den eigenen Willen ausgeführt wissen will; er entspringt aus einem blinden Verlangen nach Unabhängigkeit von andern Menschen; der Starrsinn, welcher einen hohen Grad des Eigensinnes ausmacht, und durch die einleuchtendsten Gründe gegen die Ausführung eines Beschlusses davon nicht abgebracht werden kann; sind tief eingewurzelte Vorurtheile oder Schwärmerei die Ursachen davon, so wird er Starrköpfigkeit genannt; die Hartnäckigkeit, welche weder durch richtige Vorstellungen Anderer, noch auch durch eingetretene Veränderung der Umstände von der Ausführung eines Beschlusses abgehalten wird. In Hartnäckigkeit ist zuweilen eine edle Standhaftigkeit ausgeartet, z. B. bei dem jüngern Cato, der, wie J. v. Müller von ihm sagt (Allgemeine Geschichte I. B. VI. B. 26. Kap.), lieber etwas Gutes unterlassen, als auf eine nicht ganz streng gesetzmäßige Art handeln wollte.

§. 191.

Diejenige Furchtlosigkeit bei Gefahren, welche aus dem Bewußtseyn der eigenen, durch Thaten bewiesenen Stärke der Kräfte entsteht, heißt der Muth. Er setzt also nicht nur eine Kenntniß von der Gefahr voraus, in welcher man sich befindet, oder der man entgegengeht

(daher dem Kinde, dem Betrunkenen und Thiere, die nicht wissen, welcher Gefahr sie sich bei einem Unternehmen aussetzen, kein Muth beigelegt werden kann), sondern auch die Hoffnung, daß man im Stande seyn werde, die Gefahr zu bestehen. Wer in Gefahren anhaltenden Muth beweist, und durch die Erneuerung der Gefahr nicht von dem Widerstande dagegen abgehalten wird, ist tapfer. Muth bei sehr großen Gefahren ist Kühnheit. Wer sich aber in Gefahren wagt, die zu bestehen gar keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, heißt tollkühn. Derjenige besitzt Unerschrockenheit, welcher auch durch eine plötzlich entstandene Gefahr nicht in Furcht gesetzt wird. Wenn eine solche Gefahr für den Verstand kein Hinderniß ist, taugliche Mittel ausfindig zu machen, so nennt man diese Seelenstärke Gegenwart des Geistes. Sie erfodert einen hellen Verstand, der die Dinge schnell und doch genau übersieht, und das Bewußtseyn vieler Hülfsmittel in demselben, um Uebeln begegnen zu können. Wer endlich bei einem gefahrvollen Unternehmen den Verlust derjenigen sinnlichen Güter, welche für ihn einen großen Werth haben, freiwillig wagt, besitzt einen heroischen Muth.

Die Anlage zum Muthe ist allgemein in der menschlichen Natur vorhanden, und war zu ihrer Selbsterhaltung nöthig. Daher werden auch Furchtsamkeit, Muthlosigkeit und Feigheit als naturwidrige Schwächen des Menschen verachtet. Manchem scheint iedoch iene Anlage in einem stärkern Grade verliehen zu seyn, als Andern. Denn daß dies zum wenigsten in Ansehung der beiden Geschlechter der Fall sey, kann wohl nicht geläugnet werden. Und große Empfänglichkeit für unangenehme Gefühle, die sich nach der, aus körperlichen Dispositionen herrührenden Empfänglichkeit für die angenehmen richtet, ist immer ein natürlicher Grund des Mangels an Muthe. Inzwischen erfodert doch auch der Muth viele Uebung unserer Kräfte, um zu einem vorzüglichen Grade zu gelangen, und so lange gewisse Arten von Gefahren noch nicht bestanden worden sind, so lange fehlt auch der Muth dazu; er steigt hingegen, wenn man iene öfters überwunden hat. Mancher Matrose der sich nicht vor Stürmen fürchtet, zittert vielleicht am ganzen Leibe, wenn er auf einem wilden Pferde reitet. Uebung in Gefahren giebt also Muth, d. h. entwickelt die Anlage dazu. Sogar derienige Muth, welchen die Begeisterung und der Enthusiasmus

einflößen, setzt immer auch eine ungeschwächte, und durch Thaten schon geübte Kraft des Geistes und Körpers voraus.

Bei der Bestimmung der Größe des Muthes darf nicht die Verachtung der Gefahren für's Leben zum Maßstabe gebraucht werden, sondern die Größe hängt von dem Werthe ab, welchen iemand denienigen Gütern beilegt, mit deren Verluste er durch eine Gefahr bedrohet wird. Der ehrliebende Mann, der durch das Verkanntwerden seiner guten Absichten, und durch allgemeine spöttische Verhöhnung seines, von ihm für pflichtmäßig gehaltenen Betragens von der Fortsetzung desselben nicht abgehalten wird, derienige ferner, welcher aus Eifer für das Vaterland oder für die unterdrückte Unschuld den Mächtigen der Erde eine ihren Neigungen und Zwecken nicht angemessene Wahrheit vorhält, beweiset dadurch einen weit größern Muth von wahrhaft sittlichem Werthe, als der (oft bloß körperliche) ist, welcher Helden auf dem Schlachtfelde bildet.

Geduld, die für eine weibliche Tugend ausgegeben worden ist, wird dadurch gegen ein gegenwärtiges sinnliches Uebel ausgeübt, daß man seine Kraft nicht anstrengt, um ihm ein Ende zu machen, oder dadurch, daß man das

Uebel, weil es aufzuheben unmöglich ist, mit Ruhe und Ergebung darein erträgt. Da Gefühle durch öftere Wiederholung mehrentheils geschwächt werden, so wird ein Uebel durch geduldige Ertragung desselben sehr vermindert, oder verliert seinen Stachel gänzlich. Ist nun das Uebel ein unvermeidliches, so wird die Ausübung der Geduld durch Klugheit und Pflicht geboten, außerdem ist sie aber eine tadelnswürdige Unthätigkeit und Schwäche. Wer endlich sehr große unvermeidliche Uebel, auch wenn sie ihm durch die am meisten kränkende Ungerechtigkeit Anderer zugefügt worden sind — er mag sich ihrer erinnern, oder sie als gegenwärtig empfinden, oder als in der Zukunft bevorstehend vorhersehen — mit heiterm Sinne erträgt, und dadurch zu keinem übereilten und tadelnswürdigen Betragen gebracht wird, der übt Gelassenheit in Ansehung derselben aus.

Der Muth ist kein Affect, wofür ihn manche Seelenforscher ausgeben, sondern eine Abwesenheit des Affects der Furcht, und besitzt nicht die Merkmahle, welche den Affecten eigenthümlich sind (§. 168). Freilich kommt er im Gefolge mancher Affecten vor. Ferner kann allerdings die mit einer That verbundene große Gefahr ein Antrieb zu derselben seyn, weil sie

Gelegenheit verschafft, den Muth zu zeigen. Alsdann ist es aber die Ehrbegierde, welche diesen aufruft.

Manche Menschen, die in einigen Dingen äusserst schwach, und ihr Leben für jeden Preis zu erhalten bereit waren, bewiesen in andern einen grossen Muth. Diesen Widerspruch bewirkten ihre Vorstellungen von dem, was für sie entehrend sey.

Wie sehr der Muth auch mit durch Annahme und standhafte Befolgung gewisser Grundsätze gehoben werde, davon liefert die Geschichte Roms einen lehrreichen Beweis. Zu dessen vielen Siegen hat der sehr früh angenommene Grundsatz des Senats, niemals nach einer Niederlage mit dem siegenden Feinde Frieden zu machen, viel beigetragen.

§. 192.

Man hat sich in ältern und neuern Zeiten angelegen seyn lassen, die Naturtriebe des Menschen (§. 188), welche auch ursprüngliche oder Grundtriebe genannt, und von den, durch besondere Veranlassungen und Reize erst entstandenen unterschieden werden, vollständig aufzustellen. Daß nun dem Begehren der Menschen ein Streben danach, Menschen zu seyn und zu bleiben, von der Natur eingeprägt worden sey, ist unläugbar. Allein die Richtungen

dieses Strebens auf besondere Zustände in unserer Person werden durch die vorhandenen Gefühle bestimmt, welche dasselbe aufregen, und die erst unter besondern Bedingungen entwickelt werden. Sollen also mehrere Grundtriebe angenommen werden, so müssen sie nach den wesentlichen Verschiedenheiten an den Gefühlen (welche Verschiedenheiten sich aber nach dem Verhältnisse der Ursachen der Gefühle zur Gefühlsfähigkeit der Menschen richten) bestimmt werden.

Die Stoiker haben sich viele Mühe gegeben, die Grundtriebe, welche sie prima naturae oder principia naturalia nannten, vollständig aufzuzählen, und ihnen gemäß führt solche auch Cicero an, de offic. L. I. cap. 4. Welche Schwierigkeit es aber habe, das Angeborne in den verschiedenen menschlichen Trieben genau anzugeben, hat Cochius in der Preisschrift, Untersuchung über die Neigungen, Berlin 1769. gezeigt.

Auffallende Sonderbarkeiten in den Neigungen, welche bei manchem Menschen vorkommen, und bleibend sind, mithin schon mit zu den Leidenschaften gehören, werden dessen Steckenpferd oder Grille (französisch marotte, englisch whim) genannt. Sie streiten nicht mit den natürlichen Gesetzen des Begehrens, und

sind die Folgen besonderer Umstände, unter welchen das Vermögen der Gefühle in einem Menschen entwickelt ward.

§. 193.

Obgleich die Aeußerungen des Begehrens und Wollens im Menschen sich auf Triebe beziehen, die zur Einrichtung seiner Natur gehören, und denen daher ein fortdauernder Einfluß auf dessen Begehren und Wollen nicht abgesprochen werden kann; so ist doch auch angenommen worden, ihm wohne ein Vermögen bei, durch eigene Macht Entschlüsse zu fassen und sie, wenn keine unüberwindliche Hindernisse entgegenstehen, auszuführen, mithin seiner Thaten Herr zu seyn, und sich dadurch in Ansehung des Wirkens über Alles in der leblosen Natur und in der thierischen Welt zu erheben. Diese Annahme entstand nicht erst durch eine Speculation über das menschliche Wollen, sondern sie ist allgemein verbreitet, und wird schon bei den rohesten Menschen angetroffen (wenn sie auch in ihrer Sprache noch keine Wörter besitzen, um den Unterschied zwischen dem freien und erzwungenen Thun eines Menschen zu bezeichnen), wie aus der Aufnahme des Handelns Anderer erhellet, sobald es auf ihre Person

Einfluß hat. Gleichwohl ist die Rechtfertigung der Behauptung: der Mensch sey mit Freiheit begabt, und in ihm selbst liege ein absoluter Grund seiner Entschließungen etwas zu thun oder zu unterlassen; den größten Schwierigkeiten unterworfen, daher auch der Streit über die Gültigkeit der Annahme eines solchen Grundes, obgleich er die scharfsinnigsten Köpfe beschäftigte, nicht beendigt wurde. Eine Beurtheilung dieses Streites und besonders der metaphysischen Systeme, nach welcher die Freiheit des Wollens nur aus einem Wahne bestehen soll, gehört nicht in die psychische Anthropologie; wohl aber hat sie darüber Auskunft zu geben, wodurch die Ueberzeugung, das menschliche Wollen sey frei, entstand und eine solche Gültigkeit erhielt, daß sie bei keinem, dem Geiste nach gesunden Menschen vertilgt werden konnte, und welchen Einfluß dieselbe auf die Aeußerungen und Entwickelung des geistigen Lebens im Menschen habe.

§. 194.

Diejenige Einrichtung unsers Verstandes, welche zur Aufsuchung der ursachlichen Verbindung der Dinge führt (§. 91), und nach der wir im Leben immer verfahren, sobald der

Verstand über das Entstehen der Veränderungen an den wirklichen Dingen nachdenkt, scheint allerdings die Annahme freier Entschließungen ganz unzulässig zu machen, und den Menschen, wenn er sonst das Entstandene immer auf eine Ursache davon bezieht, in einen Widerspruch mit sich selbst zu verwickeln. Daß dies jedoch nicht der Fall sey, kann deutlich eingesehen werden, sobald das Denken der Freiheit des menschlichen Wollens seinem Inhalte nach genau erwogen wird.

Die mit Absicht angefangene und ausgeführte Handlung eines Menschen ist allerdings nichts Zufälliges, oder etwas, das, nachdem die Absicht darauf vorhanden, und die dadurch bestimmte Kraft thätig war, hätte ausbleiben oder anders beschaffen seyn können, als sie ist. Das Entstehen derselben macht etwas Nothwendiges oder Unausbleibliches aus, wie das Entstehen einer Wirkung durch physische Kräfte.

Die Absicht, etwas zu thun, oder zu unterlassen, muß aber auch, als etwas im Bewußtseyn erst Entstandenes, auf eine Ursache davon bezogen werden. Diese Ursache ist jedoch unser Ich selbst, und die Absicht oder der Entschluß etwas zu thun, wird für das Werk

desselben genommen, wozu es nicht durch etwas von ihm Verschiedenes bestimmt wurde, sondern sich selbst bestimmt hat. Es liegt mit in dem vollen Selbstbewußtseyn (§. 19), daß von unsern Entschließungen das Ich der zureichende und unbedingte Grund sey, und daß ihm daher auch jeder Entschluß und was eine Wirkung davon ausmachte, zugerechnet werden müsse. Wir forschen nicht nach einer von dem Ich noch verschiedenen Ursache des Entstandenseyns eines Entschlusses.

Mit dieser Ueberzeugung streitet jedoch keinesweges die Annahme davon, daß auf die Entschließungen, die jemand faßt, die Umstände, unter denen er sie faßt, die frühern Ereignisse seines Lebens, die gesammte Bildung seiner Kräfte und das Bewußtseyn der durch Thaten schon erprobten Macht der Kräfte Einfluß habe. Allein dieser Einfluß wird nicht wie derjenige gedacht, welchen wir in Ansehung des Verhältnisses einer Natururſache zu der ihr zugeschriebenen Wirkung annehmen. In unserer Sprache bezeichnen wir, was auf das Fassen eines Entschlusses Einfluß gehabt hat, z. B. die eigene Bildung, die vorhergegangenen Rührungen, das Zureden Anderer, durch das Wort **Veranlassung**, und verstehen darunter nur

Anregungen zum Fassen eines Entschlusses, die jedoch die Freiheit des Entschließens nicht aufheben.

In der Lehre von der freien Selbstbestimmung des menschlichen Wollens ist auch nicht enthalten, daß die Fähigkeit zu einer solchen Bestimmung allen Menschen im gleichen Grade beiwohne, und durch Cultur des Geistes und Herzens zu keiner Steigerung gebracht werden könne, wodurch sie einen erweiterten Umfang ihrer Ausübung erhält, mehr Ordnung in die Entschließungen und Bestrebungen eines Menschen hineinbringt, und ihn von der Gewalt der sinnlichen Begierden unabhängiger macht. Wenn aber auch jene Fähigkeit noch nicht zu dieser Erweiterung ihres Wirkens gelangt ist, so findet sie gleichwohl in jedem, dem Geiste nach gesunden Menschen statt, und hat auch, nach vorhergegangenen Veranlassungen dazu, besondere Bestimmungen der Aeußerungen seines geistigen Lebens hervorgebracht *).

In der natürlichen Ueberzeugung des Menschen von der Freiheit seines Wollens liegt es ferner nicht, daß sie sich auf das Enstehen jeder Veränderung in seinem Innern erstrecke, oder in allen Zuständen des Bewußtseyns seiner selbst ausgeübt werden könne. Empfindungen,

Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen aller Art, und das aus gefühlten Bedürfnissen entspringende Verlangen gehören nicht zu demjenigen, dessen Entstehen und Nichtentstehen der Mensch durch seine Freiheit bestimmen könnte. Und das Fürwahrhalten erfolgt gleichfalls nicht nach einem Entschlusse dazu. Aber die Richtung der Aufmerksamkeit auf das äußerlich und innerlich Wahrgenommene, die Aufklärung der Gedanken durch die Aufsuchung ihres Inhaltes, und das Bestreben, die Erkenntnisse von Etwas zu berichtigen und zu erweitern, haben wir in unserer Gewalt und können frei darüber verfügen. Eben so verhält es sich mit der Erzeugung und Ausbildung der Ideen von irgend einer Vollkommenheit und mit der Ausführung der Ideen an irgend einem Stoffe. Alle Erweiterungen und Fortbildungen wissenschaftlicher Erkenntnisse, und alle Erzeugnisse der schönen Kunst durch Hülfe der Talente und des Genies werden daher, der Unentbehrlichkeit dieser Hülfe ungeachtet, auf eine freie Thätigkeit ihrer Uhrheber bezogen, und diesen zum Verdienst gerechnet. Am allgemeinsten ist aber die Freiheit des menschlichen Wollens in denjenigen Entschließungen anerkannt worden, durch deren Ausführung auf andere

Menschen nützlich oder schädlich eingewirkt wird. Daher kommt das Urtheil, daß es gute und böse Menschen gebe, und daß das Gutseyn ein Verdienst, das Bösesehn eine Schuld ausmache, bei allen Menschenstämmen zu allen Zeiten vor. Und die bis zur Begeisterung erhöhete Liebe zum Guten ist auch nie für ein Hinderniß der freien Selbstthätigkeit gehalten, sondern für etwas genommen worden, das der Mensch sich selbst geben und durch eine Absicht darauf unterhalten müsse, wenn es entstehen und wirksam werden soll. Der mit Enthusiasmus für etwas Großes und Edles erfüllte Mensch ist kein Sklave der in ihm vorhandenen Rührungen. Ein Sklave der Begierden wird aber der Mensch, wenn diese leidenschaftliche Stärke erhalten haben. Er vermag alsdann nicht mehr, sich die Befriedigung derselben zu versagen, obgleich er die Schädlichkeit der Befriedigung einsieht, weiß aber auch selbst, daß er dabei ohne freie Selbstbestimmung verfährt.

*) Daß die aus den frühern Ereignissen des Lebens entstandene Bildung eines Menschen, auf dessen Entschließungen großen Einfluß habe, kann allerdings nicht bestritten werden. Aber dieser Einfluß ist kein die Entschließungen allein

bestimmender, und unausbleiblich erzeugender. Denn man zeige doch in Ansehung der §. 124. und §. 164. in den Anmerkungen angeführten Beispiele edler Entschließungen sehr verdorbener und roher Menschen, was im Leben derselben vorhergegangen sey, und diese Entschließungen vorbereitet habe. Wäre ihre frühere Lebensweise der Grund ihres Betragens gewesen, so hätte dieses ein ganz anderes seyn müssen.

§. 195.

Die bisher ihrem Ursprunge und Inhalte nach beschriebene Ueberzeugung des Menschen von der Freiheit seiner Entschließungen gehört eben so mit zu den Grundeinrichtungen seines geistigen Lebens, wie das Selbstbewußtseyn, der Verstand und das körperliche und geistige Gefühl. Die Gestalt und Ausbildung dieses Lebens würde eine ganz andere seyn, wenn jene Ueberzeugung fehlte. Alsdann würde nämlich der Mensch von keinem Unterschiede des Guten und Bösen, des Rechts und Unrechts im menschlichen Handeln wissen, in das Zusammenleben mit Andern nie durch Gesetze eine Ordnung zu bringen versucht haben — denn für die bloß nach Trieben in ihren Begehren sich richtenden Thiere kann keine bürgerliche oder pein-

liche Gesetzgebung aufgestellt werden —, endlich auch jeden Entschluß zu dem, was gemeinnützlich, gut und edel ist, für eine Thorheit halten müssen. Wohin es nämlich führe, wenn religiöse Dogmen die Ueberzeugung schwächen und trüben, daß der Mensch durch die Ausführung seiner Entschließungen Gutes und Heilsames bewirken könne, darüber sind Thatsachen genug vorhanden. Denn man richte doch nur den Blick auf den gegenwärtigen Zustand der in Asien und Afrika vorhandenen mohamedanischen Staaten. Sie sind insgesammt im größten Verfalle und entfernen sich täglich mehr von den Zwecken eines Staates. Der Eifer in der Beobachtung der Vorschriften des Korans hat nämlich bei den Mohamedanern sehr abgenommen; aber der Glaube, daß was auf der Erde vorfällt, und den Menschen trifft, im Himmel vorher bestimmt sey, ist geblieben. Nun wird zwar von ihnen nicht in allen Dingen nach diesem Glauben verfahren, worin danach verfahren werden sollte; denn sie nehmen in Krankheiten zu Aerzten Zuflucht, sollten es auch nur Charlatane seyn, und suchen den Tod dadurch abzuwehren, weil ihr Verstand durch den Glauben an das Vorherbestimmtseyn aller Ereignisse im Leben eines Menschen noch nicht gänzlich

unterdrückt ist. Allein den Uebeln, worunter das Volk seufzt, und welche die fruchtbarsten und bevölkertsten Gegenden in Einöden verwandelt haben, arbeitet niemand entgegen, weil das Bessere, wenn es im Himmel vorherbestimmt ist, schon von selbst und ohne alle menschliche Bemühung kommen wird, wenn es hingegen nicht vorherbestimmt ist, durch keine menschliche Anstrengung hervorgebracht werden kann. Und die pantheistische Lehre, daß die Welt mit allen ihren nach und nach entstehenden Veränderungen eine durch die Natur des Absoluten bestimmte Entwickelung desselben ausmache, würde dieselbe, alle Anstrengung der Kräfte zur Ausführung heilsamer Unternehmungen lähmende Wirkung haben, wenn sie iemals Volksglaube würde.

Kant verlegt die Freiheit in das Ding an sich, obgleich es etwas völlig Unbekanntes ausmacht, und also auch als der Anfangspunct von lauter Nothwendigkeiten in den Erscheinungen des geistigen Lebens gedacht werden kann. Und wenn die Art, wie der Mensch in Ansehung seiner Entschließungen frei ist, genau erwogen wird, so fällt es sogleich in die Augen, daß diese Art nur in einem mit menschlichen Anlagen versehenen und in menschlichen Ver-

hältnissen lebenden Wesen, nicht aber in einem davon verschiedenen Dinge statt finden kann.

In Ansehung des Guten, das iemand ausgeführt hat, läßt er sich's nicht streitig machen, daß er selbst durch einen freien Entschluß der Urheber davon sey. Die begangenen Verbrechen sind aber oft den Eingebungen und dem unwiderstehlichen Antriebe eines bösen Geistes zugeschrieben worden. Die Erklärung hievon ist leicht zu finden.

§. 196.

Die durch freie Entschliessung bestimmte Thätigkeit der Kräfte des Menschen wird eine Handlung genannt; das durch die Handlung Hervorgebrachte aber heißt, wenn es in die Sinne fällt, eine That. So ist der Tod des Ermordeten die That des Mörders, und die Bestimmung seiner Kräfte, wodurch der Mord ausgeführt wurde, dessen Handlung. Jede That setzt eine Handlung voraus, diese hat iedoch nicht immer eine That zur Folge; denn das Handeln kann eine innere Veränderung bleiben, wodurch zum wenigsten nicht sogleich etwas Aeußeres entsteht z. B. wenn nur ein Vorsatz für die Zukunft gefaßt worden ist. Wegen des Ursprunges der Handlungen und

Thaten aus freien Entschließungen können keinem Thiere iene zugeschrieben werden, und dessen Wirken ist ein Erzeugniß aus Trieben, die es sich nicht selbst gegeben hat.

§. 197.

Das Handeln entsteht immer nach Gründen, welche Gefühle ausmachen. Dieser Gründe ist sich der Handelnde entweder nicht deutlich bewußt (und alsdann üben sie meistentheils eine desto größere Gewalt über die Bestimmung der zum Handeln erfoderlichen Thätigkeit der Kräfte aus), oder er besitzt ein deutliches Bewußtseyn derselben. Die das Wollen bestimmenden Gefühle werden, in Rücksicht einer wichtigen Verschiedenheit an ihrer Beschaffenheit, in Antriebe und Beweggründe eingetheilt. Antriebe sind alle Bestimmungsgründe zur Anwendung unserer Kräfte, die aus den natürlichen Trieben des Menschen stammen, also aus dem Triebe der Selbsterhaltung und des Geschlechts, aber auch aus dem nach Ehre, Ansehen und Macht über andere Menschen. Und die lebhaften Regungen des Mitgefühls können gleichfalls Antriebe werden. Daher lassen sich die Antriebe wieder in Anreizungen und Triebfedern eintheilen. Jene bestehen aus denienigen

sinnlichen Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten, wodurch iemand zum Handeln bestimmt wird. Unter Triebfedern werden aber die Regungen des Verlangens nach Ehre, Ansehen und Macht verstanden, wenn sie auf die Ausübung der Kräfte Einfluß haben. Zu den Beweggründen hingegen gehören die Ideen von einer Vollkommenheit nach Urtheilen des Verstandes und der Vernunft, wenn sie das Wollen bestimmen, und auch der Abscheu vor dem Bösen und Schlechten, welches das Gegentheil von iener Vollkommenheit ausmacht. Daß die Idee vom Guten und der Abscheu vor dem Bösen die Kräfte in Thätigkeit versetzen, um ienes hervorzubringen und dieses zu verhindern, ist das Werk der menschlichen Freiheit, und davon liegt der unbedingte Grund in unserm Ich. Das Erzeugniß davon sind die Entschließungen *).

*) Zu den in den Anmerkungen des 124sten und des 164sten §. angeführten edlen Thaten roher Menschen, waren in diesen Menschen keine Antriebe vorhanden, sondern nur Beweggründe, durch deren Einfluß auf ihre Kräfte die Thaten entstanden, und die Antriebe zu einem entgegengesetzten Betragen überwunden wurden.

Fünfter Abschnitt.

Von den Leidenschaften und dem Charakter.

§. 198.

Die erste Aeußerung des menschlichen Begehrens ist ein Streben nach einem Zustande der eigenen Person ohne deutliche Erkenntniß von diesem Zustande und der nöthigen Mittel, um dazu zu gelangen. Hat aber das Begehren Befriedigung erhalten, so entsteht eine Erkenntniß von dem Zustande, und von den Mitteln, ihn zu erreichen. Das durch diese Erkenntniß erregte Begehren sinnlicher Güter, wird eine Begierde genannt. Ist die Begierde auf etwas in der Zukunft erst Erreichbares gerichtet, und findet dabei ein starker Grad von Unlust darüber statt, daß man den begehrten Gegenstand noch entbehren muß, so heißt sie ein Verlangen, und wenn dieses heftig ist, ein Sehnen. Das, durch öftere Befriedigung einer Begierde zur Gewohnheit gewordene Begehren macht eine Neigung aus, wovon der Hang ein stärkerer Grad ist.

§. 199.

Die aus öfterer Befriedigung oder Gewohnheit entspringende große Stärke der Begierden wird Leidenschaft genannt, deren wesentliche Merkmahle folgende sind.

I. Leidenschaften entspringen erst nach und nach, und werden durch jede Befriedigung noch verstärkt.

II. Da einer Leidenschaft Vorstellungen von dem persönlichen Zustande, worauf sie als ein bestimmtes Begehren gerichtet ist, zu Grunde liegen, diese Vorstellungen aber deßwegen, weil die Begierde erst durch öftere Befriedigung eine Leidenschaft geworden ist, sehr oft im Bewußtseyn vorgekommen sind; so erhalten sie dadurch eine große Geläufigkeit, und vermittelst ihrer Verbindung mit affectartigen Gefühlen, die in jeder Leidenschaft mit statt finden, eine eigene Lebhaftigkeit, worin dieselben den so genannten fixen Vorstellungen der Wahnsinnigen ähnlich sind. Leidenschaften erzeugen daher eine beständige Richtung der Aufmerksamkeit auf eine gewisse Art von Dingen, und werden durch Alles, was mit den Vorstellungen von diesen Dingen nach den Gesetzen der Ideen-Association in Verbindung steht, aufgeregt und zur Aeußerung gebracht.

III. In der Leidenschaft trachtet der Mensch nach dem, von einer heftigen Begierde vorgeschriebenen Zwecke. Dieses Trachten erfodert Nachdenken über die zur Erreichung des Zweckes tauglichen Mittel, und ein solches Nachdenken kann bei den Leidenschaften im vorzüglichen Grade vorkommen. Gleichwohl sagt man mit Recht, daß jede Leidenschaft den Menschen blind mache. Das natürliche Bestreben des Menschen ist nämlich nicht, durch die Befriedigung einer einzigen Art von Begierden, sondern durch die Befriedigung aller Arten, welche in ihm statt finden, sein Wohlseyn zu befördern. Er will z. B. nicht bloß angenehm essen und trinken, sondern auch von Andern geliebt und geehrt seyn. Die Leidenschaft reißt ihn aber zum Genusse einer einzigen Art des Vergnügens fort, und macht denselben dadurch der andern Annehmlichkeiten des Lebens verlustig, oder sie treibt ihn an, einem einzigen Theile seines Wohlseyns alle übrige Theile aufzuopfern. Er büßt dadurch seine Willkür (§. 184) ein, oder kann das Bessere nicht mehr dem weniger Guten vorziehen; ja, er kennt oft den Nachtheil, welchen die Befriedigung der leidenschaftlichen Begierde ihm zuzieht,

und ist doch nicht im Stande, sich die Befriedigung zu versagen.

IV. Wegen des Verlustes der Willkür durch die Leidenschaften ist es auch unmöglich, während derselben einen freien Entschluß zu fassen, oder dem Bewußtseyn der Pflicht einen die leidenschaftliche Begierde überwiegenden Einfluß auf das Handeln zu verschaffen. Sie führen daher nach und nach leicht zu den größten Schandthaten.

V. Jede Leidenschaft hat wegen der Verbindung mit lebhaften Gefühlen einen bestimmten Ausdruck im Körper durch Geberden und Mienen, und auch einen besondern Ton in der Sprache. Vorzüglich ist es der Blick im Auge, welcher sie verräth (§. 43).

Leidenschaften müssen von heftigen Begierden, die bei rohen Menschen schnell entstehen und mit unwiderstehlicher Heftigkeit ausbrechen, unterschieden werden. Den Wirkungen nach sind aber diese Begierden den Leidenschaften gleich.

Daß den leidenschaftlichen Begierden durch Verstand und Vernunft kein Widerstand gethan werden kann, setzt ein besonderes Triebwerk im Menschen voraus, wodurch er zu Allem gezwungen wird, was er in der Leidenschaft ausführt. Auf dieses Triebwerk haben dessen Individualität, der Grad der ihm zu Theil ge-

wordenen Bildung, auch der Charakter des Volkes, welchem er angehört, und der Geist der Zeit, worin er lebt, Einfluß und geben dem Triebwerke eine besondere Beschaffenheit.

§. 200.

Jede leidenschaftliche Begierde ist wieder verschiedener Grade der Heftigkeit und Dauer fähig. Die heftigste, meistentheils bald vorübergehende Aeußerung wird durch das Wort **Wuth** bezeichnet; sieht man aber auf die anhaltende Dauer einer Leidenschaft, so braucht man, wegen ihrer Wirkungen, das Wort **Sucht**.

§. 201.

Die an den Leidenschaften vorkommenden inneren Unterschiede, sind die Gründe zu den Eintheilungen derselben.

Die Eintheilung in begehrende und verabscheuende Leidenschaften bezieht sich auf den allgemeinen Unterschied an den Aeußerungen des Begehrens (§. 181). In jeder begehrenden Leidenschaft liegt aber zugleich der Grund zu einer, die Nichtbefriedigung derselben verabscheuenden, welche sich daher sogleich in ihrer ganzen Stärke äußert, nachdem der Mangel

des leidenschaftlich begehrten Gutes erkannt worden ist; die verabscheuenden hingegen enthalten nicht auch zugleich den Grund einer begehrenden.

Einen wichtigern Eintheilungsgrund der Leidenschaften liefert derjenige Unterschied an denselben, nach welchem manche, solche Bedürfnisse der sinnlichen Selbstliebe betreffen, die keine Beziehung auf die Verhältnisse haben, worein die Natur Menschen zu einander versetzt hat, andere hingegen auf eine Angemessenheit dieser Verhältnisse in Rücksicht unserer Person zu der sinnlichen Selbstliebe gehen. Jener, und ihrer Befriedigung, ist daher der Mensch auch in der Trennung von seines Gleichen fähig. Diese aber entstehen allererst in der gesellschaftlichen Verbindung, erhalten durch die Ausbildung derselben Nahrung und mannichfaltige Bestimmungen, und veranlassen ganz vorzüglich Ungerechtigkeiten gegen Andere. Auch gelangen sie weit leichter, als die zuerst angeführten, zum höchsten Grade der Stärke, wovon der Grund der ist, daß auf die leidenschaftliche Begierde nach vortheilhaften Verhältnissen zu andern Menschen, sowohl der, zukünftige Vortheile und Nachtheile im Voraus berechnende Verstand, als auch die, alle Güter

und Uebel, welche iene Verhältnisse hervorbringen können, ins Unermeßliche vergrößernde Einbildungskraft weit mehr Einfluß haben kann, als auf die Leidenschaften der auf die Verhältnisse, worin Menschen zu einander stehen, keine Beziehung habenden Selbstliebe. Durch die Befriedigung dieser wird überdies, wenn sie begehrender Art sind, die Empfänglichkeit für die dabei empfundene Lust auf einige Zeit, oder gar auf immer geschwächt.

Davon kann endlich auch noch ein Grund der Eintheilung der Leidenschaften hergenommen werden, daß die Güter und Uebel, worauf sie gehen, dergleichen entweder bloß durch ihre Affection der Sinnlichkeit, oder nach dem Urtheile des Verstandes ausmachen.

Jede auf unser sinnliches Wohlseyn gerichtete Begierde kann durch öftere Befriedigung, auch wenn diese anfänglich untadelhaft und unschädlich war, eine leidenschaftliche Stärke erhalten. In der nunmehr folgenden Anzeige der Leidenschaften sind nur dieienigen, ihren wichtigsten Beschaffenheiten nach, angegeben worden, welche am öftersten vorkommen, und auf die Menschenwelt den meisten Einfluß gehabt haben.

§. 202.

Zu den leidenschaftlichen Aeusserungen derjenigen sinnlichen Selbstliebe, welche sich nicht auf die Verhältnisse der Menschen zu einander bezieht, gehören die Genußsucht, die Vergnügungssucht und die, auf die Mittel der Befriedigung beider gerichtete Habsucht.

§. 203.

Die Genußsucht strebt nach denjenigen angenehmen Gefühlen, welche durch die Wirksamkeit der äußern Sinne, oder durch eine erhöhete Wirksamkeit der Einbildungskraft erhalten werden. Besondere Arten derselben sind die Eßsucht, Trunksucht und die Wollüstigkeit. Die Eßsucht ist auf die angenehmen Gefühle gerichtet, welche mit dem Genusse der Nahrungsmittel verbunden sind, und äußert sich auf verschiedene Art. Denn manchmal sucht sie nur durch die Menge des Essens und Trinkens, manchmal hingegen durch den starken Gaumenkitzel, welchen der Genuß gewisser Dinge hervorbringt, Befriedigung. Der Trunksucht liegt aber die Begierde nach denjenigen angenehmen Gefühlen zu Grunde, welche durch die Erhöhung des Spiels der Einbildungskraft vermittelst berauschender Getränke, und anderer

Dinge von ähnlicher Wirkung, hervorgebracht werden (§. 65), daher auch das Gefühl der Mühseligkeit des Lebens so viele Veranlassung zum Entstehen dieser Leidenschaft enthält. Die Wollüstigkeit endlich strebt nach demjenigen Genusse, welchen die Befriedigung des Geschlechtstriebes hervorbringt.

Die eben angezeigten Leidenschaften, welchen der Mensch sowohl im Zustande der Rohheit, als auch im Zustande einer Verfeinerung der genießenden Sinnlichkeit ergeben ist, haben insgesammt den nachtheiligsten Einfluß auf Geist und Körper, und sind für beide zerstörend. Sie schwächen nämlich den Körper, zerrütten die Gesundheit, haben scheusliche Krankheiten zur Folge oder erzeugen doch die Anlagen zu solchen Krankheiten, stumpfen den Geist ab, machen die Sinne, die Einbildungskraft, das Gedächtniß und den Verstand in eben dem Grade unfähiger zu den ihnen zukommenden Verrichtungen, in welchem dieselben durch öftere Befriedigung den Körper entkräften, erniedrigen den Menschen zum Sklaven sinnlicher Lüste, deren Reizen er nicht zu widerstehen vermag, wenn er gleich den, aus ihrer Befriedigung entstehenden Verlust seiner Gesundheit, Ehre und seines Wohlstandes mit Gewißheit vorhersieht, ersticken

alle Gefühle für die Bestimmung des Menschen, mehr als ein genießendes Thier zu seyn, und haben endlich oftmals Blödsinn und Verrücktheit hervorgebracht.

Welche Verheerungen die Genußsucht in der menschlichen Natur anrichte, und in welchem Grade dadurch alle dieser Natur verliehene Kräfte schwinden, bezeuget der Untergang derjenigen Staaten, worin sie herrschend wurde. Unter diesen Staaten steht der römische Staat als ein vorzüglich warnendes Beispiel in der Geschichte da. Ihn hat eigentlich nicht die starke Hand der Barbaren, welche denselben angriffen, zertrümmert (denn als diese darein eindrangen, waren ihnen die Römer durch die Kriegskunst noch sehr überlegen), sondern die Ueppigkeit und Wollüstigkeit dem Untergange zugeführt. Durch beide wurden zunächst die Geschlechter in der Hauptstadt verweichlicht, nach und nach aber auch die Einwohner in den Provinzen, und die Auflösung desselben würde erfolgt seyn, wenn gleich die Barbaren ihn nicht angefallen hätten.

Große Eßlust und Gefräßigkeit hat der, in manchen Gegenden oft eintretende Mangel guter Nahrungsmittel mit veranlaßt, daher sie bei den Einwohnern solcher Länder, wo besonders das Pflanzenreich wohlschmeckende Nahrungsmittel in zureichender Menge für die Einwohner liefert, nicht angetroffen werden.

Der Hang zu ausschweifender und unnatürlicher Befriedigung des Geschlechtstriebes wird auch schon bei rohen Menschenstämmen, oder bei den so genannten, und wegen der vorgeblichen Einfachheit ihrer Sitten häufig gerühmten Söhnen der Natur sehr ausgebreitet angetroffen. Denn die abscheulichen Erriov = Gesellschaften auf den Südsee-Inseln, und die Knabenschänderei bei den rohen Einwohnern der Insel Unalaska, sind nicht die einzigen Beweise des Daseyns jenes Hanges.

Manche Menschen, die Unternehmungen, welche große und anhaltende Anstrengung des Geistes und Körpers erfodern, ausgeführt haben, fröhnten, wenn die Umstände es erlaubten, einer ausschweifenden Genußsucht. Hieraus folgt aber nicht, daß diese von keinen nachtheiligen Folgen sey, sondern nur, daß die Manchem beiwohnende Fülle von Kraft groß genug war, um die Folgen überwinden zu können.

§. 204.

Der Trieb nach Vergnügen äußert sich schon in der frühesten Kindheit, und ohne denselben würden viele menschliche Kräfte unentwickelt bleiben. Er hat auf die verschiedenartigsten Gegenstände die Richtung erhalten, und diese Richtung wird eben sowohl durch die Roheit und Cultur des Menschen, als durch die

Umstände bestimmt, unter welchen er lebt. Inzwischen machen doch die Vergnügungen, welche mit dem Spielen und Tanzen, mit gewissen Bildern der Einbildungskraft, endlich mit der Erkenntniß des Neuen verbunden sind, diejenigen aus, welchen der Mensch am meisten nachgeht. Auf die Erfindung der Gesellschafts- und Glücksspiele ist viel Nachdenken verwendet, und es sind deren mehrere Hunderte ersonnen worden. Die Neugierde ist aber auch sehr heftig, und der Mensch hat sich oft großen Gefahren ausgesetzt, um dieselbe zu befriedigen.

So unschädlich nun auch der Genuß mancher Vergnügungen seyn mag, und obgleich viele davon zugleich nützliche Uebungen der Kräfte des Geistes und Körpers enthalten, so bringt doch die leidenschaftliche Begierde danach, durch die Einschränkung der Macht des Verstandes und der Vernunft, welche sie bewirkt, große Nachtheile hervor. Besonders gilt dies von der leidenschaftlichen Begierde nach den Vergnügungen des Spiels, von welchen die mit den Glücksspielen verbundenen den stärksten Reiz für rohe und civilisirte, für schwache und kraftvolle Menschen hatten. Dieser Reiz entspringt nicht immer daraus, daß dergleichen Spiele ein Mittel ausmachen, die Gewinnsucht zu be-

friedigen, die Umstände zu verbessern, und zu gewünschten Genüssen zu gelangen, oder die Langeweile ohne die geringste Anstrengung zu vertreiben, sondern wird auch durch den damit verbundenen beständigen Wechsel großer Furcht und Hoffnung, oder dadurch, daß dabei viel gewagt werden muß, hervorgebracht. Oft artete die Spielsucht in eine Raserei aus, die nicht nur Alles, was sonst für den Menschen einen großen Werth hat, dem Vergnügen des Spiels aufopferte, sondern auch die Gefühle gegen den Gatten und die Kinder erstickte, und jeder Niederträchtigkeit fähig machte, sobald sie zur Befriedigung der Raserei dienlich schien. Von derselben ist noch niemand wieder frei geworden.

Viele Vergnügungen werden in der Gesellschaft mit andern Menschen genossen, und der Genuß derselben wird dadurch noch erhöhet; mit mehreren steht sogar öftmals eine Absicht auf die Hervorbringung einer uns günstigen Vorstellung und Gesinnung bei Andern in Verbindung, z. B. mit dem Tanzen. Aber der Hauptgrund der Begierde nach Vergnügungen liegt doch nicht in dem besondern Verhältnisse, worin Menschen, als solche, zu einander stehen, und in dem Verlangen, dieses Verhältniß vortheilhaft für uns zu machen. Auch kann man

getrennt von seines Gleichen sich auf verschiedene Art vergnügen.

§. 205.

Der Besitz und ausschließliche Gebrauch mancher äußerer, d. i. von unserm Körper verschiedener Sachen, ist zur Erhaltung unsers Daseyns, so wie auch zur Erlangung gewisser Vergnügungen erfoderlich. Die durch Erfahrung erworbene Erkenntniß hievon, führte auf die Begierde nach einem Eigenthume. Diese wird daher bei allen Menschenstämmen angetroffen, ist aber erst durch die Seltenheit der zur Selbsterhaltung nöthigen Mittel und durch die Vermehrung der Arbeit, welche angewendet werden muß, um die Mittel zu erlangen und zum Gebrauche tauglich zu machen, ferner durch die Zunahme der Begierde nach mannichfaltigen, oft sehr kostbaren Genüssen, und daher in der bürgerlichen Gesellschaft verstärkt und auf mancherlei Gegenstände ausgedehnt worden. Die leidenschaftliche Begierde nach dem Besitze solcher äußerer Dinge, welche Mittel des Wohllebens sind, ist die Habsucht. Sie äußert sich auf doppelte Art, nämlich entweder dadurch, daß man den Besitz jener Dinge sich erst zu verschaffen, oder daß man ihn, wenn er bereits

statt findet, zu erhalten sucht. Im ersten Falle wird sie Erwerbsucht, im zweiten Sparsucht (Kargheit) genannt. Beide sind nicht immer vereinigt vorhanden, und mancher Habsüchtige verbraucht sehr schnell zum Wohlleben und zur Befriedigung seiner Begierden, was er erworben hat, oder ist zugleich ein Verschwender.

Nachdem das Geld Stellvertreter des Werthes äußerer Sachen geworden war, hat die Habsucht darauf eine vorzügliche Richtung erhalten, und sich in Geldgier verwandelt, die, wenn sie sich eines Menschen bemächtiget hatte, ihn auch dann noch nicht verließ, wenn wegen der vorhandenen Umstände gar keine Möglichkeit der Benutzung des Geldes zur Befriedigung der Bedürfnisse statt fand. Die Sorge für das gute Auskommen in der Zukunft, welche durch die bemerkte Abnahme der Kräfte im Alter vermehrt wird, und daß dasjenige aus bloßer Gewohnheit noch fortgesetzt wird, was man lange Zeit hindurch nach Absicht gethan hat, giebt darüber Auskunft, warum der Geiz so oft in derjenigen Zeit des Lebens zunimmt, worin die Fähigkeit zu Genüssen abnimmt. Uebrigens ist diese, durch einen besondern Blick sich äußerlich sehr bestimmt ver-

kündigende Leidenschaft etwas Widersinniges. Denn was bloß in so fern einen Werth hat, als es zum Mittel des Genusses dient, dem legt der Geizhals einen unbedingten Werth bei, und macht sich dadurch zum Sklaven von leblosen Dingen, deren Herr er doch seyn will. Auch ist kein Fall bekannt, daß jemand von dieser Leidenschaft geheilt worden sey.

Oft veranlaßt die Habsucht das Bestreben, Andere auf alle mögliche Art zu bevortheilen und zu betrügen, und führt alsdann auch zum Stehlen. Dieses wird jedoch noch durch Genußsucht, Arbeitsscheu und gegenwärtige Noth veranlaßt. Mancher übte es aber auch aus, um derjenigen Freude theilhaftig zu werden, welche mit dem Gelingen einer List verbunden ist. Da nun dasselbe in dieser Absicht oft sehr früh von Einigen getrieben ward, und der Hang dazu mit unwiderstehlicher Macht wirkte (die er aber erst durch öftere Befriedigung erhielt), so hat man es aus einer ihnen angebornen Begierde danach abgeleitet.

§. 206.

Die auf die Gesinnungen anderer Menschen gegen uns sich beziehenden Leidenschaften sind die Freiheitssucht, der Stolz und Hoch-

muth, die Ehrsucht, Herrschsucht, leidenschaftliche Liebe und der leidenschaftliche Haß.

§. 207.

Unabhängigkeit in Ansehung des Gebrauches unserer Kräfte von der nöthigenden Willkür anderer Menschen, ist äußere Freiheit. Es gehört zur eigenthümlichen Einrichtung des Menschen, daß er neben demjenigen Triebe, welcher ihn dazu bestimmt, mit Andern in gesellschaftliche Verbindung zu treten, und sich eine Abhängigkeit von ihnen gefallen zu lassen, noch einen Trieb besitzt, der jenen einschränkt und auf die Bewirkung menschlicher Selbstständigkeit gerichtet ist. Das Kind äußert ihn von der ersten Zeit des Lebens an, und wird böse, wenn Erwachsene es an der Befriedigung seines Begehrens hindern. Derselbe dauert auch das ganze Leben hindurch bei rohen und cultivirten Menschen fort, und seine Befriedigung wird als ein unentbehrlicher Bestandtheil des Wohlseyns von ihnen angesehen. Die naturwidrige Bereitwilligkeit zu unumschränkter Unterwerfung unter den Willen eines Andern, wodurch der Mensch eigentlich die bessere Hälfte von seinem Selbst einbüßt, hat nur erst durch besondere Mittel,

deren Gebrauch Jahrhunderte hindurch fortgesetzt werden mußte, hervorgebracht werden können. Uebrigens geht aber der Freiheitstrieb nicht nach einer ganz vollendeten Unabhängigkeit von Andern aus, und diese könnte auch nur dadurch erreicht werden, daß der Mensch aus aller Verbindung mit seines Gleichen träte, weil er, um darin bleiben zu können, sich doch immer in einigen Stücken nach Andern bequemen muß; sondern es sind gemeiniglich nur einige Arten von Handlungen, in Ansehung welcher derselbe sein eigener unbeschränkter Herr seyn will, und diese Handlungen werden theils durch die Stärke der Begierden, worauf sie sich beziehen, theils durch die persönliche Besonderheit eines Menschen bestimmt.

Der Freiheitstrieb ist ein der Herrschsucht entgegengesetzter Damm, ohne welchen diese aus den Menschen gehorsame Thiere gemacht haben würde. Vorzüglich war die Freiheit in Ansehung des bürgerlichen Lebens und der Aeußerung des Gewissens von jeher dem Menschen theuer, und ihr Werth galt ihm oft dem seines Lebens gleich, daher er auch dieses wagte, um jene zu erwerben, oder, wenn sie ihm geraubt worden war, wieder zu gewinnen. Allein der Freiheitstrieb hat oft auch den Charakter

der Leidenschaft angenommen, einen blinden Abscheu gegen alle Einschränkung des Willens durch Gesetze, welche die Vernunft vorschreibt, oder die Klugheit zu befolgen anräth, hervorgebracht. In dieser Gestalt kommt er z. B. bei dem Wilden vor, welcher das unsichere Leben in äußerer Gesetzlosigkeit, an welche er gewöhnt ist, dem weit sicherern vermittelst des Schutzes durch bürgerliche Gesetze verzieht, und die Annehmlichkeiten, welche dieses gewährt, zwar wohl begreift, dennoch nur in jenem sich glücklich fühlt. Aehnlich der eben beschriebenen Freiheitssucht ist diejenige, welche manchen in bürgerlicher Gesellschaft Lebenden bestimmt, an Geschäften für die Zwecke des Staats, wenn auch die Geschäfte seinen Neigungen und Fähigkeiten angemessen sind, keinen Antheil zu nehmen, weil dabei Gehorsam gegen die Vorschrift eines Obern, welchen Gehorsam er für einen Verlust aller Selbstständigkeit hält, nothwendig ist. Um daher diesem Uebel, das vielleicht nur im Anfange des Eintritts in den Kreis öffentlicher Geschäfte und als Vorbereitung hierauf statt findet, zu entgehen, verschmähet er es, den Weg einzuschlagen, auf dem man zu einer nützlichen und ehrenvollen Thätigkeit im Staate gelangt. Schrecklich wirkte aber die Freiheits-

sucht, wenn ihr verworrene und schwärmerische Ideen von Freiheit und Gleichheit der Bürger im Staate zu Grunde lagen, und wenn die Anwendung und Ausführung dieser Ideen durch die Selbstsucht geleitet ward. Sie trat alsdann die heiligsten Rechte des Menschen mit Füßen, errichtete für die bürgerliche und häusliche Tugend Schafotte, entzügelte die Leidenschaften, um die Bürger des Genusses der Freiheit theilhaftig zu machen, und gab dadurch den Staat äußern Feinden Preis, oder begünstigte die Plane eines schlauen nach Herrschaft trachtenden Bösewichts, sich denselben unterwürfig zu machen.

§. 208.

Hochsinn, Stolz und Hochmuth sind Zustände des Begehrens, wozu der Grund in der Vorstellung eines Menschen von der Größe und Seltenheit seiner persönlichen Vorzüge vor Andern liegt. Ist diese Vorstellung der Wahrheit gemäß, und entsteht keine affectartige Unlust, wenn sie von Andern berichtiget, oder derselben durch ihr Betragen nicht entsprochen wird, entspringt endlich daraus das Bestreben, die erworbenen Vorzüge zu erhalten, zu vermehren, und ihrer durch keine erniedrigende Handlung

verlustig zu werden; so ist dies Hochsinn, welcher auch edler und gerechter Stolz genannt wird. Liegen den Vorstellungen von den persönlichen Vorzügen zwar wahre Vollkommenheiten mit zu Grunde, werden diese aber für größer gehalten, als sie wirklich sind, oder werden darauf übertriebene Ansprüche auf die Achtung Anderer gegründet, und giebt man die zu hohe Meinung von seiner Person durch äußere Handlungen (wozu vorzüglich der Prunk gehört) zu erkennen, damit Andere dadurch bestimmt werden, sich im Vergleich mit uns gering zu achten, so ist dies Stolz. Sind es endlich nur solche Beschaffenheiten, welche eigentlich gar keine Vollkommenheiten der menschlichen Natur ausmachen, worauf man sich etwas einbildet, oder legt man sich Vollkommenheiten bei, die gänzlich fehlen, und werden nicht nur diese Einbildungen von sich selbst durch ein Betragen zu erkennen gegeben, welches gegen Andere Geringschätzung ausdruckt, sondern verlangt man auch, daß diese eine Achtung gegen uns durch Wegwerfung ihrer selbst an den Tag legen sollen, und ergrimmt man endlich darüber, daß sie eine solche Achtung verweigern, oder gar wegen der Einbildung von ihren Vollkom-

menheiten mit Geringschätzung auf uns herab- sehen, so macht dies Hochmuth aus.

Stolz und Hochmuth verderben den Menschen in sittlicher Rücksicht, und sind überdies noch Thorheiten. Zwar muß man wohl vom Stolze gestehen, daß er von schlechten Handlungen und dem niedrigen, eine kleinliche Denkart ausdruckenden Betragen abhalte, auch oftmals ein Antrieb zur Vollendung wichtiger und schwieriger Unternehmungen gewesen sey. Allein derselbe hindert daran, theils erlaubte und anständige Mittel zur Erreichung pflichtmäßiger Zwecke zu gebrauchen, weil sie dem Stolzen eine Erniedrigung seiner selbst zu enthalten scheinen, theils die schon erworbenen Vollkommenheiten noch zu vermehren, und arbeitet seinem Zwecke entgegen, indem die Zumuthung, daß sich Andere im Vergleich mit uns geringschätzen sollen, diese bestimmt, unsern Anmaßungen einen desto größern Widerstand zu thun. Noch weit verderblicher aber ist der Hochmuth, der, weil er sich auf lauter eingebildete Vorzüge stützt (z. B. auf Putz oder neue Kleider), den Menschen der schlechtesten Handlungen fähig macht, sobald er glaubt, daß sie ihm in den Augen Anderer ein Ansehen von Größe geben können. Eben daher fodert der Hochmüthige

auch, daß sich Andere von ihm zu jeder Niederträchtigkeit gebrauchen lassen sollen. Er würde aber diese Foderung nicht thun, wenn er nicht eines niederträchtigen Betragens fähig wäre, wozu er auch immer zur Verbesserung seines Zustandes Zuflucht nimmt, sobald ihm das Glück den Rücken zugekehrt hat. Da ferner die persönliche Größe, welche sich der Hochmüthige beilegt, auf bloßen Einbildungen beruhet, und da er gemeiniglich auch durch solche Mittel Andere von seiner Größe überzeugen will, welche den Mangel derselben verrathen, so wird er dadurch bei Andern lächerlich, dagegen der Stolz nur verhaßt macht. Endlich ist der Hochmuth zugleich in so fern eine Thorheit, als er eigentlich danach strebt, über Andere den Herrn zu spielen, und doch deren Werkzeug zu allen ihren Absichten wird, sobald sie es nur verstehen, durch eine scheinbare Erniedrigung ihm Befriedigung zu gewähren.

Demuth ist es, wenn man sich wegen des Bewußtseyns seiner Unvollkommenheiten im Vergleich mit Andern gering schätzt, und dies durch Handlungen äußert. Es giebt jedoch auch eine übertriebene und sich selbst wegwerfende Demuth, welche Kriecherei genannt wird. Oft waren Kriecherei und heuchlerische äußere

Demuth das Mittel, wodurch die Befriedigung des Hochmuthes gesucht ward. Mancher erniedrigte sich in der Lebensweise bis zu den Thieren, um den Ruf eines Heiligen zu erwerben. Dies würde jedoch nie geschehen seyn, wenn es nicht einen Unverstand gäbe, der eine solche Erniedrigung bewunderte.

§. 209.

Die Ehre eines Menschen ist in der Aeußerung der Ueberzeugung Anderer von dessen Vollkommenheiten enthalten, und macht gleichsam einen ihn umgebenden Heiligenschein aus, dessen Strahlen aber nicht von demselben, sondern von Andern ausgehen und sich um ihn nur vereinigen. Das Mittel der Aeußerung sind Worte (Lob) oder besondere Handlungen (Ehrenbezeigungen). Weit ausgebreitete Ehre heißt Ruhm. Der nach dem Tode eines Menschen noch fortdauernde Ruhm ist Nachruhm. Der Ausdruck der übeln Meinung, die man von jemand hegt, ist Tadel, oder eine, Verachtung anzeigende Behandlung desselben. Wer schlechter Eigenschaften wegen im Leben und noch nach dem Tode weit und breit bekannt ist, heißt berüchtigt.

Es gehört zu den ursprünglichen Einrichtungen der menschlichen Natur, daß Lob und

Ehrenbezeigungen, die uns ertheilt werden, ein angenehmes Gefühl, Tadel und Verachtung hingegen ein unangenehmes erzeugen. Allerdings verbinden sich aber mit diesem Grunde, warum Ehre gefällt, doch andere Gründe, und verstärken das Verlangen danach. Vermittelst der guten Meinung, welche Andere von uns hegen, können wir nämlich bei ihnen viel ausrichten, und sie unsern Absichten günstig machen. Ferner wird dadurch die eigene Vorstellung von unsern persönlichen Vorzügen bewahrheitet und verstärkt, und es gehört eine seltene Stärke der Seele dazu, durch den allgemeinen Tadel Anderer in dem eigenen günstigen Urtheile über unsere Person nicht irre und wankend gemacht zu werden. Daß iedoch diese Gründe des Strebens nach Ehre nicht die alleinigen ausmachen, beweiset der Werth, welchen der Nachruhm in den Augen so vieler Menschen besitzt, und man kann der Wahrheit gemäß sagen, daß in den Regungen des Ehrgefühls der Anfang einer Erhebung des Menschen über den groben sinnlichen Eigennutz enthalten sey.

Die Vorstellungen von den Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten eines Menschen richteten sich immer nach den Bedürfnissen,

Sitten und der Aufklärung der Völker. Jede Veränderung hierin brachte daher eine Veränderung in jenen Vorstellungen hervor. Aus demselben Grunde verfiel aber auch die Ehrbegierde auf den Gebrauch sehr verschiedener, und in Ansehung ihrer innern Beschaffenheiten einander oft entgegengesetzter Mittel, um Befriedigung zu erhalten. Manchmal ward die Wahl dieser Mittel auf eine, ihren Gründen nach lächerliche oder gar abscheuliche Art bestimmt. Und in den Beweisen der Achtung gegen eine verehrte Person herrscht gleichfalls bei mehreren Völkern große Verschiedenheit. In dieser Rücksicht war es leicht, die Ehre für einen Tand, oder für ein bloßes Nichts auszugeben. Gleichwohl wurde hiedurch die Begierde danach nicht vermindert, und blieb eine der mächtigsten Triebfedern in der menschlichen Natur, die, wenn sie auf etwas wahrhaft Ehrwürdiges die Richtung erhielt, Gutes und Großes in der Menschenwelt bewirkte, und vor manchen andern Triebfedern des Handelns dies voraus hat, daß sie weit anhaltender, als diese wirksam bleibt, und das ganze Leben des Menschen umfaßt. Sie hatte zu allen Zeiten großen Antheil an den Entschließungen zu gemeinnützigen Unternehmungen und zu wichtigen Werken

in der Kunst und Wissenschaft und an der Ausführung dieser Entschließungen, beförderte das Anständige in dem Umgange der Menschen mit einander, gab guten Gesetzen Einfluß auf's Handeln und setzte der Gewalt der Machthaber etwas Unüberwindliches entgegen; auch schränkte sie die, alle Kräfte so sehr lähmende Furcht ein, um nicht durch deren Aeußerung die Verachtung Anderer zu veranlassen, und hielt aus eben dem Grunde die Ausbrüche heftiger Neigungen zu groben Ausschweifungen und Verbrechen zurück. Kein Mensch darf daher, als aller Verbesserung unfähig aufgegeben werden, wenn in ihm noch Ehrgefühl vorhanden ist, und der letzte Rest hievon nicht durch das Prangerstehen, Brandmarken und andere Strafen dieser Art, die den Menschen immer noch verworfener machen, als er schon ist, vertilgt worden war. Dasjenige Volk aber, welches den Angriffen auf die Nationalehre mit geduldiger Ergebung in seine Schande zusieht, eilt mit unaufhaltbaren Schritten dem Untergange zu.

Das Bestreben, Ehre zu erlangen, oder die schon erlangte Ehre zu erhalten, heißt, wenn es mit der durch Klugheit und Pflicht vorgeschriebenen Mäßigung statt findet, **Ehrliebe.**

Geht diese darauf aus, durch neue und größere Verdienste noch mehr Ehre zu erwerben, so wird sie Ehrbegierde genannt. Ein heftiges Streben nach den äußern Zeichen der Ehre, als nach demienigen Gute, welchem alle andere Güter des Menschen nöthigenfalls aufgeopfert werden müssen, ist Ehrgeiz. Besitzt dieser eine solche Heftigkeit, daß die Schlechtheit der Mittel nicht mehr geachtet wird, wenn nur dadurch die Begierde nach dem Besitze der Zeichen der Ehre Befriedigung erhält, so wird er Ehrsucht genannt. Besondere Arten der Aeußerung der Ehrsucht sind die Putzsucht (welche auch schon bei dem rohen Wilden vorkommt, und von ihm durch das Bemahlen des Körpers, durch das Tatowiren, und auch durch Verunstaltungen seines Körpers in Ansehung der natürlichen Form gewisser Theile desselben zu erkennen gegeben wird), Prahlsucht, Gefallsucht, Nachahmungssucht, wozu auch die Modesucht gehört, Streitsucht und Tadelsucht. Oft glaubt der Ehrsüchtige durch die Ehrenbezeigungen, welche Andern widerfahren, verdunkelt zu werden, und sucht daher zu bewirken, daß sie ihnen nicht mehr zu Theil werden. Er fodert iedoch nie, daß Andere sich im Vergleich mit ihm verachten sollen.

und bleibt dadurch von dem Stolzen und Hochmüthigen wesentlich verschieden. Verlangt die Ehrsucht solcher Eigenschaften wegen geehrt zu werden, die in den Augen verständiger Menschen gar keinen Werth haben, so wird sie Eitelkeit genannt, die entweder offen, oder versteckt, so daß sogar Gleichgültigkeit gegen Ehre geheuchelt wird, wirksam ist. Im ersten Falle ist sie wohl noch eines Wohlwollens gegen Andere fähig, im letzten aber nicht, weil sie immer von der Furcht, entdeckt zu werden, geplagt wird, und alsdann List und Betrug gebraucht, um ihre Zwecke zu erreichen.

Durch Ehrgeiz, Ehrsucht und Eitelkeit geräth der Mensch in große Abhängigkeit von Andern, und wird dazu unwiderstehlich getrieben, der Erlangung einer einzigen Art angenehmer Gefühle, alle andere Arten, und dem Scheine die Realität aufzuopfern. Ja, sie reißen oft zu den schändlichsten Handlungen fort und ersticken die Stimme der Natur, sobald der Wahn vorhanden ist, daß es zur Erreichung, Erhaltung und Vermehrung der Ehre erfoderlich sey, solche Handlungen zu vollbringen und auf die Stimme der Natur nicht zu achten, und der Verstand wird durch diesen Wahn in einen Sophisten verwandelt, um das sittliche

Gefühl und das Gewissen zu beschwichtigen, wenn sie sich etwa noch gegen die Handlungen erklären. Man borgt Geld, um Prunk zu machen, obgleich man weiß, daß es unmöglich sey, dasselbe iemals wieder zu geben. Es werden Spielschulden bezahlt, gegen deren Bezahlung sich das bürgerliche Gesetz erklärt hat, rechtmäßige und nothleidende Gläubiger aber unbefriedigt gelassen. Man hält ein pflichtwidriges und thörichtes Versprechen, um ein Mann von Wort und Ehre zu bleiben. Die weibliche Schamhaftigkeit ward oft durch die Aussicht auf die Ehre, eine fürstliche Beischläferinn zu werden, unterdrückt, und daß sich die Weiber der vornehmen Hindus mit der Leiche des Mannes verbrennen oder begraben lassen, geschieht gleichfalls zur Ehre der Familie. Bei einem eiteln Volke kann aber ieder Volksleiter und Zwingherr seine Absichten erreichen, sobald er nur der Eitelkeit desselben zu schmeicheln versteht.

Das einzige sichere Verwahrungsmittel gegen das Leidenschaftliche in dem Streben nach Ehre ist die Bescheidenheit, wodurch das Urtheil über die eigenen Vollkommenheiten, sowohl in Ansehung der natürlichen Fähigkeiten und ihrer Ausbildung, als auch in Ansehung dessen, was

man vermittelst der Anwendung derselben bereits bewirkt hat, gemäßigt wird. Sie trifft mit der sittlichen Selbsterkenntniß, sowohl in Ansehung der dazu gehörigen Erfodernisse, als auch in Ansehung des wohlthätigen Einflusses auf das, was ieder Mensch erreichen und werden kann, zusammen, und ist für die nach etwas Vorzüglichem strebende Jugend eine unentbehrliche Bedingung, dieses Vorzügliche nach und nach zu erstreben. — Es giebt iedoch auch eine unechte Bescheidenheit, durch die aber nicht leicht iemand hintergangen wird. Sie besteht darin, daß man von sich selbst und von dem, was man geleistet hat, geringschätzig spricht, um entweder des Lobes der Bescheidenheit theilhaftig zu werden, oder um die innern Anmaßungen auf hohe Verdienste und großen Werth dahinter zu verbergen.

Daß bei den Völkern deutschen Ursprunges das Vorurtheil entstand, für eine Kränkung an der Ehre müsse man sich durch die Herausfoderung zum Zweikampfe Genugthuung verschaffen, ist nicht bloß daraus abzuleiten, daß bei diesen Völkern die Feigheit höchst entehrend war; denn dafür galt sie ia auch bei sehr vielen andern Nationen. Die meiste Veranlassung dazu gab vielmehr der Gebrauch der Gottesurtheile oder Ordalien (wozu in den ältesten Zeiten der Zweikampf, der Kesselfang und die Feuerprobe gehörten), als eines durch Gottes Einfluß ganz sichern Mittels, die

Wahrheit und Falschheit der Beschuldigung einer Lüge und eines Meineides — welche Beschuldigung für den gröbsten Angriff auf die Ehre eines Menschen von den alten Deutschen gehalten wurde — zu entdecken. Daher erlaubte die Obrigkeit den Gebrauch dieses Mittels, oder schrieb ihn sogar vor, wenn die Falschheit jener Beschuldigung nicht durch einleuchtende Beweise dargethan werden konnte. Warum aber durch die bisher gegen das Duell gegebenen Gesetze wenig ausgerichtet worden ist, wird daraus begreiflich, daß die darauf gesetzten Strafen nicht die Ehre der Duellanten treffen, und das Duell also nach der herrschenden Denkart ein Mittel bleibt, seine Ehrwürdigkeit zu zeigen, indem es ja den Beweis enthält, daß man für die Erhaltung der Ehre sogar das Leben und, weil dieses die Bedingung aller Genüsse ist, jedes andere sinnliche Gut aufzuopfern bereit sey.

§. 210.

Wer es vermag, Andere in Ansehung ihres Thuns und Lassens seinem Willen gemäß zu bestimmen, besitzt eine Herrschaft über dieselben. Die Begierde nach dieser Herrschaft ist in der gesellschaftlichen Verbindung der Menschen überall zum Vorschein gekommen, und stieg in eben dem Grade, in welchem die

Verbindung enger wurde. Der Widerwille gegen die Abhängigkeit von Andern regte sie zuerst an. Durch die Erfahrungen über den mannichfaltigen Nutzen, welchen die Herrschaft gewährt, ward aber die Begierde danach sehr verstärkt. Endlich liegt noch im Bewußtseyn der Ueberlegenheit der eigenen Kräfte über die der Andern eine Veranlassung dazu, daher sie mehrentheils mit dem Stolze vereinigt vorkommt. Manchmal ist dieselbe nur auf die Beherrschung der äußern Handlungen Anderer gerichtet, manchmal auf die Beherrschung der inneren, des Fürwahrhaltens und des Glaubens, weil dadurch das äußere Handeln bestimmt wird. Zu den Mitteln aber, wodurch sie ihren Zweck zu erreichen sucht, gehört Alles, was Menschen geneigt macht, sich in den Willen eines Andern zu fügen, also das Bitten, Liebkosen, die Eröffnung einer Aussicht auf Vortheile, jeder Beweis von Ueberlegenheit an Einsichten, List, Drohung und Gewalt.

Die leidenschaftliche Begierde nach Herrschaft ist Herrschsucht. Dem Charakter der Leidenschaften gemäß findet diese erst statt, wenn man danach trachtet, Andere gegen ihren Willen durch Anwendung der Gewalt zu beherrschen. Ihr sind nämlich alle Mittel recht,

wenn sie nur zum Ziele führen. Von allen Leidenschaften treibt sie daher die Ungerechtigkeiten gegen die Menschen am weitesten. Auch gehört dieselbe mit zu den unersättlichen Begierden. Denn sie findet nur in unbeschränkter Herrschaft über bloße Sklaven vollkommene Befriedigung, und geht daher immer auf gänzliche Unterdrückung aller Menschen aus, die ihr Widerstand thun könnten. Aus dem Bewußtseyn aber, daß sie unterdrückend sey, und gegen Andere ungerecht verfahre, entsteht die Besorgniß, daß der bereits Unterwürfige bemüht seyn werde, das ihm aufgelegte Joch wieder abzuschütteln. Um also jeden Versuch hierin zu verhindern, strebt sie immer nach einem noch größern und unwiderstehlichern Einflusse auf Andere. Eine besondere Ausbildung der Herrschsucht ist die Eroberungssucht, die nicht bloß bei den Anführern roher Nomaden-Völker in eine Wuth gegen das menschliche Geschlecht, und gegen alle Anstalten für die Cultur desselben überging, sondern auch Menschen, die den Werth der Wissenschaften und Künste, und die Bedingungen, unter welchen diese allein gedeihen und bestehen, kennen, in Wütheriche verwandelt hat.

§. 211.

Die Liebe eines Menschen zu einem Andern, deren Stärke, der Regel nach, die Liebe zu Thieren und leblosen Dingen nie erreichen kann, gründet sich immer auf (wahre oder falsche) Vorstellungen von den Vollkommenheiten der geliebten Person, und äußert sich durch das Bestreben, sowohl eine Verbindung und Wechselwirkung mit dieser Person hervorzubringen, als auch das Wohl derselben zu befördern und zu vermehren.

Eine besondere Art der Liebe des Menschen zu Menschen, ist die auf den Geschlechtsunterschied sich beziehende, welche gleichfalls wieder sehr verschiedene Formen angenommen hat, die durch die Gefühle bestimmt werden, wovon sie begleitet wird. Der Grund dazu liegt in einem, von dem Organismus des Körpers abhängigen Bedürfnisse, dessen Befriedigung ursprünglich bloß um sein selbst willen gesucht wird. Im Zustande des Mangels aller Cultur des Menschen hat die Vorstellung einer, von der Geschlechtseigenschaft noch verschiedenen Vollkommenheit derjenigen Person, womit die Befriedigung gesucht wird, auf die Begierde danach keinen, oder doch nur sehr geringen Einfluß, daher auch eine solche Begierde nicht

einmal Liebe genannt werden kann, weil sie nur einen thierischen Trieb ausmacht. Sobald aber im Menschen das Gefühl für das Schöne sich zu entwickeln angefangen hat, so bekommt es auch auf die Befriedigung des Geschlechtstriebes einen Einfluß, und giebt ihm die Richtung auf solche Personen des andern Geschlechts, die sich durch körperliche Schönheiten und Reize auszeichnen. Erst in dieser Erhebung über die rohe Sinnlichkeit, erzeugt der Geschlechtstrieb die oft sehr eifrigen und künstlichen Bemühungen, sich dem geliebten Gegenstande gefällig zu machen, um dessen Gegenliebe zu gewinnen. Inzwischen bleibt ihm doch, wenn er bloß durch's Gefühl für körperliche Schönheit über thierische Brunst erhoben worden ist, eine innige Verbindung mit der Sinnlichkeit, und die durch eine solche Erhebung veredelte Liebe hat bei allen ihren Bestrebungen nur Sinnengenuß zum Ziele, daher sie auch gemeiniglich durch die Erreichung desselben abnimmt und nach und nach erlischt. Aber die durch das Schönheitsgefühl bestimmte Geschlechtsliebe ist eines, dieselbe noch weit mehr veredelnden Zusatzes fähig, sobald die jedem Geschlechte eigenthümlichen Anlagen zu derjenigen Vollkommenheit ausgebildet sind, durch deren Besitz beide

Geschlechter für einander einen besondern sittlichen Werth haben, und Gegenstände der Achtung ausmachen, der Mann nämlich durch Tapferkeit, Großmuth und festen Willen, das Weib aber durch Sittsamkeit, Sanftmuth und Bescheidenheit. In dieser Gestalt wird dieselbe zwar nicht von dem Geschlechtstriebe gänzlich getrennt; allein dessen Regungen ziehen sich ins Dunkel zurück, und machen einer Begeisterung für die Schönheit der Seele der geliebten Person Platz, wovon deren körperliche Schönheit nur für ein Sinnbild gilt. Das Bestreben, dieser Person zu gefallen, bekommt alsdann zugleich eine Richtung auf eigene sittliche Vollkommenheit, wird dadurch ein Mittel der Ueberwindung selbstsüchtiger Neigungen, und dauerte bisweilen noch lange fort, nachdem schon alle Hoffnung der ersehnten innigen Verbindung mit der geliebten Person verschwunden war. Allein eine solche Veredelung des Geschlechtstriebes, als eben beschrieben worden ist, kam, nach der Geschichte, nur bei den Völkern deutschen Ursprunges in einem vorzüglichen Grade vor. Unsere Vorfahren zeichneten sich schon, als sie noch in den Wäldern wohnten und mit der Civilisation unbekannt waren, durch eine besondere Verehrung des andern Geschlechts,

und durch einen tiefen Abschen gegen alle gesetzlose Befriedigung des Geschlechtstriebes aus, und waren in dieser Rücksicht ein Gegenstand der Bewunderung für die, auch vor ihrer Ausartung durch Ueppigkeit ganz anders gesinnten Römer. Durch die Einführung des, die Würde der Frauen unter allen positiven Religionen am meisten anerkennenden Christenthums bei den Deutschen, erhielt die Achtung dieser gegen das andere Geschlecht eine religiöse Weihe, welche in der Folge zur Entstehung des Ritterthums (chevalerie) Veranlassung gab, das auf die Sitten der neuern europäischen Welt einen wohlthätigen Einfluß hatte.

Die Germania des Tacitus enthält c. 8, 18 und 20. die Gesinnung der Deutschen gegen das andere Geschlecht, und den Abscheu derselben gegen alle gesetzlose und sehr frühe (nach dem Cäsar de bello gallico L. VI. c. 21. vor dem zwanzigsten Jahre statt findende) Befriedigung des Geschlechtstriebes so dargestellt, wie wir sie bei unserm Volke da noch immer antreffen, wo die Annahme fremder Sitten und die Ueppigkeit noch keine Veränderung darin hervorgebracht hat, also der Wahrheit gemäß.

Die Gedichte auf die Liebe, auf die Schmerzen, Genüsse und Seligkeiten derselben offenbaren immer den Geist, der sie bei einem Volke

belebte, und ob es ein bloß irdischer oder himmlischer Geist war. Die Liebesgedichte der Morgenländer, der Hellenen und Römer sind lediglich von dem ersten Geiste eingegeben, und alles, was darin von der Herrlichkeit der geliebten Person gesagt wird, hat immer eine offenbare oder verdeckte Beziehung auf den sinnlichen Genuß derselben. Von den Minnesängern wird aber schon eine Liebe beschrieben, die nicht bloß durch Hoffnungen körperlicher Genüsse erregt und genährt worden ist. Etwas Vollendetes in der Darstellung des Geistes dieser Liebe haben iedoch unstreitig wohl erst Klopstock und Schiller geliefert.

§. 212.

Die Liebe zu einer andern Person kann vermittelst des Anblickes der Vollkommenheiten derselben in einem hohen Grade sehr schnell erzeugt worden seyn, und dadurch den Charakter eines Affects erhalten haben. Entsteht das Gefühl einer solchen Liebe öfters, dann verliert sich zwar das Affectartige daraus, vorzüglich die Hemmung der Besonnenheit; dieselbe nimmt aber dafür den Charakter einer Leidenschaft an. Selbst die von allem Einflusse des Geschlechtstriebes freie Liebe, z. B. die zu Blutsverwandten und Freunden, wird manchmal eine Leiden-

schaft, und macht alsdann blind gegen die Fehler der geliebten Person, oder ungerecht gegen Andere. Die stärksten Grade leidenschaftlicher Bewegungen des Gemüths kommen iedoch bei der, durch das Gefühl für körperliche Schönheit veredelten Geschlechtsliebe vor, und zwar aus natürlichen Gründen viel öfter vor der Gelangung zu ihrem Ziele, als nach derselben. Diese Liebe giebt nämlich der Einbildungskraft eine bleibende Richtung auf ihren Gegenstand, und auf die Wünsche, welche in Ansehung desselben von ihr genährt werden. Sie macht ferner den Verstand für ihre Zwecke sehr thätig, und treibt ihn zur Erfindung vieler Mittel an, wodurch diese Zwecke befördert werden und besonders die Gegenliebe erregt und verstärkt wird, deren Inbegriff man die Kunst zu lieben genannt hat. Aber dieselbe unterdrückt zugleich dieienigen Thätigkeiten des Verstandes, welche ihren Wünschen nicht günstig sind, und wird dadurch blind, nicht nur gegen die Fehler der geliebten Person, sondern auch gegen die Hindernisse, welche der Erreichung ihrer Absichten entgegenstehen, und gegen das Verderben, in welches die Befriedigung stürzt. Endlich hebt sie die Willkür auf, so daß der Liebende, wenn er auch ienes Verderben

vorhersieht, gleichwohl unvermögend ist, ihm durch die Unterdrückung seiner Begierde noch zu entrinnen.

Was hingegen die, durch das Gefühl für die sittlichen Vollkommenheiten einer Person des andern Geschlechts veredelte Liebe betrifft, so werden deren Bestrebungen nach ihrem Ziele nicht von einer leidenschaftlichen Heftigkeit in dem Grade begleitet, wie die bloß durch körperliche Reize der andern Person erregte und unterhaltene. Jene nimmt daher auch nie, wenn sie nicht beglückt wird, zu dem Selbstmorde Zuflucht, um den Leiden, welche empfunden werden, ein Ende zu machen, wozu die leidenschaftliche Geschlechtsliebe ein schwaches Gemüth führt, sobald alle Hoffnung der Befriedigung ihrer Begierde verschwunden ist.

Die Möglichkeit einer Verbindung der Bestrebungen des Geschlechtstriebes, dessen reelle Befriedigung nur durch Handlungen statt finden kann, wobei der Mensch dem Thiere am ähnlichsten wird, mit den edelsten Gefühlen, deren unsere Natur fähig ist, nämlich mit denen der Schönheit und sittlichen Vollkommenheit, und die Möglichkeit der Fortdauer einer solchen Verbindung selbst nach der Befriedigung des Triebes, die, wenn die Verbindung vorhanden ist,

als ein affectartiger Krampf schnell vorübergeht, und den edlern Gefühlen gegen die geliebte Person sogleich wieder Platz macht: diese Möglichkeit gehört zu den wunderbarsten Erscheinungen in der menschlichen Natur, und ist gleichwohl dem eigenthümlichen Charakter dieser Natur, oder ihrer Bestimmung zu einer Veredelung der Wirkungen der Sinnlichkeit durch die Vernunft vollkommen angemessen.

§. 213.

Das Gegentheil der Liebe, oder der Haß anderer Menschen, entspringt aus den an ihnen bemerkten Unvollkommenheiten, wovon deren feindselige Gesinnung gegen uns jenen am öftersten erregt. Er bewirkt nicht nur das Bestreben nach einer Trennung von der gehaßten Person, sondern auch wohl noch ein Wohlgefallen an ihrem Uebelseyn, und wenn derselbe in einem starken Grade statt findet, eine Anwendung der Kräfte, um solches zu bewirken und zu vermehren. In diesem Grade vorhanden wird er Widerwille und Abscheu genannt, welche jedoch auch auf Sachen gehen können. Mißgunst, Neid, Parteisucht, Rachsucht und Boshaftigkeit sind die höchsten und bis zur Leidenschaft gesteigerten Grade des Hasses gegen Menschen.

Mißgunst ist Mißvergnügen darüber, daß ein Anderer ein sinnliches Gut besitzt, obgleich man dasselbe nicht zu haben wünscht. Verbindet sich aber mit der Mißgunst das Verlangen nach dem Besitze des Gutes, so entsteht Neid, welcher Eifersucht genannt wird, wenn er Vorzüge betrifft, die Andern von einer geliebten oder verehrten Person zu unserem Nachtheile eingeräumt werden. Mißgunst und Neid (von dem die Scheelsucht einen hohen Grad ausmacht) entspringen so augenscheinlich aus einer niedrigen Gesinnung, daß niemand den Vorwurf, ihnen ergeben zu seyn, auf sich sitzen lassen will. Beide haben, wenn sie sich nicht auslassen können, manchen nachtheiligen Einfluß auf den Körper (sie benehmen die Eßlust, machen schlaflos, drücken die körperlichen Kräfte nieder) und sind entweder eine Thorheit, indem man sich dadurch nur selbst quält, ohne dem Andern den Genuß seines Gutes vermindern und gar entziehen zu können, oder führen, wenn sie hierauf thätig ausgehen, zu vielen schlechten und niederträchtigen Handlungen, vorzüglich zu Verleumdungen und Ränken.

Parteilichkeit besteht darin, daß Theilnahme und Wohlwollen ausschließlich, oder in einem vorzüglichen Grade nur denen zugewendet

wird, welche mit uns durch Verwandtschaft, durch den gleichen Stand in der bürgerlichen Gesellschaft, oder durch die nämlichen Ansichten von gewissen Dingen (von der Religion, von dem Wohle des Vaterlandes und von den zu dessen Beförderung tauglichen Mitteln) in Verbindung stehen. Die Parteilichkeit wird Parteisucht, wenn sie bis zur leidenschaftlichen Begierde steigt, den Mitgliedern der entgegengesetzten Partei Uebel zuzufügen, und giebt alsdann zu vielen Ungerechtigkeiten gegen dieselben Veranlassung.

Die Begierde nach demienigen Vergnügen, welches aus der Vergeltung der, uns von Andern wirklich oder nach unserer Meinung zugefügten Beleidigungen entspringt, heißt Rache. Sie steht mit dem Mitleiden, das so großen Einfluß auf das Gemüth hat, im Widerspruche, und macht gleichwohl eine der am meisten verbreiteten Begierden aus, die viele Jahre unvermindert fortdauern kann, wenn sie sich nicht sogleich befriedigen läßt, was bei keiner andern Leidenschaft vorkommt. Dem Wilden ist der Anblick schrecklicher und langer Qualen, die er dem gefangenen Feinde zufügt, das größte Fest, dessen Andenken er noch hinterher in Tänzen feiert. Im Zustande halber Civilisation

ist sogar die Ausübung einer besondern Art der Rache zu einer heiligen Pflicht und zu einer Ehrensache erhoben worden, nämlich die der Blutrache, welche von dem in mancher Rücksicht edelgesinnten Araber, sogar durch schändlichen Meuchelmord ausgeübt, als ein Beweis großer Gesinnungen in Liedern gepriesen wird. Und obgleich die Stifter der Religionen und die Gesetzgeber der Staaten durch die kräftigsten Mittel der Neigung zur Rache entgegenarbeiteten, so äußert sie sich doch alle Augenblicke und reißt zu einer Menge von Verbrechen hin. Ja, wenn man die in den meisten peinlichen Gesetzbüchern auf die Verbrechen gesetzten Strafen betrachtet, so leuchtet der Einfluß, welchen die Begierde nach Rache auf die Bestimmung derselben gehabt hat, sogleich in die Augen. Denn nur diese Begierde konnte Verstümmelungen des lebenden Verbrechers, oder seines Leichnams, und die verschärften Todesstrafen verordnen, und die Stimme der Menschlichkeit, die auch noch für einen dem Staate höchst gefährlichen Menschen spricht, ersticken. Es ist daher als ein Beweis großer Gesinnung zu betrachten, und als der höchste Sieg zu preisen, welchen die Vernunft über die Sinnlichkeit davon tragen kann, wenn der

durch Beleidigungen gereizte Mensch die Anwandlungen von Rache unterdrückt, und den Beleidiger, sobald derselbe unschädlich gemacht worden ist, schonend und sogar großmüthig behandelt. Warum aber die Rache so allgemein ausgebreitet sey, wird aus den Quellen derselben begreiflich. Hiezu gehören nämlich nicht nur Zorn und Haß, welche durch die angethanen Beleidigungen erregt werden, sondern auch die Begierde, die Angriffe auf unsere Ehre und Rechte dadurch abzuwehren, daß man dem Urheber derselben vermittelst der Wiedervergeltung beweiset, man sey kein verächtlicher Gegenstand. Die Befriedigung der Rache erhält daher so leicht das Ansehen eines gerechten, und zur Selbstvertheidigung nöthigen Verfahrens. So fern sich dieselbe aber auf die Befriedigung der Ehrbegierde bezieht, erzeugt sie dasienige Vergnügen, welches mit dieser Befriedigung immer verbunden ist. Findet überdies noch in dem Beleidigten ein Bewußtseyn eigener Schwäche statt, so erhält die grausamste, und den Untergang des Beleidigers bezweckende Rache den Anschein einer nothwendigen Vorsicht, um gegen wiederholte Beleidigungen gesichert zu werden. Die schwächsten Menschen sind daher immer auch die grausamsten. Endlich trägt noch zur

allgemeinen Verbreitung der Rache der Umstand bei, daß sie sich mit den meisten übrigen Leidenschaften verträgt, indem sie durch jeden Widerstand anderer Menschen gegen die Befriedigung leidenschaftlicher Begierden aufgeregt wird, und mehreren davon, z. B. der Ehrsucht und Herrschsucht zum Mittel der Befriedigung dient. Welche Verblendung des Verstandes übrigens die, aus öfterer Befriedigung der Rache entstehende Rachsucht erzeuge, beweisen die Wirkungen derselben. Denn sie reißt nicht nur zu Verbrechen hin, deren nachdrückliche Bestrafung der Rachsüchtige mit Gewißheit vorher zu sehen vermag, sondern bewirkt sogar, daß man die Rache, wenn der Beleidiger nicht erreicht werden kann, an unschuldigen Personen und Sachen ausläßt. Oft haben auch Rachsüchtige ihre Wuth gegen sich selbst gerichtet, und sich umgebracht, um in dem Beleidiger durch das Bewußtseyn, einen Selbstmord veranlaßt zu haben, Vorwürfe des Gewissens zu erregen, und ihm dadurch Uebel zuzufügen, wenn demselben auf keine andere Art beizukommen war.

Es ist zwar dem Menschen durch die Einrichtung seiner Natur unmöglich, an den Schmerzen Anderer, ohne alle Rücksicht auf irgend einen Nutzen davon, Freude zu haben, oder

einen Andern bloß in der Absicht zu quälen, damit dieser sich elend fühle; und jeder Grausamkeit liegt, wenn nicht Haß und Rache dazu führten, zum wenigsten die Absicht zu Grunde, Andern die Ueberlegenheit unserer Kräfte zu beweisen, und des aus diesem Beweise entspringenden Vergnügens theilhaftig zu werden. Inzwischen gab es doch auch Ungeheuer in menschlicher Gestalt, denen die Qualen, welche sie Andern verursachten, wenn gleich sie von denselben nicht beleidigt worden waren, ein Vergnügen gewährten, das dem nicht ganz gefühllosen Menschen unbegreiflich ist. Die leidenschaftliche Begierde nach diesem Vergnügen heißt Boshaftigkeit. Mit ihr stehen die Schmähsucht und Spottsucht, wovon jene an der Verbreitung der Schande Anderer, diese aber daran Vergnügen findet, sie durch Spott verächtlich zu machen, zum wenigsten der Gesinnungsart nach, woraus sie entspringen, in Verwandtschaft.

Die Veranlassungen der grausamen Rache, welche die amerikanischen Wilden an den gefangenen Feinden ausüben, hat Feder in dem Werke über den menschlichen Willen Th. I. S. 366. angegeben. Die geringere Empfänglichkeit dieser Wilden für angenehme und unan-

genehme Gefühle, welche ihnen nach den glaubwürdigsten Zeugnissen älterer und neuerer Beobachter derselben eigen ist, und einen Mangel des Mitgefühls bewirken muß, hat aber an iener grausamen Rache mit Antheil. Weit auffallender sind die Beispiele einer, die empfindlichsten Qualen für Leib und Seele aufsuchenden Grausamkeit bei civilisirten Nationen, welche nicht allein die alte Geschichte, aus der Seneca de ira L. II. c. 14-20. mehrere gesammelt hat, sondern auch die Geschichte des Mittelalters in großer Menge enthält. Bei dem Nero und Caligula war der Hang zu solchen Grausamkeiten eine Verrücktheit geworden, in Ansehung welcher man nicht weiß, ob man mehr über diese Ungeheuer, oder über die Römer, die solche so lange ertrugen, erstaunen soll.

Menschenhaß oder fortdauernder Widerwille und Abscheu gegen die menschliche Natur, ist im gesunden Zustande der Seele nicht als bleibende, sondern nur als vorübergehende Stimmung des Gemüths möglich, wozu Erfahrungen von der großen Bösartigkeit und Verdorbenheit der menschlichen Natur die Veranlassung gaben.

§. 214.

Das in iedem Menschen, so wie in iedem lebenden Wesen vorhandene Bestreben, einen

seiner Natur angemessenen Zustand des Lebens zu erreichen, und denselben, wenn er erreicht worden ist, zu erhalten, ist die Selbstliebe. Sie kann durch dunkle Vorstellungen, oder durch deutliche Einsichten von dem, was nicht nur der menschlichen Natur überhaupt genommen, sondern auch den Besonderheiten derselben in iedem Einzelwesen angemessen ist, geleitet, und durch die Grundsätze der Vernunft über das Verhältniß, worin Menschen zu einander stehen, in ihren Aeußerungen bestimmt seyn. In diesem Falle bewirkt sie keine von den Unordnungen und Zerrüttungen, welche die Leidenschaften anrichten, sondern führt auf eine dem Zwecke des Menschen angemessene Thätigkeit der Kräfte, wozu auch die Beförderung der Wohlfahrt Anderer gehört. Wird dieselbe aber bei ihren Aeußerungen bloß durch die Begierde nach eigenem Wohlseyn bestimmt, so erhält sie den Namen der Eigenliebe. Gemeiniglich liegt dieser zugleich eine falsche Vorstellung von den Vollkommenheiten der eigenen Person zu Grunde. Ist sie zu einer leidenschaftlichen Heftigkeit gestiegen, die alle Einschränkung durch Vernunft unmöglich macht, so wird sie Selbstsucht (Egoismus) genannt, deren Grundsatz ist, alle andere Menschen als

bloße Mittel für unsere Zwecke zu behandeln, oder ihnen nur in so fern einen Werth beizulegen, als sie zur Befriedigung unserer Wünsche und Neigungen brauchbar sind. Sie sucht bald auf eine offene und grobe, bald auf eine versteckte und feine Art ihre Zwecke zu erreichen. Die Befolgung jenes Grundsatzes hat immer einen zerstörenden Einfluß auf die gesellschaftlichen Verbindungen unter den Menschen, und die Selbstsucht muß daher noch von der Eigennützigkeit unterschieden werden, welche mit Handlungen der Geselligkeit bestehen kann, weil sie nur von der Regel geleitet wird, nichts zu thun, was einige Anstrengung oder Aufopferung erfodert, wenn man keinen Vortheil davon hat, und von dem, was ein gemeinsames Unternehmen einbringt, mit Unbilligkeit gegen Andere sich den größten Theil zuzueignen. Durch die Vergleichung der Selbstsucht mit den übrigen Leidenschaften kann übrigens leicht eingesehen werden, daß sie aus derjenigen Gesinnung bestehe, die diesen insgesammt zu Grunde liegt, oder daß jede Leidenschaft eigentlich die, durch die Gewalt einer Begierde besonders gestaltete, und auf eine gewisse Classe sinnlicher Güter gerichtete Selbstsucht ausmache.

Man kann von einer edlen, durch das Gefühl der Würde der menschlichen Natur bestimmten Selbstliebe sprechen. Es veranlaßt jedoch leicht Mißverständniß, wenn diese Selbstliebe für die Quelle des sittlich Guten ausgegeben wird, weil der große Haufen der Menschen sie nicht genau von der durch sinnliche Begierden bestimmten Selbstliebe unterscheidet.

§. 215.

In Rücksicht der durch die natürliche Selbstliebe, oder durch den Trieb nach Selbsterhaltung begründeten Anhänglichkeit an das Leben, welche Anhänglichkeit oft so stark war, daß der Mensch die abscheulichsten und schrecklichsten Mittel ergriff, um ein elendes Daseyn, wohl gar nur auf kurze Zeit zu fristen, gehört der Selbstmord, d. i. die absichtliche und plötzliche Beendigung des Lebens, zu den auffallendsten Erscheinungen in der menschlichen Natur. Wenn er daher auch in gewissen Zeiten häufig vorkommt, so macht er doch als eine Naturwidrigkeit im Menschen immer Aufsehen und erregt Nachdenken. Sehr befremdend dabei ist noch, daß die Leidenschaften, welche ihrer Natur nach auf einen Genuß des Lebens durch Befriedigung der ihnen zu Grunde liegenden Begierden ausgehen, leicht dazu Ver-

anlassung geben. Sieht man inzwischen auf die Beschaffenheit der Seelenzustände, worin der Selbstmord meistentheils begangen wird, so verliert sich das Räthselhafte an demselben, oder dessen Widerspruch mit der natürlichen Selbstliebe, worin er zu stehen scheint, und zwar sogar auch in denjenigen Fällen, wo der Selbstmörder gar keine Hoffnung eines andern Lebens nach dem Tode nährt, und also seine eigene Vernichtung beabsichtiget. Vermöge jener Seelenzustände ist nämlich der Selbstmord keine Folge des Mangels der natürlichen Selbstliebe, oder der Gleichgültigkeit gegen das Leben, sondern entweder der Endpunkt eines Seelenzustandes, worin der Mensch nicht mehr weiß, was er will und thut, oder die Wirkung eines heftigen und alle Besonnenheit hemmenden Affects, oder eine That, worauf die Gewalt leidenschaftlicher Begierden führt, wenn sie nicht befriedigt werden können, und mit einer Erschlaffung der Seelenkräfte in Verbindung stehen: im letzten Falle wird er mehrentheils nach vorhergegangener Ueberlegung und mit vieler Ruhe des Gemüths ausgeführt.

Zu den Zuständen der Seele, welche den Selbstmord veranlassen, gehören nicht allein mehrere Arten der Schwärmerei, vorzüglich

die religiöse, sondern auch diejenigen Verwirrungen des Geistes, welche eine Folge deß Gefühls anhaltender und heftiger, aus Ursachen im Körper herrührender Uebel ausmachen. Und wenn bei Manchen dieses Gefühl Seelenkrankheit erzeugt, so führt es Andere zur Selbstentleibung. Daher vermehrt auch die Witterung durch ihren nachtheiligen Einfluß auf das Befinden des Körpers die Zahl der Selbstmörder.

Von den Affecten veranlassen vorzüglich den Selbstmord, der Schrecken über ein ganz unerwartetes Unglück und über die Größe unserer Verworfenheit durch gewisse Laster und durch Begehung eines himmelschreienden Verbrechens, wenn eine Verzweifelung an aller Besserung, und eine durch das Laster bewirkte Schwäche des Körpers und der Seele hinzukommt, ferner die Furcht vor einer mühseligen Zukunft oder vor öffentlicher und unvertilgbarer Schande, welche wegen der Entdeckung begangener Verbrechen und gespielter Betrügereien bevorsteht.

Von den Leidenschaften endlich führten der Ehrgeiz und die leidenschaftliche Geschlechtsliebe, wenn sie auf unüberwindliche Hindernisse der Befriedigung der ihnen zu Grunde liegenden

Begierden trafen, am häufigsten zum Selbstmorde. Denn ist diese Befriedigung das alleinige Gut eines Menschen geworden, welches in Ansehung der Begierde nach Ehre die Natur des Ehrgeizes mit sich bringt (§. 209), in Ansehung der Begierde nach Vereinigung mit dem Gegenstande der leidenschaftlichen Liebe zu einer Person des andern Geschlechts aber die Fruchtbarkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft in denienigen Bildern, welche auf die Genüsse und Freuden der Vereinigung sich beziehen, leicht bewirkt; so wird durch die Unmöglichkeit iener Befriedigung das Leben eine unerträgliche Last, und es scheint alsdann, daß sogar die Stimme der Natur es gebiete, sich von dieser Last zu befreien.

Es kommen inzwischen auch Fälle des Selbstmordes vor, in welchen die Beweggründe dazu mit keiner bekannten Triebfeder des menschlichen Handelns übereinzustimmen scheinen, und die eine widernatürliche Seltsamkeit der Gemüthsstimmung bei manchen Menschen zu erkennen geben *). Die Beantwortung der Frage aber: Ob nicht auch Umstände eintreten können, unter welchen der Selbstmord eine pflichtmäßige Aufopferung für ein in der Welt zu bewirkendes sittlich Gutes ausmache, und

ein Beweis wahrer Seelenstärke sey? gehört in die Sittenlehre.

*) Nachricht von einem Selbstmörde dieser Art hat Matthison in den Andeutungen über Florenz und Rom, im Morgenblatte v. J. 1813. Nro. 309. mitgetheilt. Die Anzeige anderer Ursachen des Selbstmordes ist in Osiander's Werke über den Selbstmord enthalten.

§. 216.

Da die Leidenschaften oftmals eine große Anstrengung der Kräfte verursachen, und dadurch eine Ueberwindung mächtiger Hindernisse der Befriedigung der Begierden bewirken, so hat sich eine falsche Ansicht derselben verbreitet, und der große Haufe der Menschen, welcher jede Ueberwindung solcher Hindernisse anstaunt, nimmt die Aeußerungen der Leidenschaften oft für Beweise einer seltenen Fülle und Stärke menschlicher Kräfte. Gleichwohl ist jede Leidenschaft ein Zustand der Schwäche und Sklaverei, worin der Mensch nicht sich selbst bestimmt, sondern gleich einem Triebwerke durch die Heftigkeit einer gegenwärtigen Begierde zu dem, was er thut, genöthigt wird. Zur wahren und naturgemäßen Stärke des Menschen

gehört nämlich, sich selbst in seiner Gewalt zu haben, durch Verstand und Vernunft den Gebrauch seiner Kräfte anzuordnen, und also von Leidenschaften frei zu seyn. Eine solche Freiheit kann man sich iedoch nicht in dem Augenblicke, wo eine Leidenschaft das Gemüth bereits beherrscht, und zur Befriedigung der vorhandenen Begierde treibt, etwa durch einen einzigen heroischen Entschluß, wodurch die Begierde unterdrückt würde, sondern nur dadurch verschaffen, daß man entweder das Heranwachsen einer Begierde zur Leidenschaft verhindert, oder, wenn sie diese Stärke bereits erhalten hat, ihr solche nach und nach wieder entzieht.

Um das Entstehen einer Leidenschaft zu verhindern, muß man die Befriedigung der ihr zu Grunde liegenden Begierde nicht zur Gewohnheit werden lassen, sondern, wenn die Befriedigung auch noch unschädlich zu seyn scheint, sich dieselbe dennoch manchmal in der Absicht versagen, um von der Begierde nicht beherrscht und gegen seinen Willen zu Etwas bestimmt zu werden; ferner muß das gefährliche Spiel, welches die Einbildungskraft dadurch mit dem Gegenstande einer Begierde treibt, daß sie dessen Besitz als viel Freude und Genuß bringend darstellt, verhindert werden; endlich muß man

sich auch darin üben, Entschliessungen, welche die Klugheit vorschreibt oder die Pflicht gebietet, der entgegenstehenden Hindernisse ungeachtet ausführen zu können.

Was aber die Schwächung und allmählige Ausrottung schon vorhandener Leidenschaften betrifft, so müssen dazu folgende Mittel gebraucht werden. Erstens. Man ziehe die Aufmerksamkeit von allen den Gegenständen ab, welche mit der Leidenschaft in Verbindung stehen und beschäftige sich mit etwas Anderm, das aber, um die Richtung der Aufmerksamkeit darauf erhalten zu können, ein vorzügliches Interesse besitzen muß. Zweitens. Diejenigen Umstände, unter welchen eine leidenschaftliche Begierde leicht erregt wird, müssen vermieden, oder, wenn man darein gerathen ist, augenblicklich verlassen werden. Drittens. In den, von den Anwandlungen einer Leidenschaft freien Augenblicken stelle man sich die nachtheiligen Folgen der Leidenschaft recht genau und lebhaft vor, und erzeuge dadurch einen Abscheu gegen dieselbe, oder berichtige die Vorstellungen von dem Werthe der Dinge, worauf sie gerichtet ist. Denn die leidenschaftliche Stärke sehr vieler Begierden hat darin mit ihren Grund, daß die Gegenstände derselben von einem Nebel umgeben

werden, welcher ihre Unvollkommenheiten und schädlichen Beschaffenheiten unsern Augen verbirgt. Viertens. Da mehrere Leidenschaften einander Abbruch thun, so kann auch die Gewalt der einen dadurch geschwächt werden, daß man eine Begierde von entgegengesetzter Richtung verstärkt, und also, gleichsam wie in manchen Krankheiten des Körpers, ein Gift durch das andere vertreibt. Fünftens. So lange über die völlige Ausrottung einer Leidenschaft noch keine Gewißheit vorhanden ist, so lange müssen auch alle Veranlassungen der Wiederaufregung derselben vermieden werden. Aber noch besser ist es, daß man selbst der Befriedigung der Leidenschaft unüberwindliche Hindernisse entgegensetze, und die Befriedigung dadurch unmöglich mache. Denn leider! giebt es in der menschlichen Seele so manchen geheimen Winkel, wohin sich die Leidenschaften, wenn man nach einer Besiegung derselben strebt, nur zurückziehen, und woraus sie bei der geringsten Veranlassung mit verdoppelter Stärke hervorbrechen, so lange eine Befriedigung derselben noch möglich ist. Sechstens. Der Vorsatz, einen großen und interessanten Zweck in der Welt auszuführen, und die anhaltende Richtung der Aufmerksamkeit auf diesen Zweck und

auf die zu dessen Erreichung tauglichen Mittel, schwächt endlich auch alle Leidenschaften, welche ein Hinderniß dieser Erreichung ausmachen, oder treibt uns an, diejenigen Mittel zu gebrauchen, die zur Schwächung derselben dienlich sind.

Es sind Thatsachen darüber vorhanden, daß sogar rohe Menschen sich von Begierden, die schon leidenschaftliche Heftigkeit erhalten hatten, durch einen festen Entschluß auf immer frei machten.

Es ist nicht die Wirkung einer Leidenschaft, wenn jemand die ihm verliehene Geistesmacht anwendet, um der Verbreitung solcher Meinungen und Grundsätze, welche die Vernunft verfinstern, den Verstand beschränken, den blinden Glauben anpreisen, oder den Aberglauben in Schutz nehmen, aus Ueberzeugung von dem nachtheiligen Einflusse solcher Meinungen und Grundsätze auf's Denken und Handeln, durch zweckmäßige Mittel entgegenzuwirken. Denn Leidenschaften gehen nie darauf aus, dem Schlechten und Bösen zu steuern. Die Selbstsucht ist es vielmehr, welche jene Verbreitung betreibt, und dadurch Verehrer und Nachbeter gewinnen will. Die Bestreitung der Sophisten durch den Sokrates und Platon war nicht das Erzeugniß einer Leidenschaft.

Der Versuch über die Leidenschaften von Maaß enthält die ausführlichste Untersuchung derselben. In den Vorreden zu den beiden Theilen dieses Werkes sind auch die vorzüglichsten, die Leidenschaften überhaupt, oder einzelne Arten davon erörternden Schriften angeführt worden.

§. 217.

Eine Stärke und Beständigkeit des Wollens von ganz anderer Art, als bei den Leidenschaften statt findet, ist die des Charakters. Leidenschaften werden nämlich dadurch, daß Begierden häufig befriedigt werden, wozu die Umgebungen, worunter der Mensch lebt und aufwächst, vorzüglich viel beitragen, hervorgebracht, und der damit behaftete Mensch ist also in Ansehung derselben ein Erzeugniß fremder Dinge. Einen Charakter muß sich aber Jeder selbst geben. Und wenn gesagt wird: Jemand besitze Charakter; so will man dadurch anzeigen, er habe es durch seine Entschliessung, gewisse Grundsätze für das Handeln zu befolgen, dahin gebracht, daß sein Betragen mit diesen Grundsätzen immer übereinstimme. In Ansehung eines solchen Menschen weiß man daher auch, was man sich von ihm zu versprechen hat, und

was er in jeder Lage des Lebens thun oder lassen wird. In dem charakterlosen Menschen ist hingegen keine Einheit und Gleichförmigkeit des Betragens, sondern dieses richtet sich nach den Eindrücken, welche gewisse Dinge eben auf ihn machen, und die oft durch Zufälligkeiten bestimmt werden, besonders durch das Beispiel Anderer.

Der Unterschied der praktischen Grundsätze, welche der Mensch zu Regeln seines Betragens macht, bestimmt den Unterschied an dem Charakter. Betreffen diese Grundsätze die Beförderung der persönlichen Vortheile, z. B. keine Beleidigung ungeahndet hingehen zu lassen; kein Mittel zu verschmähen, wie schlecht und schrecklich es auch sey, wenn es nur zur Erreichung unserer Absichten tauglich ist: so wird dem, der sie angenommen hat, ein böser Charakter beigelegt. Sind hingegen die Grundsätze aus den Geboten der Pflicht abgeleitet, z. B. um keines Vortheiles willen zu lügen und zu heucheln; kein erlaubtes Versprechen nie zu brechen; jedem Nothleidenden zu helfen, so viel man kann; ein schlechtes Vorhaben für keinen Preis zu unterstützen: so entsteht durch die Annahme und beständige Befolgung derselben der gute oder rechtschaffene

Charakter. Beziehen sich endlich die Grundsätze auf Ideen der Vernunft von der Beförderung der menschlichen Wohlfahrt durch Ausbreitung der Wahrheit, Religion und einer öffentlichen gesetzmäßigen Freiheit, oder durch Verminderung des Irrthums, der Lasterhaftigkeit und der Zwingherrschaft jeder Art; so erzeugt die Annahme derselben zur Richtschnur unserer Wirksamkeit in der Welt den großen Charakter. Dieser ist das Herrlichste, wozu die menschliche Natur in der Ausbildung ihrer Anlagen gelangen kann, und in Rücksicht des Gemüths dasjenige, was das Genie in Rücksicht des Geistes ausmacht, aber von weit höherem Werthe, weil das Genie immer aus Gaben der Natur besteht, da hingegen den großen Charakter sich jeder selbst erringen muß, der Besitz davon also ein Verdienst ausmacht.

Da die Festigkeit des Wollens, worin das Wesen des Charakters besteht, eine seltene Erscheinung in der menschlichen Natur ausmacht, so wird diese Festigkeit auch im bösen Charakter von vielen bewundert. Inzwischen ist es doch ein Glück für das menschliche Geschlecht, daß ein solcher Charakter in der Vollendung nur höchst selten vorkommt, weil sonst noch weit mehr Elend über dieses Geschlecht ver-

breitet worden seyn würde, als geschehen ist, wenn nicht ieder Bösewicht aus Grundsätzen sogleich auch in einem Menschen von großem Charakter einen Gegner, der dessen Wirken einschränkte, gefunden hätte. Obgleich übrigens die Bildung des Charakters durch eine eigene innere That bewirkt werden muß, so darf doch auch mit Recht angenommen werden, daß diese Bildung günstige Anlagen und Umstände erfodere; denn in den Zeitaltern großer Roheit oder Erschlaffung sind Menschen, die Charakter haben, eben so selten, als Genies. Wenn aber auch dergleichen Anlagen und Umstände vorhanden sind, so wird doch die zum Charakter erfoderliche Stärke und Festigkeit des Wollens nicht sogleich durch den bloßen Entschluß, sich dieselbe zu geben, hervorgebracht, sondern erfodert viele Uebung in der Befolgung angenommener Grundsätze, und in der Ueberwindung alles dessen, was einen Reiz ausmacht, ihnen untreu zu werden. Man hat daher mit Recht gesagt, daß die Erreichung der Stärke des Charakters einen Vorzug des männlichen Alters ausmache. Um iedoch in diesem Alter erreicht werden zu können, muß während der Jugendzeit schon viele Vorbereitung dazu getroffen worden seyn.

Ueber den Charakter eines Menschen geben nicht bloß dessen glänzende, und große Wirkung habende Thaten Auskunft (denn diese können das Werk einer bald vorübergehenden Begeisterung, günstiger Umstände, oder eines heftigen Triebes nach Ehre und Ruhm seyn), sondern auch die Uebereinstimmung seines Betragens im öffentlichen Leben und im Privatleben, und dessen Erklärungen über den Werth der Dinge unter Umständen geäußert, in welchen der Mensch sich keinen Zwang anthut, und aus seiner Denkart kein Geheimniß macht.

Der große Charakter ist etwas ganz Anderes, als das Streben nach Größe, welches manche Menschen in Allem, was sie unternehmen, es mag gut oder böse seyn, zu erkennen geben. Dieses Streben entspringt aus einem Ehrgeize, der es nicht vertragen kann, von Andern übertroffen zu werden, und daher das Gewöhnliche verachtet. Auch muß der große Charakter von der Größe der Aeußerung des Geistes in den Wissenschaften, Künsten und in der Ausführung schwieriger Unternehmungen unterschieden werden. Ein großer Dichter, Mahler, Gelehrter, Feldherr und Staatsmann ist noch nicht ein großer Mann. Ueberhaupt ist man neuerlich mit dem Worte G r o ß sehr verschwenderisch umgegangen, und hat es von Menschen gebraucht, die von keiner Art menschlicher Größe etwas besaßen. Die Alten hatten für diese Größe ein so zartes Gefühl, daß sie den Bei-

namen der Große niemals dem, nur durch viele erfochtene Siege berühmten Manne ertheilten, weil an diesen Siegen eine Menge glücklicher Umstände, die kein Mensch in seiner Gewalt hat, Antheil nehmen.

Essais sur les grands caractères; in den Melanges de littérature et de Philosophie par F. Ancillon.

Fünftes Lehrstück.

Von den Dingen, welche auf die Bildung des Geistes und Gemüths Einfluß haben. Betrachtungen über den Unterschied der morgenländischen und abendländischen Cultur.

---

§. 218.

In den bisher über die Aeußerungen des Geistes und Gemüths angestellten Untersuchungen ist zwar bereits auch dessen, was auf das Entstehen mancher Verschiedenheiten in diesen Aeußerungen Einfluß hat, oft Erwähnung gethan worden. Allein hiedurch wurden nur einzelne Erscheinungen im geistigen Leben der Menschen aufgeklärt. Wir treffen aber bei vielen Menschen und ganzen Völkern sowohl in Ansehung der Thätigkeiten des Geistes im Fürwahrhalten, als auch in Ansehung der Gesinnung und des

Handelns große Uebereinstimmung an, und beziehen diese auf Gesetze, worunter die Bildung des Geistes und Gemüths im Menschen steht.

Die Seelenforscher sind schon längst bemüht gewesen, über dasienige, was auf diese Bildung Einfluß hat, und sie befördert, Auskunft zu geben und haben dadurch die Erkenntniß der menschlichen Natur sehr befördert. Man darf sich iedoch darüber nicht wundern, daß sehr viele von den Uebereinstimmungen der Menschen in Ansehung des Geistes und Gemüths noch wenig oder gar nicht aufgeklärt worden sind. Schon der Umstand, daß es sehr verschiedene Dinge sind, die auf die Thätigkeiten des Erkennens und Wollens Einfluß haben, macht es unmöglich, von iedem dieser Dinge nachzuweisen, wie viel ihm neben dem Andern, das auch noch Einfluß hatte, zuzuschreiben sey. Und da die Wirksamkeit dessen, was die geistige Thätigkeit des Menschen anregt und deren Aeußerung bestimmt, immer auch mit von der angebornen, oder durch Bildung bereits hervorgebrachten besondern Beschaffenheit dieser Thätigkeit abhängt, so ist leicht begreiflich, daß sich iene Wirksamkeit nicht wie der Einfluß physischer Dinge auf physische Kräfte berechnen und ausmessen lasse. Und es nehmen

auch die menschlichen Bestrebungen schon dann eine besondere Richtung an, wenn das, was ihnen diese Richtung giebt, fast noch gar nicht bemerkbar ist. Bei den Untersuchungen des gegenwärtigen Lehrstückes wird also unser Bemühen vorzüglich mit darauf gerichtet seyn müssen, in dem, was in Ansehung der Gründe der Verschiedenheiten in der Denkart und Gesinnung der Menschen behauptet worden ist, das Zuverlässige vom Unzuverlässigen zu sondern.

Der natürliche Hang des Verstandes, aus Einem oder Wenigem Vieles abzuleiten, hat auf die Bestimmung des Ursprunges der Besonderheiten in der Bildung des Geistes und Gemüths viel Einfluß gehabt, und sie oft von der Wirklichkeit und Wahrheit abweichend gemacht.

§. 219.

Daß mit den Jahren in den Aeußerungen des geistigen Lebens des Menschen eben so, wie in dem Zustande des organischen Lebens, große Veränderungen vorfallen, und daß in Ansehung dieser Veränderungen viel Uebereinstimmung bei mehreren Menschen vorkomme, solche also nach einer von der Natur festgesetzten Regel erfolgen,

bezeuget die Beobachtung. Inzwischen finden doch auch, ie weiter man diese Beobachtungen ausdehnt, viele Ausnahmen von der Regel statt. Außer demienigen nämlich, was die Natur für die allmählige Entwickelung der Seelenkräfte in den verschiedenen Zeiträumen des Lebens angeordnet hat, wird diese Entwickelung noch durch die persönliche Besonderheit, die Erziehung, das Klima, die Lebensart, die Beschäftigungen, denen iemand vorzüglich ergeben ist, durch den Staat, worin er lebt, und durch den Nationalcharakter des Volkes, wozu derselbe gehört, bestimmt, so daß sie sich bald früher bald später, bald vollständiger bald unvollständiger einfindet.

Daß es für die Bestimmung der verschiedenen Zeiträume des geistigen Lebens kein allgemein gültiges Zeitmaß gebe, weil das Eintreten derselben von innern und äußern Umständen abhängt, daher auch in den Angaben der Jahre, worauf ieder Zeitraum eingeschränkt seyn soll, sehr viele Abweichungen entstanden sind, ist schon oft bemerkt worden (Ith's Anthropologie 2te Aufl. S. 431 ff.). Für die allgemeine Gültigkeit der Bestimmung der Dauer des Kindesalters in Ansehung des Geistes bis zum siebenten Jahre, spricht die Beobachtung, daß das menschliche Gehirn allererst in diesem Jahre

in Ansehung der dazu gehörigen Theile seine völlige Entwickelung erhält.

§. 220.

Die drei Zeiträume, welche in Ansehung des Daseyns jedes organisirten Wesens unterschieden werden müssen, können auch im geistigen Leben des Menschen angenommen werden. Den ersten Zeitraum macht der des Wachsthums oder der Erstarkung der Seelenkräfte aus. Der darin vorzüglich wirksame Trieb ist der nach Erhaltung eines Stoffes, woran die Seele ihre Kräfte äußern und üben kann, und die Aufmerksamkeit auf die erhaltenen Eindrücke ist in demselben weit wirksamer, als jede andere selbstthätige Bestimmung der geistigen Kräfte. Die Kindheit, das Knabenalter und die Jugendzeit sind besondere Abschnitte dieses Zeitraums, welcher beim Menschen im Vergleich mit den Thieren, der eigenthümlichen Bestimmung jenes angemessen, am längsten dauert. Der zweite Zeitraum ist der der vollendeten Ausbildung. In demselben geht das Streben des Menschen hauptsächlich auf Einwirkung in die ihn umgebende Welt, so weit sie seiner Macht unterworfen ist, nach denjenigen dunkeln oder deutlichen Vorstellungen, welche er von seiner Be-

stimmung im Leben besitzt. Diese Vorstellungen sind die Ergebnisse seiner in frühern Jahren gemachten Erfahrungen und seiner Angewöhnungen, daher sie auch den Bestrebungen eine größere Beständigkeit ertheilen, als solche in dem vorhergegangenen Zeitraume besitzen. Das Alter des Mannes und des kraftvollen Greises füllt den zweiten Zeitraum aus. Hierauf folgt der dritte Zeitraum, nämlich der der Abnahme des geistigen Lebens, welchen man das hohe Alter genannt hat.

Die Behauptung, daß die Fortdauer der Kräftigkeit und Stärke des geistigen Lebens über den schon alternden Körper hinaus ein bloßer Schein sey, der durch die aus Uebung der geistigen Kräfte entstandenen Fertigkeiten veranlaßt werde, ist den Thatsachen der Erfahrung nicht angemessen. Fertigkeiten befähigen nämlich nicht zu Erfindungen, und gleichwohl sind der Beispiele sehr viele vorhanden, daß Künstler und wissenschaftliche Köpfe, als Greise und bei sichtbarer Abnahme der körperlichen Kräfte, noch eben so Treffliches nach neuen Ideen erzeugt haben, wie in den frühern Jahren. Auch finden sich die Schwächen des Körpers und Geistes, die man so oft dem Greisenalter, als ein darin unvermeidliches Uebel beigelegt hat, wenn sie nicht die Folgen

einer angebornen Schwäche der Constitution ausmachten, nur erst dann ein, wenn in der Jugend und im männlichen Alter die Kräfte durch erschöpfende Arbeiten, oder durch Unmäßigkeit in den sinnlichen Genüssen verbraucht worden waren. Der Mensch ist von der Natur nicht dazu eingerichtet, daß er im Alter und durch die Abnahme der körperlichen Kräfte wieder ein Kind werde, wovon ja auch nichts Aehnliches bei den Thieren vorkommt. Was aber das, vorzüglich durch den Verlust des Gedächtnisses und der Erinnerung oftmals ziemlich schnell eintretende völlige Kindischwerden des Geistes im Alter, bei fortdauernder guter, und wohl gar, gegen sonst, verbesserter Vegetation des Körpers betrifft; so kommt dasselbe nur selten bei Geschäftsleuten und Frauen, am öftersten aber bei Gelehrten vor, die viel geschrieben haben, und war, wie man aus mehreren Umständen schließen darf, die Folge einer durch Ruhmbegierde, oder auch wohl durch Nahrungssorgen veranlaßten großen Anstrengung ihres Geistes im Jünglings- und Mannesalter.

In keinem Alter werden Fähigkeiten der Seele wirksam, die in einem frühern ganz unthätig blieben; sondern alle Verschiedenheit der Alter ist, ihrem Grunde nach, nur eine Verschiedenheit des Verhältnisses der Wirksamkeit der, unserer Seele beständig beiwohnenden Fähigkeiten, oder der geringern und stärkern

Aeußerung derselben, wovon aber, wie die Natur die Folge ihrer Entwickelung festgesetzt hat, die vorhergehende Aeußerung und Entwickelung die darauf folgende vorbereitet.

§. 221.

Durch das eben Angeführte ist der Unterschied der Zeiträume des geistigen Lebens, nur wie er im Allgemeinen statt findet, angegeben worden. Derselbe erhält aber vermittelst des Einflusses derjenigen Dinge, welche die naturgemäße allmählige Entwickelung der geistigen Fähigkeiten befördern oder verhindern, und der einen Fähigkeit mehr oder weniger Einfluß auf die andere verschaffen, besondere Bestimmungen. Außer der allgemeinen Alterskunde giebt es daher noch eine besondere, welche die allmählige Entwickelung der Seelenfähigkeiten unter gewissen Bedingungen und Umständen darstellt. Diese ist wegen der großen Verschiedenheit der Lagen, worin sich der wirkliche Mensch befindet, natürlicher Weise von großem Umfange, wenn auch nur die meisten Lagen dabei berücksichtiget werden sollen. Es fehlt aber die Kenntniß vieler von den zur Darstellung derselben nöthigen Thatsachen. Denn die Beobachter der menschlichen Natur im Zustande der Roheit

und des Mangels der Civilisation haben ihre Aufmerksamkeit nicht auf die Aeußerung der Seelenfähigkeiten im Kindes- Knaben- und Jünglingsalter während dieses Zustandes verwendet. Für die vorzüglichsten Zwecke der psychischen Anthropologie ist jedoch nur die Denk- und Gemüthsart jedes Alters, wie sie bei den civilisirten Nationen, und besonders bei den Mitgliedern derjenigen Stände, die an der Cultur vorzüglich Antheil haben, und einer, der Bestimmung des Menschen entsprechenden allmähligen Entwickelung ihrer Kräfte theilhaftig sind, angetroffen werden, von Wichtigkeit.

In dem Kindes- und Knabenalter (die in der Betrachtung darüber mit einander verbunden werden können, weil wir uns von der geistigen Thätigkeit des Kindes in dem ersten Abschnitte seines Daseyns, wo sie von der im Knabenalter am meisten abweicht, keine ihrem Gegenstande genau entsprechende Vorstellung machen können) wird das Begehren hauptsächlich nur durch die jedesmal vorhandenen sinnlichen Bedürfnisse bestimmt. Es ist jedoch darin auch schon das Streben nach allen Eigenthümlichkeiten und Vorzügen des geistigen Lebens im Menschen vorhanden. Der Erkenntnißtrieb ist auf die äußere Welt, auf die Be-

schaffenheiten der darin vorkommenden Gegenstände, und auf deren Verhältnisse zum Kinde und Knaben gerichtet, um durch die Einsichten davon eines der menschlichen Natur angemessenen Daseyns fähig zu werden. Der Trieb nach Selbstständigkeit oder äußerer Freiheit (§. 207) wird auf verschiedene Art wirksam, wozu auch die nach und nach sich immer stärker äußernde Neigung gehört, gegen gegebene Verbote, als gegen ungerechte Einschränkungen iener Freiheit zu handeln. Sogar das auf die Bildsamkeit unserer Natur sich beziehende Streben nach höhern Vollkommenheiten, als man bereits besitzt, äußert sich bereits. Aber das Muster, welchem Knaben und Mädchen ähnlich zu werden trachten, sind die ihnen bekannten Erwachsenen, vorzüglich die Eltern. Wegen der Schwäche des, den Werth der Dinge nach ihrer Nützlichkeit bestimmenden Verstandes sind bei dem Kinde und Knaben die Urtheile über diesen Werth bloß von den Gefühlen abhängig, welche die Dinge erregen, also veränderlich, mithin auch die Aeußerungen des Begehrens, wenn sie nicht etwa schon durch Gewohnheit eine bleibende Richtung auf gewisse Gegenstände erhalten haben, unbeständig. Uebrigens ist die Gleichheit der geistigen Thätigkeit, welche man

den Menschen in diesem Zeitraume des Lebens beigelegt hat, mehr scheinbar, als wirklich, und die Anzeige von dem, was dereinst aus dem Kinde und Knaben werden wird, zum wenigsten für den Kenner des Entwickelungsganges der menschlichen Seelenfähigkeiten schon vorhanden. Denn alle unserer Natur eigenthümliche Gefühle, nämlich für Lob und Tadel, für Schönheit, Recht, Wohlwollen und sogar für die Religion, werden bereits im Knabenalter rege, und verkündigen durch ihre Stärke, welchen Einfluß sie dereinst auf den Mann haben werden.

In der Jugend, welche, mit einem sehr passenden Bilde, die Zeit der Blüthe bei beiden Geschlechtern genannt worden ist, sucht der Geist sich durch Hülfe der Einbildungskraft über die gewöhnliche Wirklichkeit und zu Idealen zu erheben, wodurch alle Bestrebungen des Gemüths, selbst auch die noch aus dem vorhergehenden Zeitraume des Lebens herrührenden, besondere Bestimmungen erhalten. Denn es geschieht nicht bloß der angenehmen Unterhaltung wegen, daß sich der Jüngling Vollkommenheiten des menschlichen Daseyns und Wirkens dichtet, welche die Erfahrung übersteigen, sondern diese Dichtungen sind oft zugleich auch

Plane, welche er für seine künftige Wirksamkeit in der Welt entwirft, und für die er leicht begeistert werden kann. Noch unbekannt mit den mancherlei Hindernissen der Ausführung dieser Plane, welche in der wirklichen Welt vorhanden sind, und voll von Muth und Selbstvertrauen sinnt er darauf, die Plane auszuführen, und trifft wohl schon manche Anstalten dazu. Allein neben der eben angezeigten Fähigkeit zur Annahme einer großen und edeln Gesinnung, kommen in diesem Alter auch viele Veranlassungen zu betäubenden Affecten und zu mehreren, Blindheit und Knechtschaft des Geistes verursachenden Leidenschaften vor. Selbst feste Vorsätze werden leicht wankend gemacht, oder gelangen doch selten zu vollständiger Ausführung, weil sie nicht aus Grundsätzen, sondern aus lebhaften Gefühlen, die durch Veränderung der Umstände oft große und schnelle Veränderung erleiden, herrühren. Uebrigens ist meistentheils in den Jugendjahren schon entschieden, in welcher Form sich das Gemüth während des übrigen Lebens äußern wird.

Im männlichen Alter sind die Bestrebungen wegen der durch viele Erfahrungen bewirkten Reife des Verstandes, welche Erfahrungen es vor dem vorhergehenden Alter voraus hat,

vorzüglich auf das Nützliche, und auf Dinge von dauerhaftem Werthe gerichtet. Um diese zu erreichen, werden daher schnell vorübergehende Annehmlichkeiten leicht aufgeopfert, auch ist das Streben nach den Genüssen in diesem Zeitraume des Lebens in der Regel schon mäßiger, weil sie den Reitz der Neuheit verloren haben. Durch die darin eingegangene eheliche Verbindung wird aber eine Art von Gefühlen, nämlich die gegen den Gatten und die Kinder erregt, welche mancherlei Einschränkungen der selbstsüchtigen Neigungen bewirken, indem sie die Sorge für die Wohlfahrt derselben angenehm machen. Allein dieser Abschnitt des Lebens ist zugleich derjenige, worin alle Leidenschaften die größte Stärke erhalten, und eine unwiderstehliche Herrschaft über Verstand und Vernunft ausüben. Wurde jedoch das Entstehen der Leidenschaften verhindert, so steigt darin die Entwickelung des geistigen Lebens bis zum höchsten Grade, nämlich bis zur Unterordnung des Handelns unter Grundsätze der Vernunft, welche in dem damit genau zusammenhängenden (in Ansehung seines Anfanges aber am wenigsten nach der Zahl der Jahre bestimmbaren) angehenden Alter (senectus viridis), durch die Abnahme der Gefühle der Sinnlichkeit begünstigt,

zur größten Vollendung gelangt. Es war daher eine Folge der Einsicht von der Ordnung, welche die Natur für die Entwickelung der menschlichen Natur festgesetzt hat, wenn in allen republicanischen Staaten die Sorge für die Erhaltung derselben in der bisher bestandenen Form und für die allgemeine Wohlfahrt diesem Alter anvertrauet wurde, weil es am meisten dazu befähiget, durch ruhige Ueberlegung Uebereilungen zu vermeiden, und durch die Grundsätze der Vernunft sich über die Eingebungen des Eigennutzes zu erheben.

Was endlich die Fehler betrifft, welche dem Greisenalter so oft beigelegt worden sind *), nämlich Langsamkeit im Beschließen und in der Ausführung der gefaßten Beschlüsse und Plane, Hang zum Tadel der jüngern Welt, eifriges Bestreben nach den Mitteln des sinnlichen Genusses, ohne den Willen, sich diesen zu gewähren; so sind sie darin nicht nothwendig oder aus der Einrichtung der Natur abstammend, sondern Folgen einer Seelenschwäche, die schon in frühern Jahren statt fand, nur aber auf andere Art sich äußerte. Es hat zu allen Zeiten sehr betagte Greise gegeben, die von jenen Fehlern frei waren, und in der Fassung

und Ausführung großer Plane es der Jugend gleich thaten.

*) Aristoteles Rhetor. L. II. cap. 13. Horatius de arte poetica v. 169-174.

§. 222.

Um die dem Weibe verliehenen geistigen Anlagen kennen zu lernen, müssen wir es in der naturgemäßen Entwickelung betrachten. Diese wird aber weder im Zustande einer sklavischen Unterwürfigkeit desselben unter den Mann angetroffen, noch kommt sie auch dann vor, wenn es zum Besitz einer naturwidrigen Herrschaft über ihn gelangt ist, sondern entstand erst dann, wenn die Verdienste, deren das Weib als treue Gattin und zärtliche Mutter fähig ist, anerkannt, und danach dessen Rechte in der Familie und im Staate bestimmt wurden. Denn in dem ersten Zustande, worin es sich nicht nur bei dem rohen Wilden, sondern auch noch, manchmal jedoch in einem geringern Grade, bei denjenigen civilisirten Völkern befindet, deren Gesetze dem Manne erlauben, mehrere Frauen zum Genusse zu halten, die sie, um ihrer Treue versichert zu seyn, in Harems einsperren, können die dem Weibe eigenthümlichen

Neigungen nicht zur Entwickelung gelangen. Im Zustande einer ihm nicht gebührenden Herrschaft über das männliche Geschlecht, und eines seinen Naturgaben nicht angemessenen Einflusses auf die bürgerliche Gesellschaft, auf Sitten und Cultur, wird es aber auch von seiner Naturbestimmung abweichend gemacht, und mit Neigungen und Anmaßungen versehen, die demselben ursprünglich fremd sind *). Doch auch dann, wenn es weder unterdrückt, noch über seinen, durch die Natur bestimmten Wirkungskreis erhoben worden ist, muß wieder dasjenige, was bei ihm auf bleibende Art im Geiste und Gemüthe statt findet, von dem, was darin nur unter besondern Umständen zum Vorschein kommt, unterschieden werden. Die Sitten der Weiber in gewissen Ständen und an manchen Orten, dürfen nicht auf alle übertragen werden.

Das Bewußtseyn des Unterschiedes der Männlichkeit und Weiblichkeit ist zwar den Individuen beider Geschlechter so tief eingeprägt, daß es sogar in der Seelenkrankheit nicht verloren geht. Aber der Unterschied betrifft nicht das Wesentliche in der menschlichen Natur. Denn obgleich im weiblichen Körper in Ansehung des Baues der Knochen und des Verhältnisses der meisten Theile desselben zu

einander, wenn sie auch auf die Bestimmung des Weibes zur Mutter keinen unmittelbaren Einfluß haben, Abweichungen vom männlichen Körper vorkommen; so stimmen doch beide Körper in der Aeußerung des organischen Lebens überein, außer wenn die besondern Verrichtungen beider Geschlechter bei der Fortpflanzung eine Verschiedenheit darin nöthig machten. Mit den geistigen Fähigkeiten hat es aber dieselbe Bewandniß, und im Manne läßt sich keine einzige Fähigkeit dieser Art nachweisen, die dem Weibe gänzlich versagt wäre, sondern es sind bloße Möglichkeiten einer größeren oder geringeren Entwickelung der Anlagen im Menschen, was beide Geschlechter von einander unterscheidet **). Daher kommt es auch, daß der Mann in der Ausbildung des Körpers und der Seele so oft dem Weibe, dieses aber in derselben Ausbildung jenem ähnlich wird ***). Die Natur hat jedoch dafür gesorgt, daß die eine Geschlechtsform nur höchst selten in die andere übergeht, oder ihr zu sehr ähnlich wird. Denn von der Fortdauer der organischen Verschiedenheit der beiden Geschlechter hängt die Fortpflanzung unserer Gattung ab; durch die Fortdauer der geistigen Verschiedenheiten wird aber eine dauerhafte Verbindung

der Geschlechter in der Ehe und die Entwickelung der Gesinnungen der Humanität in der menschlichen Gesellschaft bedingt. Da nun die Verschiedenheit des weiblichen Geschlechts vom männlichen, für die Erhaltung und Ausbildung des Familienlebens bestimmt ist, so fängt sie auch erst in den Jahren der Mannbarkeit an, sich in einem vorzüglichen Grade zu äußern, und verschwindet, wie die Erfahrung gleichfalls bezeuget, großentheils wieder, sobald diese Jahre vorüber sind, wenn nicht Erziehung und Sitten hierin etwas Anderes hervorbringen. Denn der Unterschied beider Geschlechter in Ansehung der Stärke des Körpers und der Aeußerung der Seelenkräfte ist bei uns in den niedern Ständen, vor und nach ienen Jahren, nur geringe.

Sehen wir nun nicht auf die Ausnahmen von der Regel, wodurch der geistige Unterschied des Weibes vom Manne bestimmt ist, sondern auf das der Regel Angemessene, so gehört zu diesem Unterschiede folgendes. Erstens. Extensiv und intensiv größere Aeußerung des Mitgefühls bei dem Weibe. Dieses hat nämlich nicht bloß mit dem Kinde, welches es unter dem Herzen trägt oder getragen hat, sondern auch mit den übrigen Mitgliedern der

Familie, und überhaupt mit jedem Nothleidenden Mitleid, wenn er gleich ein fremder und unbekannter Mensch seyn sollte ****). Auch ist die zärtliche Theilnahme des Weibes weit anhaltender, als die des Mannes, und jene ging oft, wenn den Gatten unverschuldete Unglücksfälle trafen, er aber der Achtung des Weibes werth war, in eine heroische Aufopferung für denselben über. Ueberhaupt ist dem edlen und gebildeten Weibe keine recht innige Freude beschieden, die nicht der Wiederschein des Glücks eines Andern wäre. Der Mann hingegen sorgt mehr für sich selbst, und wird leicht wegen der vielen Anstrengungen und Zerstreuungen, worin er lebt, gleichgültig gegen die Noth Anderer; ja er muß sogar oft mit Härte gegen Andere verfahren, um Uebel in der bürgerlichen Gesellschaft zu verhindern oder zu vermindern. Zweitens. Von allen edlern Gefühlen, deren die menschliche Natur fähig ist, gelangen diejenigen, welche sich auf die Erhaltung und Verschönerung des Familienlebens beziehen, bei dem Weibe leicht und bald zu einem gewissen Grade der Richtigkeit und Lebhaftigkeit. Es besitzt in sich einen zwar nur gefühlten, aber doch mehrentheils wahren Maßstab für das Anständige, Schöne und für Alles,

was jenem Leben Annehmlichkeit ertheilt. Und wenn Weiber keine wichtige Erfindungen in Wissenschaften und Künsten zu Stande gebracht haben, so sind ihnen dagegen dichterische Darstellungen einzelner, Theilnahme und Wohlwollen enthaltender Gefühle, und Beurtheilungen gesellschaftlicher Verhältnisse so wie auch der darauf Beziehung habenden Sitten oft besser, als den Männern gelungen. Drittens. Die Regungen der auf groben Genuß ausgehenden Sinnlichkeit, sind bei dem Weibe geringer, als bei dem Manne, und mußten es seyn, wenn nicht die Erreichung seiner Bestimmung zur Mutter und zur Schöpferinn und Erhalterinn der Annehmlichkeiten des Familienlebens unmöglich gemacht werden sollte. Spuren der weiblichen Schamhaftigkeit finden sich sogar im Stande der Rohcit der menschlichen Natur, und diese Schamhaftigkeit geht während der Seelenkrankheit zuletzt verloren. Die Beispiele von schamlosen Mitgliedern des andern Geschlechts, müssen daher für Ausnahmen von der Regel genommen werden *****).

Man hat dem weiblichen Geschlechte mancherlei Fehler und Schwachheiten, als ihm besonders eigen, nachgesagt. Die Wirklichkeit und große Ausbreitung derselben kann freilich

nicht geläugnet werden. Allein es läßt sich nicht beweisen, daß ein angeborner Hang dazu in jenem Geschlechte vorhanden sey, sondern sie entstehen entweder nur aus Verbildung des Kopfes und Verirrungen des Herzens, oder sind Ausartungen der weiblichen Natur, wozu die Roheit und Ungerechtigkeit, womit sie so oft von Seiten des Mannes behandelt wird, die Veranlassung gab. Denn was z. B. die den Weibern vorgeworfene Verstellungskunst betrifft, so gebrauchen sie solche als ein Mittel gegen die männliche Oberherrschaft und deren harten Druck. Der Schwache muß seine Plane, so lange sie noch nicht zur Ausführung reif sind, verbergen, damit ihnen nicht entgegengearbeitet werde. Von der Gefall- und Putzsucht der Weiber trägt aber der Mann gleichfalls die Schuld, weil er oft bloß durch deren Reize auf seine Sinnlichkeit zu der ihnen, in Rücksicht ihrer Sanftmuth, Züchtigkeit und Bescheidenheit gebührenden Achtung bestimmt wird. Und nach der Aufmerksamkeit und dem Lobe der Männer strebend, die deren Schicksal in Händen haben, werden sie leicht eitel, suchen des Lobes durch Eigenschaften theilhaftig zu werden, die keinen Werth haben und kein Verdienst sind, und spielen auch wohl einen Betrug,

um sich in den Augen der Männer wichtig zu machen ******). Zur Redseligkeit und Schwatzhaftigkeit des andern Geschlechts endlich mag wohl ein Grund darin liegen, daß dasselbe mit der Gabe der natürlichen Beredtsamkeit, welche für das gesellschaftliche Leben eine große Wichtigkeit besitzt, mehr, als der Mann, ausgestattet worden ist. Allein zur Ausartung dieser Gabe in iene Fehler enthält die Entfernung der Weiber von solchen Geschäften, die den Geist interessiren, und der Mangel vieler Mittel, sich die lange Weile zu vertreiben, welche dem Manne zu Gebote stehen, die vorzüglichste Veranlassung. Es ist auch der Erfahrung aller Zeiten gemäß, daß die Zahl der, von den bisher angeführten Fehlern freien Frauen nicht geringe war, sobald sie in Verhältnissen lebten, welche die Entwickelung der Anlagen zu den ihnen eigenthümlichen Vorzügen begünstigten.

*) Das Schauspiel einer naturwidrigen, aus der Ausartung des Ritterthums, und des dadurch in der neuen europäischen Welt begründeten Bestrebens, dem weiblichen Geschlechte durch Verehrung desselben zu gefallen, entstandenen Unterwürfigkeit der Männer unter den Geschmack, die Eitelkeit und Herrschsucht der Weiber, gewährte vorzüglich Frankreich, welches

daher auch das Paradies der Weiber genannt worden ist. Sie hatten daselbst an allen wichtigen Vorfällen im Staate Antheil, und waren oft die alleinigen Veranlassungen dazu. Die Mätressen Ludwig's XIV. und XV. wählten die Staatsdiener und Heerführer, leiteten sogar die kriegerischen Unternehmungen, brachten dadurch die Regierung um alles Ansehen, und schlugen dem Staate tiefere Wunden, als dessen äußere Feinde ihm hätten beibringen können. Die Ninon de Lenclos, Deffand, Geoffrin und l'Espinasse waren Schiedsrichterinnen in Sachen des Geschmacks, der Philosophie und der Gelehrsamkeit für ganz Frankreich. Die Aussprüche derselben in den, von ihnen unterhaltenen und beherrschten Gesellschaften, in welche aufgenommen zu werden das Ziel der Wünsche aller Gelehrten und schönen Geister in Paris ausmachte, entschieden über die Aufnahme ieder neuen Idee, iedes gelehrten Werkes und Gedichtes, zunächst zwar nur in der Hauptstadt, durch diese aber in ganz Frankreich.

**) Davon, daß der weibliche Geist keine große, Wissenschaft und Kunst erweiternde Erfindungen zu Stande gebracht hat, macht die vorzüglichste Ursache die geringere Fähigkeit der Einbildungskraft desselben zu kühnen und die wirkliche Welt übersteigenden Dichtungen aus. Ohne diese Einrichtung würde aber das Weib

seiner Bestimmung als Gattinn, Mutter und Hausfrau weniger angemessen gewesen seyn.

***) Die Amazonen, deren es in allen Erdtheilen gegeben haben soll, scheinen einen Beweis davon zu liefern, daß das weibliche Geschlecht auch wohl zur Annahme einer männlichen Lebensweise gebracht werden könne. Allein die Nachrichten von denselben sind nur zur Unterhaltung besonders ausgeschmückte Sagen, wozu aber Beispiele von einzelnen, durch ihren Muth im Kriege sich auszeichnenden Mädchen und Frauen, dergleichen ja auch in den neuern Zeiten vorgekommen sind, die Veranlassung gegeben haben.

****) Als der durch Mätressen und Pfaffen gegängelte Ludwig XIV. die Hugenotten mit Gewalt katholisch machen wollte, waren es katholische Frauen, welche sich der verfolgten Hugenotten und der Kinder derselben christlich liebreich annahmen (s. Journal de Jean Migault, ou malheurs d'une famille protestante de Poitu, à l'epoque de la revocation de l'Edit de Nantes. Paris 1825). Und die Gesellschaft der barmherzigen Schwestern in Frankreich zeigt, bis zu welcher Größe in der Unterstützung der Nothleidenden das weibliche Geschlecht es bringen kann.

*****) Auch bei den Weibern und Mädchen roher Menschenstämme ist eine geringere Be-

gierde nach Befriedigung des Geschlechtstriebes vorhanden als im Manne vorkommt, wie die glaubwürdigsten Beobachter der Sitten dieser Stämme bezeugen. Schamhaftigkeit und Sittsamkeit werden aber bei manchen Völkern nach besondern Regeln beurtheilt, und der mit diesen Regeln unbekannte Fremde wird daher leicht zu Fehlschlüssen in Ansehung der Sittsamkeit des weiblichen Geschlechts in einem Lande verleitet. Was in dieser Rücksicht von Bourgoing (Neue Reisen durch Spanien, in der Berlinischen Sammlung von Reisebeschreibungen B. XXXI. S. 504 ff.) über die Spanierinnen angeführt worden ist, gilt auch noch von dem weiblichen Geschlechte in andern Ländern.

******) Es ist darüber oft geklagt worden, daß Mädchen und Weiber jede Gelegenheit benutzen, um Aufsehen zu erregen und sich bedeutend zu machen, und dazu sogar das Hervorbringen von Krämpfen, Convulsionen und vom Veitstanze benutzt, auch bei den Versuchen mit dem thierischen Magnetismus die Leichtgläubigkeit der Magnetiseure sehr gemißbraucht haben. Ein berühmter Arzt sagt: Mulieri et ne mortuae quidem credendum. Die Täuschungen sind freilich in der angegebenen Absicht angewendet worden, aber nur von Personen ohne wahre weibliche Bildung. Und diese haben hierin nichts Schlimmeres gethan, als Alle, welche körperliche Gebrechen vorspie-

geln, um dadurch von den Mitleidigen reichlichere Gaben zu erhalten. An den meisten Verirrungen des weiblichen Geschlechts waren die Männer Schuld.

Die über das weibliche Geschlecht vorhandenen Schriften und Abhandlungen sind in sehr verschiedener Absicht abgefaßt. Bei mehreren derselben hat die Artigkeit gegen dieses Geschlecht die Feder geführt; andere sind zur Vertheidigung der, den Weibern zukommenden und von den Männern so oft beeinträchtigten Rechte bestimmt; in manchen sollen die Abweichungen der Frauen in den höhern Ständen von der weiblichen Bestimmung, und die Uebel dargestellt werden, welche aus diesen Abweichungen entstanden sind. Auch eine Geschichte des weiblichen Geschlechts oder eine Beschreibung der Zustände, worin es sich seit den ältesten Zeiten bei allen bekannten Nationen befunden hat, ist versucht worden. Endlich hat noch manche Erscheinung in der weiblichen Welt, z. B. die der Hetären bei den Hellenen, in Ansehung ihrer Ursachen Aufklärung erhalten. Natürlicher Weise sind diese Schriften für die Erkenntniß der weiblichen Gemüthsart nicht von gleichem Werthe, und bei dem, was darin über diese Gemüthsart gesagt wird, muß, wenn es auch der Erfahrung gemäß ist, das zur Natureinrichtung des Weibes Gehörige von demjenigen sorgfältig unterschieden werden, was ein Erzeugniß besonderer Umstände, und vor-

züglich seiner Behandlung von Seiten des Mannes ausmacht.

§. 223.

Ueber keines von den Dingen, welche auf den Geist und das Gemüth Einfluß haben, und in ursachlicher Verbindung mit den Besonderheiten des geistigen Lebens im Menschen stehen sollen, ist so viel geschrieben worden, als über das von der Beschaffenheit des Leibes abhängige Temperament. Und besäße die Lehre hievon den ihr oftmals beigelegten Grad der Zuverlässigkeit, so würde sie alle weitere Nachforschungen über die Ursachen der Verschiedenheit der Denk- und Gesinnungsart in einzelnen Menschen und ganzen Nationen überflüssig machen, weil in der Beschaffenheit des Temperaments zum wenigsten die vorzüglichste dieser Ursachen enthalten seyn soll.

Die ursprüngliche Grundlage der Lehre von den Temperamenten ist die alte Lehre von den vier Urstoffen (elementa), woraus die Lehre von den vier Ureigenschaften (qualitates primariae) der körperlichen Dinge, nämlich der Wärme, Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit entstand. Aus diesen Ureigenschaften wurden von den Physikern die physischen Verschieden-

heiten der Dinge, von den Aerzten aber seit dem Hippokrates die vier Hauptsäfte des menschlichen Körpers abgeleitet, welche aus dem Blute, aus der Galle und schwarzen Galle (χολος und μελας χολος), endlich aus dem Schleime (φλεγμα) bestehen, und deren verschiedene Verhältnisse zu einander die Quellen der Gesundheit und der Krankheiten des Körpers ausmachen sollen. Durch den Galen erhielt jedoch die Temperamentenlehre erst dieienige Ausbildung und Form, in der sie nachher, mit sehr geringen Veränderungen, die Heilkunst bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein beherrscht hat. Nach ihm beruhet nämlich der Unterschied der Temperamente, deren er vier annahm, darauf, daß in iedem eine besondere Mischung (κρασις, temperatura) der vier Hauptsäfte im Körper statt findet, und einer dieser Säfte über die andern das Uebergewicht hat. Derselbe lehrte auch zuerst, daß iedes Temperament des Körpers mit besondern Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der Seele in Verbindung stehe, und zur Klugheit oder Dummheit, Tapferkeit oder Feigheit, Menschlichkeit oder Grausamkeit, Offenherzigkeit oder Zurückhaltung, Treue oder Treulosigkeit, Freigebigkeit oder Habsucht bei-

trage. Stahl fing an, den Grund der Temperamente mehr den festen Theilen des Körpers, als den flüssigen (den vier Hauptsäften) zuzuschreiben. Verbessert ward diese Angabe des Grundes der Temperamente durch Haller, der die Verschiedenheit derselben aus der Stärke und Reizbarkeit der Muskelfasern, aus der Empfindlichkeit der Nerven, und aus dem Verhältnisse iener Stärke zu dieser Empfindlichkeit ableitete. In den neuern Zeiten ist aber die Temperamentenlehre von den Physiologen und Pathologen noch mehr berichtiget, und der Wahrheit näher gebracht worden. Nach denselben liegen den Temperamenten besondere angeborne Beschaffenheiten des Organismus in Ansehung der festen und flüssigen Theile des Körpers und der durch diese Theile bestimmten Kräfte zu Grunde, und sie behaupten, daß vermöge des Verhältnisses der Seele zum Körper aus ienen Beschaffenheiten eine besondere Empfänglichkeit für Reize und eine besondere Rückwirkung auf die Reize in der Seele hervorgebracht hiedurch aber die Ausübung der Seelenkräfte besonders bestimmt werde. Jene Beschaffenheiten des Organismus sollen nun mit den davon abhängigen Ausübungen der Seelenkräfte, dasienige ausmachen,

was man auch die Constitution, oder das Naturell eines Menschen genannt hat. Von dieser Constitution können mithin die Temperamente (zu deren Uebersicht die viergliedrige Eintheilung derselben von den Meisten für die brauchbarste erklärt wird) nur besondere Modificationen seyn, dergleichen Modificationen aber auch in den Unterschieden der beiden Geschlechter und des Lebensalters vorkommen. Diese Lehre von der Constitution und von den Offenbarungen ihrer Verschiedenheit in den Temperamenten soll iedoch nicht so verstanden werden, daß dadurch der Erziehung, der Religion, der Annahme gewisser praktischer Grundsätze und andern Dingen ihr Einfluß auf das geistige Leben abgesprochen werde. Man gesteht vielmehr, daß manches davon, unter besondern Umständen, die Constitution oder das Temperament in dem Einflusse auf ienes Leben übertreffen, und eine ganz andere Stimmung der Seele hervorbringen könne, obgleich das Temperament fortdauert. Endlich soll auch dieses nicht zu den unveränderlichen Dingen im Menschen gehören, sondern schon mit den Jahren und vermittelst der Veränderungen, welche hiedurch im Körper hervorgebracht werden, ferner durch bedeutende Veränderungen in der Lebensart ein Tem-

perament an die Stelle des andern treten *). — Mit diesen berichtigenden Zusätzen versehen enthält die Temperamentenlehre allerdings einen Beitrag zur Kenntniß der Veranlassungen der Verschiedenheiten in der Denk- und Gemüthsart der Menschen.

*) Ein merkwürdiges und lehrreiches Beispiel von gänzlicher Veränderung der Gemüthsart durch strenge Diät liefert der Venetianer Ludovico Cornaro; s. Mackenzie Histoire de la Santé P. I. chap. 14.

§. 224.

Zur physischen Beschaffenheit des so genannten sanguinischen Temperaments gehört, leichte und große Reizbarkeit der festen Theile des Körpers, Fülle und große Beweglichkeit der Säfte bei kürzerer Dauer der Eindrücke und geringerer Energie. Die psychische Beschaffenheit dieses Temperaments besteht aber aus großer Lebhaftigkeit, aus Neigung zum Lebensgenuß und zur Freude, gemeiniglich verbunden mit Gutmüthigkeit, Geselligkeit, Nachgiebigkeit gegen Andere, wodurch iemand zum Umgange in einem vorzüglichen Grade tauglich wird. Es fehlt iedoch bei diesem Temperamente Dauer und Beständigkeit in ieder

Thätigkeit, vorzüglich in der Ausführung guter Vorsätze; auch behandelt es die wichtigsten Dinge mit Leichtsinn und Flüchtigkeit, genießt mit Sorglosigkeit das Leben und überläßt sich leicht ausschweifenden Genüssen, wenn die Gelegenheit dazu vorhanden ist.

Das phlegmatische Temperament unterscheidet sich physisch von dem vorigen durch geringere Empfänglichkeit für Reize und geringere Energie, durch Schlaffheit der festen Theile und durch einen Ueberfluß schleimiger und langsam sich bewegender Säfte in den Gefäßen. Der psychische Charakter dieses Temperaments ist Mangel an Gefühlen, an Kraft, an Thätigkeit im Denken und Handeln, und an Ausdauer in der Ausführung des Beschlossenen. Es macht gleichgültig gegen alle körperliche und geistige Reize, und der Besitzer desselben bringt im Nichtsthun die Zeit am angenehmsten hin.

Die physische Grundlage des cholerischen Temperaments besteht aus großer Erregbarkeit, vorzüglich der Leber und des Gallensystems, verbunden mit starker und dauernder Reaction gegen die Eindrücke. In psychischer Rücksicht zeichnet es sich aus durch lebhafte und anhaltende Thätigkeit, und macht daher

zur Ausführung großer und kühner Unterneh-mungen geschickt, enthält aber auch Veranlas-sung zum Entstehen heftiger Leidenschaften und führt hiedurch leicht zu großen Vergehungen.

Die körperliche Beschaffenheit des melancholischen Temperaments ist geringere Empfänglichkeit für Reize, verbunden mit großer Stärke und längerer Dauer der Eindrücke, wenn sie statt gefunden haben, was auf die große Straffheit der festen, und auf die Verdickung der flüssigen Theile bezogen wird. Aeusserlich giebt es sich, zur Ausbildung gelangt, durch kleine, tiefliegende und matte Augen zu erkennen. Seiner psychischen Beschaffenheit nach genommen besteht es aus einer geringen Empfänglichkeit für Freude und gesellschaftlichen Umgang, und aus der Anlage zu tiefen Gefühlen, zu stärkerem innern Leben, zu anhaltender Beschäftigung mit gewissen Vorstellungen und zur Besorgniß großer, oft unbestimmter Uebel. Durch dasselbe wird der Hang zur Einsamkeit und zu stiller Selbstbetrachtung veranlaßt, daher es auch leicht in Hypochondrie und Schwermuth übergeht.

Die Mischung und Vereinigung mehrerer Temperamente in einer Person kann nur in

Ansehung solcher Temperamente zugelassen werden, welche in ihrer physischen Grundlage Gleichartigkeit besitzen.

§. 225.

Soll die Temperamentenlehre innerhalb der Gränzen des Wahren, und der Erfahrung angemessen bleiben, so darf nicht übersehen werden, daß es zwei Zustände der menschlichen Natur giebt, worin, was jedes Temperament in den Aeußerungen des geistigen Lebens zur Folge haben soll, wenig oder gar nicht zum Vorschein kommt.

Den ersten dieser Zustände treffen wir bei denjenigen Menschen an, die auf der niedrigsten Stufe des menschlichen Daseyns stehen. Ein Buschhottentotte, Neuholländer, Botocude ist weder melancholischen, noch auch cholerischen und sanguinischen Temperaments; das phlegmatische könnte man aber allen rohen Menschen beilegen, wenn es bloß aus dem Hange zur Trägheit bestehen soll, weil diesem Hange sich solche Menschen überlassen, wenn die Noth sie nicht dazu zwingt, ihre Kräfte zu gebrauchen. Der Grund des Mangels eines Temperaments bei den rohesten Wilden ist aber leicht zu finden. Das erste Bedürfniß unserer sinnlichen Natur, nämlich

das des Essens, beschäftiget bei ihnen, weil es in ihrer Lage oft sehr schwer zu befriedigen ist, und sie häufig Hungersnoth leiden, die geistigen Kräfte schon in einem solchen Grade, daß andere Gefühle und Neigungen der menschlichen Natur nur zu schwacher Aeußerung gelangen, und daher eine Entwickelung dieser Kräfte nicht statt finden kann. Auch kommt bei den rohen Wilden die Mannichfaltigkeit der Krankheitsformen nicht vor, welche auf die Temperamentsverschiedenheiten bezogen wird.

Der zweite Zustand der menschlichen Natur, worin die Temperamentenlehre aufhört anwendbar zu seyn, ist der Zustand wahrer Veredelung und Cultur, worin der Mensch im Fühlen und Handeln nicht mehr von der Constitution seines Körpers abhängt, sondern durch Belebung der Idee von dem, was Gut und Groß ist, und durch angenommene Grundsätze sein Thun und Lassen bestimmt. Es würde sich daher auch schlecht ausnehmen, wenn man die Lebensbeschreibung eines Menschen, dessen Wirksamkeit ausgezeichnet war, mit der Angabe seines Temperaments anfinge, es geschehe denn in der Absicht, um hinterher zu zeigen, daß er durch geistige Kraft die Schwächen und Fehler des Temperaments überwunden habe *).

Denn ist, was er ausführte, die Wirkung seines Temperaments, so war er eigentlich nur der Vollbringer dessen, was dieses ihm vorschrieb. Und daß die Begeisterung für Vaterland, Religion und Freiheit bei Tausenden von Menschen, trotz ihrer Temperamentsverschiedenheit, eine Richtung des Wollens auf dasselbe Ziel, und eine gleiche Stärke dieses Wollens hervorgebracht habe, ist doch wohl unläugbar. Der Mensch ist mit der Anlage zu einer Macht versehen, den Einfluß des Temperaments auf die Gesinnung und das Handeln zu schwächen und aufzuheben; er muß sich aber diese Macht durch seinen Willen geben. Nur der große Haufen der Menschen, dem es an geistiger Selbstständigkeit fehlt, überläßt sich, so wohl in Ansehung der Anregungen und Gefühle, als auch in Ansehung der Reaction, lediglich seinem Temperamente.

*) Stilponem, Megareum philosophum, sagt Cicero (de Fato c. 5.), acutum sane hominem et probatum temporibus illis accepimus. Hunc scribunt ipsius familiares et ebriosum, et mulierosum fuisse; neque hoc scribunt vituperantes, sed potius ad laudem. Vitiosam enim naturam ab eo sic edomitam et compressam esse doctrina, ut nemo un-

quam vinolentum illum, nemo in eo libidinis vestigia viderit. Und nachdem er des Physiognomen Zopyrus Urtheil über den Sokrates, daß dieser von Natur dumm, schwachköpfig und weibersüchtig sey, angeführt hat, fügt er noch bei: Sed haec ex naturalibus causis vitia nasci possunt; exstirpari autem et funditus tolli, ut is ipse, qui ad ea propensus fuerit, a tantis vitiis avocetur, non est id positum in naturalibus causis, sed in voluntate, studio, disciplina.

§. 226.

Der Einfluß des Klimas auf Geist und Gemüth ist von Manchen für sehr groß ausgegeben *), von Andern aber gänzlich geläugnet worden **). Daß nun die Bestandtheile und die Temperatur der Luft unmittelbar gewisse Neigungen erregen, oder deren Entstehen verhindern sollten, kann nicht nachgewiesen werden. Aber durch die größere und geringere Fruchtbarkeit des Bodens und durch die daraus entstehenden Bedürfnisse erhält der Mensch mehr oder weniger Veranlassung zur Anwendung seiner körperlichen und geistigen Kraft. Da nun jene Fruchtbarkeit vom Klima abhängt, so muß diesem ein mittelbarer Einfluß auf das geistige Leben des Menschen zugeschrieben werden.

In den fruchtbaren Gegenden des Südens liefert der Boden, ohne mühevolle Bearbeitung desselben, reichlichen Unterhalt, und der Mensch findet daselbst auch fast in jeder Jahreszeit etwas zur Nahrung Taugliches. Ein Haus, oder eine Hütte hat er nur nöthig, um darin zu schlafen und sich gegen den Regen zu schützen, zu welchem Zwecke aber keine große Festigkeit und Dauerhaftigkeit derselben erfoderlich ist. Er braucht daher nicht viel darüber nachzudenken, wie er sich durchbringen will, lebt sorgenlos, liebt die Ruhe, die desto angenehmer ist, jemehr wegen der Hitze des Klimas die Kräfte des Körpers durch jede Anstrengung bald erschöpft werden, und sucht durch Aufregung der Einbildungskraft zu lebhafter Thätigkeit, angenehmer Gefühle theilhaftig zu werden.

In den nördlicher gelegenen Erdstrichen hängt hingegen die Befriedigung der ersten Bedürfnisse des Lebens vom Ackerbaue und von der Viehzucht ab, die Sorgfalt und regelmäßige Anstrengung erfodern, um dadurch den nöthigen Unterhalt zu gewinnen. Diese Himmelsstriche machen auch feste und gegen Kälte und böse Witterung schützende Häuser, ferner Feuerung und erwärmende Kleider nöthig, deren Anschaffung gleichfalls die Ueberlegung und das

Nachdenken anregt. Dem Nordländer wird daher nach und nach Arbeit zum Bedürfniß, und ist sein Nachdenken durch die Beschäftigung mit dem Ackerbaue und mit der Haushaltung geübt, und an Regelmäßigkeit in der Anwendung gewöhnt worden, so richtet er es auch auf andere Dinge. Vorzüglich ist es die Zukunft, an die er viel denken muß, um nicht in Noth zu gerathen. Er wird daher in allen Dingen sorgsamer, überläßt sich aber auch leicht den Besorgnissen wegen der Zukunft bis zur Gleichgültigkeit gegen sein mühseliges Leben.

In denjenigen Gegenden endlich, wo das Land, die Flüsse und das Meer den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee und Eis bedeckt sind, und Jagd und Fischfang alsdann keinen Unterhalt mehr liefern, wird der Geist des Menschen einzig und allein mit der Sorge für die Erhaltung des leiblichen Lebens beschäftiget. In diesem Zustande der menschlichen Natur kommen zwar keine Ausbrüche heftiger Leidenschaften vor; es werden darin aber auch alle wahre Freuden des Lebens entbehrt.

*) Montesquieu im Esprit des loix, L. XVI - XVII. und Falconer in den Remarks of the influence of climate.

**) Helvetius de l'esprit und Hume in den Essays and Treatises on several subjects, P. I. p. 119.

Daß anhaltend große Hitze immer auch eine Schwäche des Körpers zur Folge habe, ist nicht der Erfahrung gemäß. Eine größere Hitze, als in den Sandwüsten herrscht, worin der Araber nomadisirt, wird wohl nirgends angetroffen, und gleichwohl zeichnet sich dieser Araber durch die Kraft und Gewandheit des Körpers aus.

Die Bewohner der Gebirge haben von jeher große Liebe zu ihrer Heimath, ferner Muth und Verachtung der Gefahren bewiesen. Denn sie waren von diesen umgeben, und lernten sie bestehen. Tapferkeit ist daher auch allen eigen, und die Gebirge waren die Zufluchtsörter des Hasses gegen ungerechte Unterdrückung. Ein vorzüglich merkwürdiges Beispiel vom Einflusse des Lebens im Gebirge und der daraus entstehenden Denk- und Gesinnungsart liefern die Caledonier, s. Sketches of the character, manners and present state of the Highlanders of Scotland, by D. Stewart, III edit. 1825.

Die Rangordnung der Menschenstämme in Ansehung der geringern und größern Cultur nach ihrer Ernährungsart, ob sie nämlich vom Fischfange, oder von der Jagd, von der Viehzucht, oder vom Ackerbaue leben, ist durch die Völkerkunde längst widerlegt. Fischervölker sind

nicht immer dumm, und Jägervölker nicht immer listig und grausam. Man hat auch nicht gefunden, daß Menschenstämme, die in jeder Jahreszeit auf eine andere Weise sich ernähren, ein Gemisch der Wirkungen jeder Ernährungsart im Geiste und Gemüthe ausmachen.

§. 227.

Von großem Einflusse auf Geist und Gemüth ist die Erziehung, deren der Mensch nach seiner ganzen Natureinrichtung unter den lebendigen Wesen allein bedürftig ist. Es gehören aber dazu nicht bloß diejenigen Uebungen der geistigen und körperlichen Kräfte, welche der Erzieher im engern Sinne des Wortes (also Eltern, oder Andere, die die Bildung des Zöglings übernommen haben) in der Absicht anstellt, um die auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Entwickelung der Kräfte des Zöglings zu bewirken, sondern auch die Selbsterfahrungen, die der junge Mensch durch die Beobachtung dessen, was in seinen Umgebungen vorgeht, also durch lebendige Beispiele und durch sein Handeln erhält. Diese sind oft weit wirksamer als jene Uebungen, und hemmen deren ganzen Einfluß auf die Ueberzeugung und Entschließung, wenn sie damit im Widerspruche stehen. Es be-

stimmt aber doch die Erziehung in den allermeisten Fällen den Geist und das Gemüth des Menschen für das ganze Leben. Sie bewirkt es nämlich, daß er gedankenlos und roh bleibt, oder Cultur annimmt; daß er eine ungebundene Lebensart lieb gewinnt; oder sich an eine Lebensordnung und an Unterwerfung des Willens unter Gesetze gewöhnt; daß er an zweckmäßiger Thätigkeit Vergnügen findet, oder daß er alle Anstrengung des Körpers und Geistes verabscheuet; daß sich die Gefühle der Liebe gegen Eltern, Geschwister und Verwandte, die nachher zu einer Liebe gegen Andere erweitert werden, entwickeln, oder daß sein Herz von diesen Gefühlen leer bleibt; daß er entweder ein Sklave der Begierde nach Genüssen wird, oder sich diese zu versagen vermag; daß für ihn beständige Neuerungen im Leben ein Bedürfniß werden, oder daß er die seit Jahrhunderten geltenden Sitten seines Volkes beibehält; daß er der Ehre und den Anstrengungen für das Vaterland einen Werth beilegt, oder daß er dagegen gleichgültig bleibt; daß er endlich Vertrauen zu seinen Kräften faßt, oder muthlos und feige wird. Ja, die Erziehung bewirkte, daß selbst dasjenige, was der menschlichen Natur ursprünglich zuwider ist, durch Gewohnheit

zuerst erträglich, nach und nach aber angenehm und zuletzt sogar zum Bedürfnisse ward. Sie kann freilich keine Talente und keine Anlage zu lebhaften Gefühlen edler Art hervorbringen, oder die, zur Erweckung und Bildung derselben nöthigen Umstände ersetzen, und die Begeisterung hat immer Größeres bewirkt, als der Unterricht und die Uebungen in einer Schule. Allein es ist doch auch kein Beispiel vorhanden, daß in einem Menschen ohne alle Erziehung oder Entwickelung der Kräfte Begeisterung für etwas entstanden sey. Und wenn gleich noch weit mehr Thatsachen darüber, daß durch Erziehung bei manchen Menschen nicht viel ausgerichtet worden sey, nachgewiesen werden könnten, als die Erfahrung zu enthalten scheint; so würden doch Sparta, ferner viele Mönchsorden, von denen in dieser Rücksicht der Orden der Jesuiten vorzüglich genannt werden muß, die unfehlbare Wirksamkeit der, für eine gewisse Absicht zweckmäßig eingerichteten Erziehung beweisen. Denn in Sparta vertilgte sie alles Menschliche und Nationale, so weit es der Tauglichkeit zu einem Bürger und Helden entgegen stand. Und bei den Jesuiten wußte sich dieselbe der, für den Orden bestimmten Jünglinge in einem solchen Grade zu bemächtigen, daß diese aufhörten,

Eltern, Geschwister, Freunde, ein Vaterland und ein Gewissen zu haben, und blinde, aber deßwegen auch desto brauchbarere Werkzeuge, selbst zu den abscheulichsten Absichten der Regenten des Ordens würden *).

*) Wie schnell der Unterricht der Jesuiten alle Bande aufzulösen vermochte, welche den Menschen mit den Mitgliedern der Familie vereinigen, erhellet aus den Nachrichten über K. L. Reinhold's Leben und literarisches Wirken, 1825. Dieser war nur ein Jahr im Probehause des Jesuitercollegiums in Wien gewesen, und erklärte in dem Briefe, den er nach Aufhebung des Ordens an seinen Vater, der ihn wieder zu sich nehmen sollte, schrieb: Die Anhänglichkeit an Fleisch und Blut, ist, wie alle Kirchenväter behaupten, eine der stärksten Ketten, mit denen uns der Satan fest an die Erde schmieden will; Ich werde aber die Regeln des Ordens mit aller Strenge im väterlichen Hause fortsetzen und verbitte es daher, von der Mutter und den Schwestern auf meiner Stube besucht zu werden.

§. 228.

Die Verfassung und Regierung des Staats kann man, wegen ihres Einflusses auf die Denk- und Gesinnungsart des Volkes

die fortgesetzte und von einer Generation zur andern übergehende Erziehung der Menschen nennen. Durch dieselbe entstand allererst Civilisation, und diese beförderte gute Sitten. Nach der Familie ist aber für den Menschen die bürgerliche Gesellschaft, wozu er gehört, deren Denk- und Sinnesart, Cultur, Ruhm und Einrichtung das Nächste. Aus ihr entspringen besondere Ansichten von dem Leben und von dem Werthe gewisser Dinge für dasselbe, hieraus aber besondere Wünsche und Neigungen. Auch lehrt die Geschichte aller Zeiten, daß die Regierung eines Staates durch ihren fortdauernden Einfluß auf Familien und ganze Menschenstämme, in diesen, wenn sie auch der Denkart und den Sitten nach sehr abweichend von einander waren, nach und nach eine große Uebereinstimmung hervorbrachte. Und das Gesetzbuch eines Volkes (vorzüglich das peinliche) ist, wegen der darin bestimmten Freiheit und Einschränkung der Handlungen, für den größten Theil desselben zugleich das Sittenbuch, wornach das Betragen in den wichtigsten Verhältnissen des Lebens geordnet wird. Selbst diejenigen Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft, welche in ihrem Wirken, durch eine besondere Stärke der Seele geleitet, ihre

Selbstständigkeit am meisten bewahren, werden gleichwohl mit durch den besondern Geist dieser Gesellschaft beherrscht, und sowohl in ihren Vorsätzen, als auch in Ansehung der Art der Ausführung derselben bestimmt. Aber die Verfassung und Regierung eines Staates geht ursprünglich immer aus der Denkart, den Sitten und Bedürfnissen des denselben bildenden Volkes hervor, und kann nur kräftig wirksam seyn, wenn sie damit übereinstimmt. Fremde Staatsformen und Gesetze können zwar durch Macht und Befehle eingeführt werden; sie erhalten jedoch dadurch noch nicht eine in das innere Leben der Bürger eingreifende Kraft.

Der Einfluß, den die Verfassung und Regierung eines Staats auf die Gemüther besitzt, ist, wenn er in Ansehung dessen, wodurch er sich hauptsächlich äußert, bestimmt werden soll, theils in der Beschaffenheit der Mittel, durch welche der Bürger nach der besondern Einrichtung des Staats zu Ansehen, Macht und Wohlstand gelangen kann, theils in dem Gefühle enthalten, welches ihm durch dessen Regierungsform von seiner bürgerlichen Würde zu Theil wird. Je nachdem nämlich jene Mittel aus guten und ehrwürdigen Eigenschaften, oder aus unedlen Künsten und Lastern bestehen, je nachdem

erhält auch das Volk eine Reizung zur Erwerbung jener Eigenschaften, oder zu diesen Künsten und Lastern. Und sind etwa die mit Ehre und Einkommen versehenen Aemter im Staate bloß erbliche Pfründen für einige durch die Geburt begünstigte Familien geworden, so fällt sowohl für die Mitglieder dieser Familien aller Antrieb weg, sich durch große und für den Staat nützliche Eigenschaften auszuzeichnen, als auch für die Mitglieder der übrigen Familien, weil diese durch dergleichen Eigenschaften sich doch nie aus ihrer Niedrigkeit erheben können. Was aber das Gefühl der bürgerlichen Würde und Selbstständigkeit bei den Mitgliedern eines Staates betrifft, so hängt davon die Entwickelung eines großen Theils der edlern Anlagen im Menschen ab. Der Antheil, den der Bürger an der Ausübung der obersten Staatsgewalten besitzt, der Einfluß, den er dadurch auf das Schicksal des Vaterlandes bekommt; ferner die Ueberzeugung, daß er nur solchen Verordnungen gehorche, welche durch ihre Uebereinstimmung mit der Vernunft, oder durch eine überirdische Macht Gesetzeskraft besitzen, oder die er sich selbst (in der Volksversammlung und durch seine Vertreter in derselben) gegeben hat, heben dessen Geist, und machen ihn großer An-

strengungen und einer Begeisterung für das Wohl des Vaterlandes fähig; das Bewußtseyn hingegen, daß man nur ein Werkzeug in den Händen eines unbeschränkten Machthabers sey, drückt den Geist nieder und gewöhnt zur blinden Unterwürfigkeit unter die Launen und Machtsprüche desselben. Wenn in bei einer solchen Gemüthsstimmung noch einige Vaterlandsliebe übrig blieb, so war sie nicht ein für das Wohl der Gesammtheit der Mitglieder des Staats thätiger, sondern ein aus Stolz auf die Macht und Größe des Herrschers, dem man dient, entsprungener Eifer für die Erhaltung dieser Macht und Größe.

Bei den zu Sklaven herabgewürdigten Menschen sind immer dieselben Verderbnisse und Laster zum Vorschein gekommen, nämlich Falschheit, Betrug, Mißtrauen gegen andere Menschen, gänzlicher Mangel freundschaftlicher Gesinnungen, Geiz, Feigheit, Grausamkeit, und eine sich selbst wegwerfende Erniedrigung unter den unumschränkten Gebieter.

Ausführliche Betrachtungen über den Einfluß des Alters, der Geschlechtsbeschaffenheit, des Körpers, Klimas und der Staatsverfassung auf das Gemüth enthält der zweite Theil von Feder's Betrachtungen über den menschlichen Willen.

§. 229.

Der Einfluß der Religion auf die Denkart und Gesinnung der Menschen, richtete sich immer nach dem Inhalte der ihr zu Grunde liegenden Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen, und hat daher nach der Beschaffenheit dieses Inhaltes entweder wohlthätig gewirkt und den Menschen veredelt, oder Grausamkeit, Roheit und Laster befördert.

Die göttliche Verehrung einzelner Naturdinge oder der in der Natur wirksamen Kräfte (§. 102), hat niemals einen großen Einfluß gehabt, und besondere Bestimmungen des Geistes und Gemüthes hervorgebracht. Denn es sind alsdann nur dem Menschen an Macht überlegene Wesen, die er verehrt, und durch die Verehrung sich geneigt machen will. Diese Verehrung kann aber nie mit sittlichen Foderungen an den Menschen in Verbindung stehen, und ward immer der Gemüthsstimmung derjenigen gemäß, welche sie den Göttern darbringen, eingerichtet. Sie bestand daher, dieser Stimmung entsprechend, entweder aus fröhlichen Festen, wozu die Dankbarkeit gegen die gütigen Götter führte, oder aus Peinigungen und Menschopfern, wodurch das harte Herz der Lenker menschlicher Schicksale erweicht werden

sollte." Verbesserung der Sitten ist nie vom Polytheismus ausgegangen, sondern, wenn sie bei Völkern, die ihm ergeben waren, vorkommt, von der bürgerlichen Gesetzgebung, Ausbildung des Familienlebens und andern auf die Gesinnung des Menschen Einfluß habenden Dingen. Wegen der Furcht vor den mächtigen Göttern wurden iedoch von den Vorstehern iener Völker gewisse Dinge und Handlungen für etwas unter dem Schutze der Götter Stehendes erklärt, und dem Meineidigen, dem Verletzer der Rechte der Gastfreundschaft und dem Verräther am Vaterlande aus ienem Zorne die größten Uebel in dieser und iener Welt verkündigt.

Von grossem Einflusse auf Geist und Gemüth war aber der religiöse Glaube, wenn er sich auf den Theismus gründete, und die Welt in Ansehung ihrer Einrichtungen und Veränderungen auf eine höchste Intelligenz bezog. Die Natur und das Wirken dieser Intelligenz in der Welt ist iedoch sehr verschieden bestimmt worden, was natürlicher Weise nicht ohne bedeutende Folgen in dem Einflusse der Religion auf das geistige Leben der Menschen seyn konnte. Die Grundlehren mancher weit verbreiteten Religionen und den Einfluß, welchen sie

auf die Bildung des Geistes und Herzens ihrer Anhänger gehabt haben, kennen wir jedoch nicht genau. Dies ist aber nicht der Fall in Ansehung des Christenthums und des Mohamedanismus, die ja auch in Rücksicht ihrer Wirksamkeit in der Menschenwelt für uns das meiste Interesse haben.

§. 230.

Mohamed verwandelte die großentheils sehr rohen arabischen Nomaden in Eroberer und Beherrscher großer Reiche. Von welcher Erhabenheit und Gesinnung war denn aber der Gott, dessen Willen er seinen Stammgenossen verkündigte? Nach dem Koran ist Gott das höchste Wesen, ein allmächtiger und allweiser Geist, der alles, was in der Welt vorfällt, vorherbestimmt hat, und für die Ausführung des Vorherbestimmten durch unmittelbare Thätigkeit oder durch Zwischenursachen sorgt. In der Anordnung dessen aber, was geschehen wird, verfährt Gott nicht nach Absicht, oder nach einem für Vernunftwesen gültigen Grunde, sondern bloß nach Belieben. Er hätte wohl machen können, daß alle Menschen dieselbe Religion hätten. Aber nur einige hat er zur wahren Religion und zur ewigen Seligkeit bestimmt,

andere hingegen führt er irre und stürzt sie in ewiges Verderben, weil er, wie im Koran wiederholentlich versichert wird, barmherzig ist nach Belieben. Gott verlangt ferner nach dem Koran, daß alles, was er durch den Propheten hat verkündigen lassen, blind und ohne Untersuchung darüber, ob es vernünftig oder unvernünftig sey, angenommen werde. Es giebt nach dem Koran kein Fortschreiten der Vernunft durch Ausbildung der Erkenntniß und Veredelung der Gesinnung, und wer ein solches Fortschreiten annimmt, der ist nach dem Koran des wahren Glaubens verlustig, ein Verächter des Propheten, und dadurch Gottes selbst, und zur ewigen Verdammniß bestimmt. Wer aber die Lehre des Propheten blindgläubig annimmt und befolgt, und wer vorzüglich in dem heiligen Kriege gegen die Ungläubigen, sich für die Sache Gottes aufopfert (was die oberste Pflicht des Rechtgläubigen ausmacht, der alle andere Pflichten nachgesetzt werden müssen), der wird im Paradiese durch die höchste Seligkeit dafür belohnt werden. Diese besteht aus grobsinnlichen Genüssen, aber in einer Vollendung, wodurch sie alle Genüsse im gegenwärtigen Leben übertreffen, und es sind nur einige gelehrte Ausleger des Korans, welche

die Beschreibungen der Genüsse im Paradiese für Symbole von Freuden edler Art ausgeben. Damit aber die dem Willen Gottes gemäß bewirkte Bekehrung und Unterjochung der Ungläubigen Bestand erhalte, sind Mohamed und dessen Nachfolger zu Regenten der in einen Staat vereinigten Araber bestimmt, und dadurch die Religion und der Staat in ein Ganzes verschmolzen worden.

Was für Gesinnungen und Bestrebungen diese Lehre von Gott hervorgebracht habe, zeigt die Geschichte aller mohamedanischen Staaten von ihrer Entstehung an, bis auf den heutigen Tag, wo der Fanatismus für die Ausbreitung der Lehre abgenommen hat, weil die Staaten durch schlechte Regierung, welche eine Folge der Gesinnungen war, die der Mohamedanismus einflößt, sehr geschwächt worden sind (m. vergl. §. 195), und der Rechtgläubige auch schon in dieser Welt die Früchte der Anstrengung für die Ausbreitung des rechten Glaubens genießen will. Auf eigenes Verdienst darf der Bekenner des Islam keine Ansprüche machen. Daß er ein Rechtgläubiger ist, daß es ihm in der Welt wohl oder übel geht, daß er längere oder kürzere Zeit lebt, daß er dereinst der Genüsse des Paradieses theilhaftig wird, dies ist

alles auf's genaueste und unabänderlich vorherbestimmt. Stolz darauf, daß er den rechten und allein seligmachenden Glauben hat, übermüthig dadurch, daß den Bekennern dieses Glaubens in kurzer Zeit die Eroberungen der mächtigsten Reiche gelungen sind, seine Rachsucht befriedigend, sobald er die Regungen dazu empfindet, weil die Befriedigung nicht gelingen würde, wenn sie nicht im Himmel schon genehmigt worden wäre, fehlt ihm alle Theilnahme an dem Elende derjenigen Menschen, die nicht seines Glaubens sind, verachtet er alle Cultur, so wie auch alles, was durch diese bei andern Völkern Treffliches hervorgebracht worden ist. Aus diesen Gründen, und auch deßwegen, weil im Koran kein Wort von der Pflicht des Gehorsams gegen die rechtmäßige Obrigkeit vorkommt, sind alle mohamedanische Staaten zerrüttet worden und ist die Geschichte dieser Staaten, ja selbst die des Chalifats nicht ausgenommen, von dessen Regenten doch einige die Wissenschaften und Künste zu befördern suchten, ein blutiges Schauspiel geworden. Und hegt ein Mohamedaner noch menschliche Gesinnungen gegen die Ungläubigen, oder legt er außer dem Besitze des rechten Glaubens noch andern

Dingen einen Werth bei, so rührt dies daher, daß er nicht genug Mohammedaner ist.

Der Koran ist, dem Inhalte nach genommen, ein schlechtes Buch. Er schärft vom Anfange bis zu Ende blinden Glauben an den Propheten und blinden Gehorsam im äußern Thun und Lassen gegen dessen Vorschriften ein. Wenn aber darin auch manchmal eine Frömmigkeit empfohlen wird, die in der Ausübung der Wohlthätigkeit gegen Verwandte und Nothleidende, welche den Islam bekennen, sich thätig beweist und gleichsam im Herzen ihren Sitz hat, z. B. Sura II. v. 172; so bleibt doch die Einschärfung jenes Glaubens und Gehorsams die Hauptsache. Auch ist er voll von Irrthümern in Ansehung der Geschichte und von Ungereimtheiten aller Art, vorzüglich in dem, was er aus der höhern Geisterwelt mittheilt. So soll, um nur ein Beispiel anzuführen, Satanas, der nach dem Koran eine sehr wichtige Rolle in der Welt spielt, deßwegen mit dem Fluche bis zum jüngsten Tage belegt worden seyn, weil er den erschaffenen Menschen nicht anbetete, wie die übrigen Engel thaten. Man sollte aber doch denken, jener habe dazu wohl Grund gehabt, weil er wissen konnte, was aus den Menschen, die wenigen rechtgläubigen Araber ausgenommen, in dieser und jener Welt werden würde. Daß aber der dem Inhalte nach schlechte Koran einen poeti=

schen Werth habe, worauf Mohamed sich immer berief, um zu beweisen, daß er ein Inspirirter sey, ob er gleich keine Wunder gethan habe, bestreiten Diejenigen, welche eine genaue Kenntniß der arabischen Sprache und Literatur besitzen, und ein richtiges Urtheil darüber fällen können.

§. 231.

Das Christenthum wendet sich in seinen Foderungen an den Menschen zunächst an dessen Gewissen, erregt das Bewußtseyn der Vergehungen, deren er sich schuldig gemacht und wodurch er sich von Gott getrennt hat, und verlangt eine durch Besserung der Gesinnung und des Wandels bewirkte Rückkehr zu Gott. Dasselbe ist aber nicht etwa nur gegen eine Classe menschlicher Vergehungen gerichtet, sondern gegen die Quelle aller Vergehungen, nämlich gegen die sinnliche Eigenliebe. Am nachdrücklichsten erklärt es sich gegen Völlerei, Wollüstigkeit und gegen die Befriedigung der Rachsucht, welche auch immer das größte Verderben in der Menschenwelt hervorgebracht haben, fodert ein reines Herz und eine durch's Wohlthun sich äußernde Liebe gegen alle Menschen. Um aber den Menschen fähig zu machen,

den an ihn ergangenen Foderungen Genüge zu thun und sich vom Bösen zum Guten zu wenden, hält es ihm die erhabenen Eigenschaften Gottes und dessen unermeßliche Güte vor. Nach dem Evangelium ist Gott der allmächtige Urheber und weise Regent der Welt, der Vater aller Menschen, der aber weder einen Menschenstamm zu seinem Liebling auserkoren, noch auch seine Wohlthaten nur für diejenigen bestimmt hat, die einem gewissen Glauben zugethan sind, sondern als der Allgütige sich auch des verlornen Sohnes annimmt, wenn dieser sich vom Bösen wendet und durch die Besserung des Wandels wahre Reue zu erkennen giebt. Und dazu hat Gott eben, nach der Lehre des Evangeliums, seinen Sohn in die Welt gesandt, daß er der Verdorbenheit der Menschen entgegenwirke, und zur Vereinigung mit Gott durch das Streben nach Tugend und Heiligkeit zurückführe. Endlich gehört noch zu dieser Lehre die Versicherung, daß in einem Leben nach dem Tode das Gute der vollkommensten Gerechtigkeit gemäß belohnt, das Böse aber bestraft werden, auch alles in der Welt Vorgefallene und uns oft Unbegreifliche einen der höchsten Weisheit angemessenen Ausgang finden wird.

Um aber die Ueberzeugung hervorzubringen, daß seine Foderung an den Menschen und seine Lehre von Gott nicht menschliche Erfindung, sondern höhern Ursprunges und Wahrheit sey, wendet sich der Stifter des Christenthums an den edelsten Bestandtheil unserer Natur, nämlich an die Vernunft und an das daraus abstammende Gewissen, und beruft sich darauf, daß jeder, der seine Lehre annimmt und befolgt, durch die dadurch entstandene Veredelung des Lebens und durch die Befreiung von Lastern und Vergehungen finden werde, sie komme von Gott und führe zu Gott. Auch hat der Stifter des Christenthums die weitere Ausbildung der von ihm mitgetheilten religiösen Ansicht von der Welt nicht nur nicht untersagt, sondern dazu sogar ausdrücklich aufgefodert, und Heil und Segen davon versprochen. Endlich hat er seine Lehre nicht mit der Regierung des Staats in Verbindung gebracht, oder ihr die Richtung nach einem Einflusse auf diese Regierung gegeben, um vermittelst desselben fester begründet und wirksamer in der Welt zu werden. Er schreibt Gehorsam gegen jede rechtmäßige Obrigkeit vor, und sucht den Menschen in der Besorgung der höchsten Angelegenheiten des Lebens von politischen Verhältnissen

unabhängig, dadurch aber fähig zu machen, in jeder Verfassung ein nach dem Höchsten in unserer Natur trachtender Mensch, und dabei doch auch ein guter Bürger zu seyn.

Werden nun die Anlagen in der menschlichen Natur zu dem, was Edel und Groß ist, wie wir sie in den obigen Untersuchungen über den Geist und das Gemüth kennen gelernt haben, erwogen, so gelangt man auch zu der Einsicht, es gebe keinen Adel und keine Größe in der menschlichen Natur, wozu das Christenthum nicht unmittelbar oder mittelbar auffodere, und dessen Entstehen es nicht befördere. Hierin ist eben sein großer Vorzug vor allen andern Weltreligionen enthalten, und diesem Vorzuge muß es auch zugeschrieben werden, daß, wenn gleich dessen Lehre durch die Roheit und Schlechtigkeit der Menschen entstellt und verdorben worden war, dasselbe unter günstigen, die Kenntniß der Urkunden, worauf es sich gründet, und das Nachdenken über den Menschen befördernden Umständen wieder zu der Kraft gelangte, die Menschen besser zu machen, da hingegen alle andere Religionen, nachdem sie durch Ausartung ihren Einfluß auf Geist und Gemüth verloren hatten, diesen niemals wieder erlangten. Und daß das Christenthum durch

die Fülle seiner Kraft, die Gesinnung zu veredeln, bei vielen einzelnen Menschen sehr wirksam gewesen sey, ist auch unläugbar. Man wundere sich aber nicht darüber, daß es wegen der Größe seiner Foderungen an den Menschen von der Roheit und Verkehrtheit sehr entstellt, und dadurch zur Befriedigung der bösen Begierden, gegen die es doch kämpft, herabgewürdigt worden ist.

Der Zweck des Christenthums ist nach den Urkunden desselben, wie ieder finden wird, der ihren Inhalt, dem Ganzen nach genommen, mit Unbefangenheit erwägt, die Beförderung eines durch Rechtschaffenheit und Ausübung der allgemeinen Menschenliebe ausgezeichneten Wandels, das Mittel aber, welches von ihm zur Erreichung dieses Zweckes angewendet wird, die Lehre von Gottes Erhabenheit und von dessen Vaterliebe zu den Menschen. Durch den Glauben an diese Lehre und an die darin enthaltenen Verheißungen soll die Ausübung der christlichen Tugend befördert werden. Aber schon sehr früh ward in der christlichen Kirche das Mittel für den Zweck genommen, und aus dem Glauben an die Lehren von Gott und von seinem Sohne, nachdem sie viele spitzfindige Auslegungen und Zusätze erhalten hatten, die Hauptsache gemacht, der christliche Wandel hingegen nur für ein Mittel zum Zweck, oder

für einen Anhang zu jenem Glauben, der auch ohne den Anhang bestehen könne, ausgegeben. Es war ein großes Unglück für das Christenthum, daß dasselbe sich zuerst in einem Staate ausbreitete, der schon in Fäulniß überzugehen anfing, und seinem Untergange sich näherte, und in ihm die herrschende Religion ward. Denn hiedurch geschahe es, daß die Verderbniß des römischen Staats auf jenes höchst nachtheilig einwirkte. Zwar hat man neuerlich von der Kraft des christlichen Sinnes in den mittlern Jahrhunderten und von der Begeisterung, die damals das Christenthum hervorgebracht habe, viel gerühmt. Allein nach den unbestreitbaren Zeugnissen der Geschichte verschwand bei denen, die sich zum Christenthume bekannten, so wie Unwissenheit und Roheit, die stets Hand in Hand gehen, zunahmen, die Ausübung der christlichen Pflichten immer mehr und mehr. Priester und Pfaffen bedienten sich desselben zur Befriedigung ihrer Herrschsucht und Habsucht. Es ward eine Religion, bei der sich ausschweifende Wollüstlinge, Räuber und Mörder recht wohl standen, denn für Geld und leichte Kirchenbuße konnte man die Vergebung aller Sünden, auch derjenigen erhalten, die erst noch begangen werden sollten. Mit der heidnischen Vielgötterei wurde sogar dasselbe verschmolzen, und man betete eigentlich nicht mehr Gott an, sondern die Jungfrau Maria, die Heiligen und die Reliquien derselben. In

dieser Verdorbenheit besteht es, nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Reisenden, noch iezt im Kirchenstaate, Neapolitanischen, in Sicilien und Spanien. Die Bewunderer des Mittelalters preisen vorzüglich dieienige Begeisterung, welche die Kreuzzüge veranlaßte, und prachtvolle Kirchen in allen Theilen Europas errichtete. Aber die Greuel, welche von den Wallbrüdern schon auf der Reise nach dem heiligen Lande, noch mehr aber in diesem Lande selbst begangen wurden, bezeugen, daß ihnen Begeisterung fehlte, denn für Schändlichkeiten und Grausamkeiten giebt es keine Begeisterung. Und was ist alle Pracht der christlichen Kirchen im Vergleich mit der Pracht der Tempel in Indien und im ägyptischen Theben? Und handelt man denn im Sinne Jesu Christi, wenn man, um der nach dem Tode gefürchteten Strafe zu entgehen, oder im Himmel eine Stufe höher zu kommen, zur Erbauung von Kirchen einen Theil der vielleicht unrechtmäßig erworbenen Güter bestimmt? Die Verbesserer der christlichen Kirche wollten die Kraft des Christenthums, den Menschen zu Gott zu führen, wieder wirksam machen, und der dabei bewiesene Eifer ist der Bewunderung werth. Allein in der verbesserten Kirche ward auch bald der Zweck des Christenthums für das Mittel, dieses aber für ienen genommen, und daher durch die Verbesserung, des Guten weit weniger gestiftet, als sonst geschehen

seyn würde. Ein ehrwürdiger Lehrer der protestantischen Kirche, der sich um die Aufklärung der Geschichte der christlichen Kirche große Verdienste erworben hat, sagte mir, als ich mit ihm darüber sprach, daß das Christenthum bis jetzt noch wenig zur wahren Gottseligkeit und sittlichen Besserung der Menschen beigetragen habe: Es sey in frühern Jahren seine Absicht gewesen, in einem eigenen Werke alles Gute, was das Christenthum in iedem Jahrhundert hervorgebracht habe, darzustellen; Aus Betrübniß darüber aber, daß er dieses Guten zu wenig vorfand, habe er die Absicht aufgegeben.

Die Vergleichung der Lehren des verdorbenen Christenthums mit den Lehren des Mohamedanismus führt zur Kenntniß einer auffallenden Uebereinstimmung iener mit diesen. Sie haben nämlich die schreckliche Lehre von der Vorherbestimmung des Menschen zum Gut- und Bösseyn durch das Belieben Gottes (die Prädestination) mit einander gemein, ferner die Verdammung aller, die nicht den rechten Glauben besitzen, zu den ewigen Qualen der Hölle, eben so auch die Foderung eines blinden Glaubens an das, was für Offenbarung ausgegeben wird, endlich das Streben nach einer Herrschaft über die Gewalt des Staats, oder nach einer Unterordnung der Zwecke dieses unter die Absichten der geistlichen Macht. Daher hat aber auch das verdorbene Christenthum, wo

seinem Einflusse auf das geistige Leben nicht durch andere Dinge, welche die Bildung des Geistes und Gemüthes bestimmen, entgegengewirkt wurde, dieselbe Verderbniß hervorgebracht, die iezt in allen mohamedanischen Staaten vorkommt. Um sich hievon zu überzeugen, braucht man nur die Blicke auf Spanien zu richten. Nach dem 46sten Capitel von Lorente's kritischer Geschichte der spanischen Inquisition sind allein in Spanien vom Jahre 1481—1808 von der Inquisition 32,382 Menschen lebendig und 17,690 im Bilde verbrannt, mit Gefängniß in unterirdischen Kerkern und mit Einziehung des Vermögens aber 291,450 bestraft worden. Hiedurch wurde bei den Spaniern ein Hang zur Grausamkeit hervorgebracht, der den bei den Mohamedanern vorkommenden noch übertrifft. Diese haben keine Autos da Fe gehalten, und der Koran befiehlt nur, die Ungläubigen, welche die Herrschaft der Rechtgläubigen nicht anerkennen, und auch keinen Tribut zahlen wollen, mit dem Schwerdte umzubringen, verbietet aber sogar, die heidnischen Araber, weil sie Landsleute der Rechtgläubigen waren, mit Gewalt zu bekehren, und der Zahlung des Tributs zu unterwerfen. Auch sind die Juden von Mohamed und seinen Nachfolgern mit Duldung ihres Glaubens behandelt worden. Ferner ist bei den Spaniern durch die Inquisition alles Nachdenken über die Religion und über die wichtigsten Angelegenheiten für den

Menschen unterdrückt, eine blinde Unterwürfigkeit unter die Priester erzeugt, endlich alles Fortschreiten in den Erkenntnissen und Künsten, die das Leben veredeln, verhindert und der spanische Staat von 26 Millionen Einwohner, die er im 15ten Jahrhundert in Europa hatte, auf 10 Millionen herabgebracht, mithin den mohamedanischen Staaten in Asien und Afrika, dem innern Zustande nach, völlig gleich gemacht worden.

§. 232.

Von den Unterschieden, welche an der Cultur der Menschen angetroffen werden, sind dieienigen sehr auffallend und für die Zwecke der psychischen Anthropologie vorzüglich beachtungswerth, wodurch die morgenländische von der abendländischen abweicht. Um sich aber davon eine richtige Ansicht zu verschaffen, wird es schon hinreichend seyn, diese beide Arten der Cultur bei denienigen Völkern genauer zu betrachten, bei welchen sie in der vollendetsten und bestimmtesten Ausprägung vorkommen. Dies sind die Hindus und die Hellenen. Denn was sonst noch von Cultur vorkommt, nähert sich mehr oder weniger der indischen oder hellenischen.

§. 233.

Unsere Kenntniß der Literatur der Hindus, die, wenn sie auch nicht das älteste der gebildeten Völker, doch eins der ältesten sind, ist zwar noch sehr eingeschränkt, und gründet sich größtentheils auf Bruchstücke aus dieser Literatur, oder auf dürftige Anzeigen des Inhalts großer Werke, die dazu gehören. Inzwischen wissen wir doch durch die eifrigen Bemühungen der Britten und einiger Deutschen davon so viel, daß darauf ein sicheres Urtheil über das Wesentliche und Ursprüngliche in der indischen Cultur gegründet werden kann.

Das älteste Werk der indischen Literatur sind die, nach dem Glauben der Hindus, vom Brama selbst mitgetheilten Vedas. Sie machen die Quelle der indischen Religion aus, nach der alle Dinge in der Welt, die größten wie die kleinsten, aus einem ewigen und einigen Urwesen ausgeflossen sind, als solche Ausflüsse eine gewisse Zeit dauern, und alsdann in das Urwesen wieder zurückkehren. In den Vedas ist auch der Unterschied der Casten (oder Stämme) bestimmt, welche der indischen Staatsverfassung zu Grunde liegt, und wodurch die Lebensweise, der Wirkungskreis, die Rechte und Pflichten, und das irdische Seyn eines jeden

Hindu angeordnet wird. Aus Brama's Haupte sollen nämlich die Braminen, die Bewahrer der Religion und der Weisheit entsprossen seyn. Aus dessen Schultern entstanden aber die Raiahs, die die Anweisung zur Vertheidigung des Staats durch die Waffen und zur Ausübung der executiven Gewalt erhielten. Aus dem Bauche kamen die Kaufleute hervor, aus den Füßen endlich die zur Besorgung des Ackerbaues und zur Ausübung der mechanischen Künste bestimmten Sudras.

Auf die Vedas gründet sich aber nicht nur die Religion, Sittenlehre und Staatsverfassung der Hindus, sondern auch alle übrige Kenntniß derselben, nämlich von der Medicin, Musik, Metrik, Grammatik, Tanzkunst und Kriegskunst. Jene heiligen Bücher enthalten die Principien zu Allem, was ein gebildeter Mensch zu wissen braucht.

Außer der prosaischen Literatur besitzen die Hindus noch eine große Anzahl von Gedichten, denen von ihnen gleichfalls ein göttlicher Ursprung beigelegt wird. Unter diesen stehen zwei epische Gedichte im größten Ansehen, nämlich der Ramajan und der Mahabarat. Darin sind die Lehren der Vedas von Gott, von den Menschwerdungen der göttlichen

Kräfte (von den Incarnationen), und von allen wissenswürdigen Dingen weiter ausgebildet und dichterisch ausgeschmückt. An diese Epopeen schließen sich aber noch viele andere Gedichte an, deren Inhalt dieselben Gegenstände betrifft. Es ist keine Dichtart von den Griechen, oder von einem europäischen Volke in den neuern Zeiten versucht worden, die nicht bei den Hindus angetroffen würde, und sie besitzen sehr viele lyrische, dramatische und didaktische Gedichte.

Diejenigen nun, welche diese Gedichte genauer kennen gelernt haben, versichern einstimmig, daß dieselben reich an mannichfaltigem Schönheiten und prachtvollen Darstellungen himmlischer und irdischer Dinge sind, und den Erzeugnissen des dichterischen Geistes bei keinem andern Volke nachstehen. Die Sanscritsprache, worin die classischen Werke der indischen Literatur abgefaßt sind, soll eine der reichsten, gebildetsten und wohlklingendsten seyn, eben sowohl tauglich zum Ausdrucke der feinsten Speculationen über die göttliche Natur und deren Verhältniß zur Welt, wie zu den schönsten und kühnsten Dichtungen über das Himmlische und Irdische. Zu diesen Dichtungen bot die indische Mythologie durch die Lehre vom Aus-

flusse aller Dinge aus Gott weit mehr Stoff und Veranlassung dar, als die griechische.

Eine kritische Uebersicht der jetzt vorhandenen Kenntniß von der indischen Literatur ist enthalten in Heeren's Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, in der dritten Abtheilung des ersten Theils, 1824.

Das vorzüglichste Werk zur genauern Kenntniß der philosophischen Speculation der indischen Weisen über Gott, die Welt und den Menschen ist der Bhagavad Gita. Er macht eine Episode aus dem Mahabarat aus, und ist von Charles Wilkins ins Englische übersetzt, London 1785, in der Grundsprache aber mit kritischen Anmerkungen und einer lateinischen Uebersetzung von A. W. von Schlegel, Bonn 1823, herausgegeben worden. Alle, die ihn im Sanscrit gelesen haben, rühmen dessen Inhalt und die Einkleidung als etwas ganz Vorzügliches.

Von den dramatischen Werken der Hindus ist die Sacontala durch eine deutsche Uebersetzung schon seit längerer Zeit bei uns bekannt. Sie wird als eins der vollendetsten Kunstwerke gepriesen, und die Britten haben ihren Verfasser den indischen Schakespear genannt.

§. 234.

Die Eigenthümlichkeiten, wodurch die indische Cultur von der griechischen abweicht, sind folgende.

I. Bei den Hindus gelten die Lehren der Vedas und der darauf sich beziehenden Gedichte für unbestreitbare Wahrheiten, für die Principien und Quellen, woraus alle Einsicht von Gott und von der Natur der Dinge in der Welt geschöpft werden muß. Von Jugend auf daran gewöhnt, jene Werke für etwas Heiliges zu halten, steigt in ihnen nie ein Zweifel an der Gewißheit des Inhalts derselben auf.

II. Nach der in jenen heiligen Büchern enthaltenen Lehre von dem Entstehen aller Dinge in der Welt durch einen Ausfluß aus Gott und von ihrer Rückkehr in Gott, sind diese Dinge nicht etwas Selbstständiges und ein wahrhaftes Seyn Habendes, sondern nur vorübergehende Gestaltungen der Ausflüsse aus Gott. Es ist also auch nach der Ueberzeugung der Hindus gar nicht der Mühe werth, sich mit der Erforschung solcher wesenlosen Dinge und vergänglichen Erscheinungen zu beschäftigen.

III. Diese Geringschätzung dessen, was in der Welt vorhanden ist, und die Erfahrung

davon lehrt, wird noch dadurch gerechtfertigt und verstärkt, daß nach der Lehre der heiligen Bücher der Hindus, der Mensch danach streben soll, durch's Losreißen von der Sinnenwelt und von Allem, was ihn damit verbindet, zur Rückkehr in Gott zu gelangen, alle Dinge nur in Gott zu sehen, und dadurch der höchsten Seligkeit und der vollkommensten Existenz, wozu ein Mensch gelangen kann, theilhaftig zu werden. Für das echte Wissen giebt es, nach dem Ausspruche jener Bücher, keinen andern Gegenstand, als Gott, und in diesem Wissen, nicht aber in dem, was in der Welt gethan und ausgeführt wird, liegt die Vollendung des Menschen.

IV. Eine unausbleibliche Folge dieser Ansicht von den Dingen in der Welt und von der Vollendung des Menschen, war der Mangel alles Verlangens nach genauen Kenntnissen von der Natur, deren die Hindus durch den Grad von Bildung, welchen ihr Verstand erreicht hatte, wohl fähig waren. Zwar mußten sie, um leben zu können, dasjenige, was in der Welt da ist und vorgeht, seinen nützlichen und schädlichen Beschaffenheiten nach beobachten. Um aber die Lehren der Vedas dichterisch auszuschmücken mußte die Einbildungskraft mit

Bildern bereichert seyn, wozu die äußere Natur und das innere Leben des Menschen allein den Stoff liefern konnte. Sie müssen also auch gute Beobachter der Natur, aber bloß zu dem eben angegebenen Zwecke, gewesen seyn. Die indische Literatur hat iedoch gar nichts aufzuweisen, was sich auf die Anwendung der Mittel gründete, wodurch das in der Natur noch nicht Wahrgenommene und Entdeckte ausfindig gemacht wird, wozu die Beweise aus der Analogie, durch Induction und der Gebrauch der durch diese Beweise begründeten Hypothesen gehören. Schon die indische Poesie trägt davon die Spuren an sich, daß die Eigenthümlichkeiten der Natur zu wenig beachtet worden sind, denn die indischen Dichtungen gehen weit über die Wirklichkeit hinaus. Alles Wissen von den bleibenden Einrichtungen der Naturdinge und von den Gesetzen, worunter sie stehen, fehlt dem Hindu, und er würde es schwerlich begreifen können, wie der nach einem Wissen strebende Mensch sich mit Physik und Physiologie beschäftigen, und dadurch eine Befriedigung der Wißbegierde erhalten könne. Er besitzt freilich auch in seinen heiligen Schriften etwas von Geographie, Chronologie und Geschichte. Aber es besteht aus wundervollen

Sagen und mährchenhaften Dingen. Eine durch die Kritik berichtigte Geschichte seines Volks und des bei demselben Vorgefallenen kennt er nicht, und müßte sie, wenn iemand versuchte, dieselbe aufzustellen, für ein Erzeugniß böser Geister halten, wodurch das Ansehen seiner heiligen Schriften untergraben werden solle. Die Hindus haben nicht einmal Chronikenschreiber, die doch bei andern orientalischen Völkern vorkommen, geschweige denn Geschichtschreiber.

§. 235.

Geringschätzung und Mangel wissenschaftlicher Kenntnisse der Natur wird bei allen morgenländischen Völkern angetroffen, wenn sie auch Cultur sich erworben, und ihr Nachdenken auf manche für den Menschen interessante Dinge verwendet hatten. Sie mischen immer dem, was sie von der Natur wissen, Wunder und seltsame Erzeugnisse der Einbildungskraft bei, um die Beschäftigung mit der Natur unterhaltend zu machen. Zum Beweise hievon ist schon dasienige hinreichend, was von den Arabern unter der Regierung der Chalifen in Bagdad, von welchen Chalifen einige die Cultur der Wissenschaften durch Stiftung von Anstalten für wissenschaftliche Bildung, und durch

Auszeichnungen und Belohnungen der Gelehrten sehr begünstigten, geleistet worden ist. Von den Griechen entlehnten die Araber die wissenschaftlichen Kenntnisse. Aber des Eifers ungeachtet, den sie darauf verwendeten, um diese Kenntnisse sich anzueignen, und noch zu erweitern, gelang doch weder das eine, noch das andere. Durch die Uebersetzungen der griechischen Schriften ging nicht auch der Geist, der diese verfertigt hatte, zu den Arabern über. Aus dem Ptolomäus wurden die astronomischen Kenntnisse, die in den Augen der Araber einen hohen Werth hatten, geschöpft, und zur Erweiterung derselben von ihnen sogar Sternwarten errichtet. Aber diesen Kenntnissen blieb immer die Astrologie mit ihren mannichfaltigen Thorheiten beigemischt. Ihre geschichtlichen Werke sind ohne strenge Kritik abgefaßt. Ihre Beschreibungen von den Mineralien, Pflanzen und Thieren waren nie rein von fabelhaften Zusätzen. Es fehlt ihnen diejenige Bildung des Verstandes, die erst durch ein Studium der Natur ohne alle Einmischung mährchenhafter Dinge erreicht wird. Von den übrigen Völkern des Morgenlandes gilt das eben Angeführte noch weit mehr, als von den Arabern, wenn jene auch einige Cultur erreicht hatten.

verdrängte den Aberglauben. Die ersten Philosophen (die ionische Schule) leiteten das Entstehen, Bestehen und Vergehen der Dinge in der Welt aus natürlichen Ursachen ab. Zwar ward auch bald von manchen Philosophen über das Werden der Dinge nach bloßen Begriffen speculirt (die eleatische Schule), und dadurch die Belehrung durch Erfahrung sehr herabgesetzt, was die Sophistik beförderte und den Skepticismus veranlaßte. Allein das Suchen einer Erklärung der Welt auf dem Wege der Naturforschung blieb doch die Hauptsache in der ältern Philosophie der Griechen. Und als Anaxagoras darthat, daß die Welt aus Naturstoffen nicht allein abgeleitet werden könne, sondern auch eine verständig wirkende Kraft auf die Bildung der Naturdinge Einfluß gehabt haben müsse; so sollte dadurch die Erklärung der Welt aus Stoffen und Kräften der Natur nicht verdrängt, sondern nur mit einem, wegen des Zweckmäßigen in der Natur nothwendigen Zusatze versehen werden. Was noch bei keinem cultivirten Volke geschehen war, nämlich die innern Krankheiten als bloße Naturbegebenheiten aufzufassen, und deren Anfang, Fortgang und Ausgang zu beobachten, das geschahe bei den Hellenen durch den Hippokrates. Diese

Hellenen hatten auch die ersten Geschichtschreiber, die durch Anwendung der Kritik die Fabel von der Geschichte trennten. Die sokratische Schule war es aber, in der man sich des zur richtigen Erkenntniß der Natur und der Gesetzmäßigkeit in derselben nöthigen Verfahrens deutlich bewußt wurde. Sokrates wendete zuerst, wie Aristoteles bezeugt, die Induction zur Beweisführung an. Vor ihm war sie wohl schon nach einem dunkeln Gefühle davon gebraucht worden; er erkannte aber die Tauglichkeit derselben, um zur Gewißheit und Allgemeinheit in den Erkenntnissen zu gelangen. Auch sind die classischen Werke der Männer aus der sokratischen Schule nach der analytischen Methode abgefaßt, daher diese der Weg gewesen seyn mußte, auf dem iene Männer zu den von ihnen mitgetheilten Einsichten gelangt waren. Zwar scheint Platon hievon eine Ausnahme zu machen, weil er Erkenntnisse, welche die Seele angeboren mit in die Welt bringt, und die das allein Wahre enthalten sollen, annahm. Allein die Annahme dieser Erkenntnisse machte ihn nicht zum Verächter der Belehrungen durch die Erfahrung, wie dessen Schriften bezeugen, die voll der feinsten und richtigsten Beobachtungen, vorzüglich aus

der Menschenwelt sind. Und die Beobachtungen der Naturdinge bringen ja nach ihm das schon ehemals Gewußte wieder zur Erinnerung, und sind also zum Entstehen der Erkenntniß des Wahren unentbehrlich. Das Vorzüglichste, was die platonische Philosophie erzeugt hat, nämlich die Lehre vom Staate und von dessen Regierung, hat auch Thatsachen der Erfahrung zur Grundlage, und schreitet von diesen zu einem Ideale von der bürgerlichen Gesellschaft fort, worin immer auf menschliche Fähigkeiten, wie wir sie durch die Erfahrung kennen lernen, Rücksicht genommen wird. Nach diesem Ideale soll nämlich jeder seinen Fähigkeiten gemäß zum allgemeinen Besten des Staats beitragen. Eine genaue Aufklärung des analytischen Verfahrens und die Anwendung desselben auf alle Zweige der Naturforschung lieferte aber Aristoteles. Er ward dadurch der erste Lehrer der echten Naturforschung, und was nach ihm hierin von den Griechen noch geleistet worden ist, war der Gewinn aus dem von ihm dazu vorgezeichneten Verfahren. Der Geist der Griechen strebte von dem Irdischen ausgehend, nach dem Himmlischen, und auch nach der Religion der Griechen waren Sterbliche durch Verdienste und edle Thaten unsterbliche Götter geworden.

§. 237.

Durch die erneuerte Bekanntschaft mit den classischen Werken der Griechen und Römer, und durch den dadurch erregten Enthusiasmus für das Treffliche, was in diesen Werken enthalten ist, ward die Entwickelung der Geisteskräfte bei den Völkern der neuern europäischen Welt veranlaßt. Die Dichter, Philosophen und Geschichtschreiber der Griechen und Römer erhielten dadurch einen eben so großen Einfluß auf die jetzige europäische Welt, als sie auf ihr Volk gehabt hatten. Sie sind unsere Wohlthäter geworden; denn die großen Fortschritte in der Astronomie, Naturkunde und in den mechanischen Künsten, wodurch sich die europäische Welt schon seit zwei Jahrhunderten auszeichnet, sind eigentlich nur die Fortsetzung derjenigen Entwickelung der Fähigkeiten des menschlichen Geistes zu einer genauen Erforschung der Natur, welche der griechischen Cultur ihre Eigenthümlichkeiten gab. Hiedurch wird aber einer der großen Vorzüge, wodurch sich das Christenthum vor allen andern Weltreligionen auszeichnet, sichtbar. Diese haben immer den Staat, die Kunst, das Forschen und Nachdenken ihrer Anhänger einseitig und gar nicht auf eine für die Entwickelung mensch-

licher Fähigkeiten vortheilhafte Art bestimmt. Sie beschränkten diese Entwickelung auf einen Grad, über den sie nie hinausgehen sollte. Das unverfälschte Christenthum hingegen enthält nichts von einer solchen Beschränkung. Es verlangt eine Gottseligkeit, die keiner Menschenpflicht, und keinem Fortschritte in der Entwickelung menschlicher Geisteskräfte feindselig entgegentritt. Man muß sogar, der Wahrheit gemäß, davon rühmen, daß es der Erforschung der Natur durch den Verstand einen hohen Werth beilege und eine religiöse Weihe ertheile. Denn der erhabene Stifter desselben wies ja selbst auf die Größe der Werke Gottes hin. Und daß echtes Christenthum sich mit jener Erforschung nicht nur vertrage, sondern durch die Verbindung mit derselben in seinem wohlthätigen Einflusse auf's Gemüth noch gewinne, bezeugt die Physiko-Theologie, die in England und Deutschland bei den Gebildetern eine große Wirkung hervorbrachte, und keinen ihrer Verehrer von dem Christenthume abwendig machte.

Sechstes Lehrstück.

Von der Seele und den Kräften derselben.

---

§. 238.

Das Bewußtseyn des Ich ist zwar der Mittelpunct, aber nicht auch der Realgrund des geistigen Lebens. Denn jenes Bewußtseyn macht nur einen Bestandtheil dieses Lebens aus, der, ob er gleich das Daseyn der andern Bestandtheile bedingt, doch auch wieder durch diese bedingt wird. Ohne Selbstbewußtseyn findet nämlich kein Bewußtseyn eines vom Ich verschiedenen Etwas statt; aber jenes ist auch nie ohne dieses vorhanden, und es giebt kein bloßes oder reines Selbstbewußtseyn. Ferner hat das Bewußtseyn unsers Ich keinen ununterbrochenen Bestand. Im Schlafe und während der Ohnmacht verschwindet es auf längere oder

kürzere Zeit. Wir müssen dasselbe also auf eine von ihm verschiedene Ursache beziehen. Was ist denn aber wohl diese Ursache?

§. 239.

Wird die Beantwortung der eben aufgeworfenen Frage nicht nach den Principien der Metaphysik von dem Unterschiede der Wesen in der Welt, oder nach der Voraussetzung, daß es ein allgemeines Leben gebe, wovon jedes besondere Leben nur eine individuelle Bestimmung ausmache (wodurch aber nichts erklärt wird, weil das Allgemeine nicht der Grund des Individuellen seyn kann), sondern nach den Regeln der Naturforschung versucht, die in der psychischen Anthropologie allein zum Wahren führen; so ist das Nachdenken zuvörderst auf die Verbindung zu richten, worin das geistige Leben mit dem organischen steht, und zu untersuchen, ob jenes nicht für eine Wirkung von diesem und von dessen erhöheter Thätigkeit zu halten sey.

Nach demjenigen, was vom Verhältnisse der Beschaffenheit der Wirkung zur Beschaffenheit der Ursache schon dargethan worden ist (§. 89 ff.), muß allerdings zugestanden werden: Es sey nicht mit der uns bekannten Einrichtung

der Natur streitend, anzunehmen, eine gewisse Thätigkeit des Organismus des Gehirns könne die Ursache des Entstehens eines Bewußtseyns ausmachen, so verschieden auch sonst organisches und geistiges Leben, ihren innern Beschaffenheiten nach, seyn mögen. Denn in der Natur kommt dies öfters vor, daß die Wirkung von dem, was die Natur der Ursache ausmacht, wesentlich verschieden ist. Da nun aber, wie die vergleichende Anatomie lehrt, zwischen dem Baue des Gehirns eines Thieres und zwischen dem geistigen Leben desselben ein solches Verhältniß statt findet, daß dieses Leben in eben dem Grade zunimmt, in welchem das Gehirn zusammengesetzter und entwickelter ist, das menschliche Gehirn aber das entwickeltste ist; so scheint hierin ein sehr starker Grund zu der Annahme zu liegen, daß das geistige Leben des Menschen ein bloßes Erzeugniß der Organisation seines Gehirns ausmache, oder jenes aus diesem entsprungen sey. Hiezu kommt noch eine unermeßliche Reihe von Thatsachen der Erfahrung, nach welchen durch Unordnungen im organischen Leben, vorzüglich des Gehirns, auch Abnahme und Störungen des geistigen Lebens entstehen. Der herrlichste und kräftigste Geist wird ja oft durch eine Krankheit schwach,

kleinmüthig, verzagt und des Lebens überdrüssig; nach Aufhebung der Krankheit erlangt er aber die Fülle und Kraft seines geistigen Lebens wieder. Man darf sich daher auch nicht wundern, daß die hierüber sehr viele Thatsachen vor Augen habenden Aerzte sich dadurch zu dem Schlusse auf einen Ursprung des geistigen Lebens aus dem organischen berechtigt glauben, und eine Bestätigung dieses Schlusses in dem Parallelismus der Entwickelung beider Arten des Lebens finden, der sich auf sehr Vieles in denselben bezieht.

Werden jedoch die Eigenthümlichkeiten des geistigen Lebens tiefer erforscht, so wird auch einleuchtend, daß die Annahme eines Ursprunges dieses Lebens aus dem organischen mit den Regeln der Naturforschung streite, und etwas Unmögliches enthalte. Denn wenn auch das Wahrnehmen, Vorstellen, Fühlen und Begehren als ein Erzeugniß des gesteigerten Lebens des Gehirns gedacht werden kann; so sind wir doch nicht im Stande, uns davon einen Begriff zu machen, daß bloße Gehirnthätigkeit die Ursache einer Erinnerung sey, und die Erkenntniß bewirken könne, das im Bewußtseyn Gegenwärtige sey schon früher darin vorhanden gewesen. Jeder Act des organischen Lebens ist

nämlich von dem abhängig, was eben im Organismus vorgeht, und schließt nicht auch noch einen frühern in sich, so wie die Bewegung eines Körpers nie zugleich die früher darin vorgekommene enthält. Wir müssen also in Ansehung derjenigen Bestandtheile des geistigen Lebens, die aus Erinnerungen bestehen, annehmen, daß sie durch etwas, vom organischen Leben des Gehirns verschiedenes Selbstständiges und für sich Fortdauerndes, was aus sich selbst die Einsicht von der Aehnlichkeit und Gleichheit gegenwärtiger Erkenntnisse mit den früher schon gehabten hervorbringt, bewirkt worden sind. Diese Annahme erlangt aber dadurch noch mehr Gewißheit, daß so vieles im Bewußtseynleben Vorkommendes von der Selbstthätigkeit oder Selbstbestimmung des sich seiner selbst bewußten Subiects abhängt. Diese Selbstthätigkeit findet ja schon in der Richtung der Aufmerksamkeit auf die Gegenstände der Wahrnehmung statt, in einem höhern Grade aber bei dem Erzeugen bestimmter Erinnerungen, bei der Richtung, die wir dem Nachdenken geben, und bei dem Fassen der Entschließungen, wie in den Untersuchungen über diese Aeußerungen des geistigen Lebens dargethan worden ist. Und wie sollte auch ein Unterscheiden der Erkenntniß

des Wirklichen und Wahren vom Scheine und Irrthume möglich seyn, wenn alles Erkennen nur Wirkung der Thätigkeit des Gehirns wäre? Diese Wirkung kann ja sich nicht selbst ihrer Richtigkeit nach beurtheilen. Zu den eben angeführten Gründen für die Annahme einer vom organischen Leben verschiedenen Ursache des geistigen Lebens, oder einer Seele im Menschen, kommt aber noch der hinzu, daß die Entwickelung dieses Lebens, oder dessen Fortschreiten von niedern zu höhern Aeußerungen, unter ganz andern Regeln steht, als die Entwickelung des organischen Lebens. Denn man betrachte doch nur jene, wie sie im ganzen Leben eines Menschen vorkommt, oder bei einem Volke von einer Generation zur andern fortschreitend, und sich nach und nach immer erhöhend, statt findet, und man wird sie in wesentlichen Stücken von der Entwickelung des organischen Lebens abweichend finden. Daß diese Entwickelung insgeheim mit jener gleichen Schritt halte, dafür kann kein Grund beigebracht werden, und es fällt in's Lächerliche, wenn man etwa die Ausbreitung des Enthusiasmus für Vaterland, Freiheit und Religion, die bei einem Volke zu einer gewissen Zeit statt gefunden hat, aus einer Veränderung des Gehirnlebens bei diesem

Volke ableiten wollte. Die Ausartung eines Volkes durch Sittenlosigkeit und Despotismus kann aber auch nicht auf eine solche Veränderung, als die Ursache der Ausartung, bezogen werden.

§. 240.

Ist die Ursache des geistigen Lebens etwas von dem Grunde des organischen Lebens Verschiedenes, so entsteht die Frage: Wie jene beschaffen sey und in welchem Verhältnisse ihre Thätigkeit zur Thätigkeit dieses Grundes stehe? Bekanntlich hat man sehr verschiedene, auf mancherlei Gründe gestützte Antworten auf diese Frage ertheilt. Soll aber nicht bloß Erdachtes Statt einer Antwort gelten, so müssen wir uns in der Bestimmung der Beschaffenheit der Ursache des geistigen Lebens darauf beschränken, zu sagen, sie sey ein mit den zum Entstehen des geistigen Lebens erfoderlichen Fähigkeiten versehenes selbstständiges Wesen. Und was das Verhältniß betrifft, worin dieses Wesen zum Grunde des organischen Lebens steht, so müssen wir uns an dasjenige halten, was die Erfahrung über das Eingreifen der geistigen und organischen Lebensthätigkeiten in einander zu erkennen giebt, und wovon das Vorzüglichste

bereits in den vorhergehenden Lehrstücken angeführt worden ist. Hieraus entsteht aber die Ueberzeugung, daß das organische Leben und dessen normaler Zustand eine unentbehrliche Bedingung der Aeußerungen des geistigen ausmache; daß der Mensch durch die Wechselwirkung beider Arten des Lebens bestehe; daß das geistige Leben bei allen Menschen einer fortschreitenden Ausbildung fähig sey, diese Ausbildung aber nur unter besondern Bedingungen und Verhältnissen, welche dieselbe begünstigen, zu Stande komme, und daß unter den Bedingungen die eigene Absicht des Menschen auf die Ausbildung die einflußreichste sey.

Bei der gewöhnlichen Zerlegung des Menschen in Leib und Seele wird diejenige Verbindung, worin geistiges und organisches Leben in ihm stehen, gewöhnlich übersehen.

§. 241.

Wegen der großen Verschiedenheit der Bestandtheile des geistigen Lebens sind in der Seele mehrere Kräfte angenommen worden, und diese Annahme hat auf die Anzeige jener Verschiedenheit in der Sprache Einfluß gehabt, so daß das Gleichartige in den Erzeugnissen

des geistigen Lebens durch Wörter angezeigt wird, welche eigentlich die Namen der Kräfte sind, wodurch jede Classe der Erzeugnisse hervorgebracht worden seyn soll. Man kann sich daher auch nicht über die Unterschiede in den Aeußerungen des geistigen Lebens verständlich machen, ohne sich nach dem Sprachgebrauche zu richten, und von einer Empfindungs- Einbildungs- Denk- Gefühls- und Willenskraft zu reden. Die Philosophen haben aber auf den Unterschied der Seelenkräfte sehr Vieles in den Lehren ihrer Systeme gegründet.

Es kommt jedoch in Ansehung der Kräfte der Seele, und ob sie eine Vielheit oder Einheit ausmachen, nicht auf den Sprachgebrauch, oder auf dasjenige an, was die Philosophen zur Begründung ihrer Systeme davon behauptet haben, sondern wir müssen vielmehr auf den Grund und die Beschaffenheit unserer Kenntniß von den Kräften der Dinge (§. 94 — 95) Rücksicht nehmend, und das Verhältniß, worin die mannichfaltigen Aeußerungen des geistigen Lebens zu einander stehen, erwägend, über die Vielheit oder Einheit der Seelenkräfte Aufschluß suchen.

Es ist für die Lehre von den Kräften der Seele eine sehr wichtige Thatsache im geistigen

Leben des Menschen, worauf auch in den vorhergehenden Lehrstücken hingewiesen wurde, daß die verschiedenen Aeußerungen dieses Lebens, anfänglich schwach, unvollkommen und kaum bemerkbar sind, durch Uebung darin aber vollkommener werden und sich alsdann durch eigenthümliche Formen von andern Aeußerungen auszeichnen. Wenn z. B. die Empfindungen der verschiedenen Sinne, oder die Theile, woraus einzelne Empfindungen bestehen, ferner echte Empfindungen von Täuschungen unterschieden werden, welches schon sehr früh geschieht, so ist dabei bereits der Verstand mit wirksam, obgleich er noch wenig entwickelt ist, und durch Hülfe der Begriffe noch keine Erkenntniß von Etwas zu erzeugen vermag. Und wenn die Einbildungskraft auch bloß nachbildend zu wirken anfängt, stellt sie vieles nicht der wahrgenommenen Individualität nach dar, sondern schon im Allgemeinen oder in der Form der Begriffe. Auch denke man hiebei an den Anfang und die Fortbildung des Sprechens. Jener ist noch etwas sehr Unvollkommenes, und gleichwohl hat darauf Absicht, also Verstandesthätigkeit Einfluß, die aber nach und nach weit stärker wirksam wird. Und obgleich die Schöpfungen des Genies von den gewöhnlichen

Erzeugnissen des Geistes sehr verschieden sind, so hat man doch längst aufgehört, jenem eine Kraft beizulegen, die andern Menschen fehlt.

Eine andere Eigenthümlichkeit der der menschlichen Seele beigelegten Kräfte, worüber auch in den obigen Untersuchungen über den Geist und das Gemüth Vieles beigebracht worden ist, besteht darin, daß gewisse Thätigkeiten dieser Kräfte nur erst nach besondern Anregungen entstehen, diese Anregungen aber, wenn sie statt finden sollen, vorhergegangene Uebungen und dadurch bewirkte Bildungen erfodern. Daher ist beim Menschen, wenn er gewisser Erkenntnisse und Gesinnungen fähig werden soll, die Erziehung unentbehrlich. Das Entstehen und die Lebhaftigkeit der Gefühle fürs Gute und Schöne hängt ganz und gar von einer durch Erziehung allererst bewirkten Bildung des Geistes und Gemüths ab, und wir wundern uns daher auch nicht, wenn bei einem Menschen, dem Erziehung fehlte, jene Gefühle sich wenig oder gar nicht äußern. Erwägt man aber, wie sehr die verschiedenen Thätigkeiten des geistigen Lebens durch ihr in einander Greifen sich wechselseitig bestimmen und ausbilden, so wird nichts mit den Regeln der Naturforschung Streitendes in der Annahme angetroffen werden, daß

durch die Beurtheilung der Formen des Hörbaren und Sichtbaren und ihrer Verhältnisse zu einander, wodurch das Sehen und Hören genauer und das Gefühl der Annehmlichkeit und Widrigkeit erregt wird, das Bewußtseyn davon zum Gefühle des Schönen und Häßlichen gesteigert werde. Und da von der Erkenntniß der Beziehungen des Thuns und Lassens auf die gesellschaftliche Verbindung der Menschen, das Entstehen derjenigen Gefühle abhängt, welche Gutes und Böses verkündigen (§. 164), so können diese Gefühle für eine Wirkung jener Erkenntniß genommen werden.

Bei der Frage: Ob das Entstehen der Mannichfaltigkeiten an den Aeußerungen unsers geistigen Lebens nur auf eine Kraft, oder auf mehrere Kräfte der Seele zu beziehen sey? ist aber auch noch darauf Rücksicht zu nehmen, daß wir, wie die Beschaffenheit unserer Kenntniß der Kräfte mit sich bringt, bei einem schon vorhandenen Wesen den Ursprung neuer Kräfte nicht anders, als durch einen Schöpfungsact, der aber in der schon vorhandenen Natur nicht angenommen werden darf, denken können. In den Aeußerungen des geistigen Lebens des neugebornen Kindes treffen wir jedoch längere Zeit hindurch noch gar nichts von dem an,

was auf Gedächtniß, freibildende Einbildungs-kraft, Verstand und Vernunft bezogen werden könnte. Es müßte also angenommen werden, diese Kräfte kämen erst später ins Kind hinein, oder sie schlummerten in ihm so lange, bis eine Anregung derselben statt gefunden hat. Aber von schlummernden und gar nicht wirksamen Kräften kann man sich keinen Begriff machen.

Allerdings ist es also naturgemäß, das geistige Leben im Menschen, allen seinen Verschiedenheiten nach, auf eine einzige dasselbe hervorbringende Kraft zu beziehen, diese Kraft aber als eine solche zu denken, die sich nach und nach entwickelt oder durch ihre Natur zu höherer Thätigkeit fortschreitet, hiebei aber an eine durch diese Natur bestimmte Ordnung gebunden, und von Anregungen, so wie auch von dem Gebrauche mannichfaltiger Mittel (wozu insbesondere die Sprache gehört) abhängig ist. Die Möglichkeit des Fortschreitens und der Fortbildung der geistigen Lebenskraft wird aber auf Fähigkeiten und Anlagen in dieser Kraft bezogen.

Inzwischen muß doch auch zugestanden werden, daß die Annahme verschiedener Kräfte in der menschlichen Seele noch nicht zu einer

unrichtigen Ansicht vom geistigen Leben führe, wenn die Kräfte nur nicht als unabhängig von einander wirksam und als coordinirte Dinge betrachtet werden. Wird iedoch diese Beschränkung der Lehre von der Verschiedenheit der Seelenkräfte nicht angenommen, so geht die Lehre, ohne daß man es merkt, in die Annahme mehrerer Seelen über, der man sonst zugethan war, und so wird es ganz unbegreiflich, wie in das Wirken iener Kräfte eine Einheit und Zusammenstimmung desselben zur Erzeugung eines einzigen Ganzen in Wissenschaft, Kunst und im innern Leben hineinkomme. Es würde aber auch die Annahme einer einzigen Kraft in der Seele zu einer falschen Ansicht vom geistigen Leben führen, wenn danach die wesentlichen Unterschiede an den Aeußerungen oder Functionen dieses Lebens geläugnet würden.

Ob es nur eine organische Lebenskraft oder mehrere solcher Kräfte gebe, ist auch eine in der Physiologie noch nicht ausgemachte Sache. So viel gilt aber unbestreitbar, daß die Annahme vieler organischen Kräfte die Einheit im Organismus unerklärt läßt.

Manchmal werden die Kräfte der Seele auch die Vermögen derselben genannt, manchmal aber die Kräfte und die Vermögen als von

einander verschieden gesetzt. In diesem Falle denkt man unter einem Vermögen diejenige Thätigkeit einer Seelenkraft, die erst durch Bildung möglich wird. Daher spricht man dem Blödsinnigen das Vermögen ab, zu deutlichen Einsichten zu gelangen, sich für etwas zu interessiren und feste Vorsätze zu fassen, dem Kinde aber das Vermögen, Begriffe und Folgerungen zu bilden, oder Schönes und Gutes zu erkennen und vom Häßlichen und Bösen zu unterscheiden. Und aus demselben Grunde werden dem Thiere wohl Kräfte, aber keine Vermögen beigelegt.

§. 242.

Die Streitigkeiten der Philosophen über das Wahre und Zuverlässige in der menschlichen Erkenntniß, haben zu Untersuchungen über den Ursprung dieser Erkenntniß aus einer im Geiste dazu enthaltenen Quelle, oder aus Affectionen des Geistes vermittelst der sinnlichen Eindrücke geführt. Es waren aber immer besondere Voraussetzungen, wovon die Philosophen ausgingen, wenn von ihnen gewisse von aller Erfahrung unabhängige Erkenntnisse angenommen wurden *).

Lassen wir jetzt die Richtigkeit dieser Voraussetzungen dahin gestellt seyn, und halten

uns bloß an die Ergebnisse aus den bisher über das geistige Leben angestellten Untersuchungen, so kann über den Ursprung des geistigen Lebens folgendes als das Zuverlässige aufgestellt werden.

Weder Erkenntnisse, noch Gefühle, noch auch Begehrungen kommen von außen in uns, sondern entspringen aus dem Realgrunde des Bewußtseynlebens, so wie auch das organische Leben nicht von außen in den Körper kommt. Selbst die sinnliche Erkenntniß ist nicht erst der Seele zugeführt, oder in dieselbe eingedrungen, sondern etwas aus der Thätigkeit der Nerven in den Sinnorganen Gebildetes. Und eben so liegt die Quelle der Gefühle und Begehrungen in uns, und daß sie der Art des Lebens, wozu der Mensch bestimmt ist, angemessen sind, rührt aus der Natur der Seele her, welche Natur ihr, wie jedem Dinge seine Natur, ursprünglich beiwohnt, und nicht erst, nachdem sie schon vorhanden ist, zu derselben hinzukommt. Das mit sehr wenigen und schwachen Aeußerungen anfangende geistige Leben schreitet aber, langsam jedoch und erst unter besondern das Fortschreiten begünstigenden Umständen, durch Uebung zu höherer Wirksamkeit fort. Für dieses Fortschreiten ist gleichfalls

eine durch die Einrichtung unsers geistigen Lebens bestimmte Ordnung vorhanden, die dem Geiste und Gemüthe nicht erst von außen beigebracht wird. Wollte man nun die Naturbeschaffenheit der menschlichen Fähigkeiten, und die Ordnung, in welcher sie entwickelt werden und zu höherer Thätigkeit fortschreiten, für angeboren ausgeben, so würde man etwas Richtiges dabei denken, durch den Ausdruck aber auch veranlaßt werden können, dem menschlichen Geiste die Fähigkeit beizulegen, lediglich aus sich selbst und unabhängig von den Beziehungen, in welchen dessen Entwickelung auf die Welt steht, in der er jetzt lebt, Erkenntnisse von Dingen und ihren Beschaffenheiten zu gewinnen. Eine solche Fähigkeit wohnt unserm Geiste nicht bei, und die niedern Functionen des geistigen Lebens bedingen immer das Entstehen der höhern.

*) Platon war, wie Aristoteles Metaphys. II. c. 6. berichtet, schon sehr früh der Lehre derienigen Philosophen zugethan, welche behaupteten, alles sinnlich Wahrnehmbare sey immer im Flusse begriffen und es gebe davon keine Wissenschaft. Er suchte daher eine besondere Quelle des Gewissen auf, und dies führte ihn zu seiner Ideenlehre. Die Grund-

lage davon macht eine morgenländische Ansicht von der Seele aus, welche Ansicht aber Plaxton zur Begründung philosophischer Lehren so benutzt hat, wie es ihm wohl kein anderer Philosoph würde haben nachthun können. Leibnitzens Lehre von den im menschlichen Geiste verborgen liegenden Grundsätzen zu den Wissenschaften, ist eine Folge aus dessen Monadologie. Kant's Annahme der reinen Formen des Anschauens und Denkens der Dinge in der Welt, bezieht sich auf die Voraussetzung der nothwendigen synthetischen Urtheile in der menschlichen Erkenntniß, und soll die Möglichkeit solcher Urtheile darthun.

§. 243.

Von welcher Art der Zustand der Seele sey, worin sie sich während des gänzlichen Mangels des Bewußtseyns befindet, kann nicht bestimmt werden, weil die innere Erfahrung nichts enthält, woraus auf die Beschaffenheit dieses Zustandes geschlossen werden könnte. Als ein Aufhören aller Thätigkeit darf er jedoch nicht gedacht werden, denn dieses würde ein Aufhören der Existenz der Seele ausmachen. Auch kommen in der Erfahrung Thatsachen vor, nach welchen angenommen werden muß, es habe eine Seelenthätigkeit statt

gefunden, obgleich kein klares Bewußtseyn ihrer Wirkung vorhanden war. Hieher gehören die Erscheinungen, daß Schlafende zu einer ungewöhnlichen Zeit aufwachen, zu der sie aufzuwachen vor dem Einschlafen den Vorsatz faßten. Ferner enthält auch die Erkenntniß durch Wahrnehmung Beweise davon, daß darin manches enthalten seyn könne, dessen wir uns während des Wahrnehmens nicht bewußt sind. Ein Gegenstand wird nämlich oftmals, dem Ganzen nach genommen, klar erkannt, aber der Theile davon sind wir uns nicht bewußt, obgleich ohne den Einfluß derselben auf die Wahrnehmung des Ganzen dieses nicht erkannt worden seyn würde. Und dem Fürwahrhalten geht vielmals eine bloße Ahndung seiner Gründe vorher, in Ansehung welcher es viele Anstrengung kostet, um zum Bewußtwerden derselben zu gelangen. Endlich sind sehr oft Gedanken, Gefühle und Bestrebungen, deren ein Mensch sich früher bewußt war, und die Erzeugnisse seines Nachdenkens ausmachen, in ihm wirksam, ohne daß er davon weiß. In Ansehung dieser bewußtlosen Thätigkeiten der Seele, welche man dunkle Vorstellungen genannt hat, obgleich dadurch nichts vorgestellt wird, ist es aber noch merkwürdig, daß sie einen stärkern

Einfluß auf's Gemüth und auf das mit Bewußtseyn ausgeführte Handeln gehabt zu haben scheinen, als der Fall gewesen seyn würde, wenn man sich ihrer bewußt geworden wäre. Solche Thätigkeiten bestimmen nämlich oftmals das Handeln den gegenwärtigen und deutlich eingesehenen Gründen entgegen, und machen es von dem nach diesen Gründen gefaßten Beschlusse abweichend.

Sulzer's Erklärung eines psychologischen paradoxen Satzes: Daß der Mensch zuweilen nicht nur ohne Antrieb, sondern selbst gegen dringende Antriebe und überzeugende Gründe urtheilt und handelt. (In Sulzer's vermischten Schriften B. I.) Schwab von den dunkeln Vorstellungen. 1813.

§. 244.

Da den Thieren geistiges Leben nicht abgesprochen werden kann, und für dasselbe auch eine von ihrem organischen Leben verschiedene Ursache angenommen werden muß, so wird dadurch die Frage veranlaßt, worin denn wohl die Seele der Menschen von der der Thiere verschieden sey. Wollen wir zur Antwort auf diese Frage nicht Vermuthungen aufstellen, die sich gar nicht rechtfertigen lassen, so müssen wir

uns bloß an die Verschiedenheiten der Aeußerungen des geistigen Lebens in Menschen und Thieren halten. Hieraus erhellet aber, daß zwischen beiden eine Kluft vorhanden ist, und daß der Mensch in den Aeußerungen des geistigen Lebens nie ein Thier, das Thier aber nie ein Mensch werden kann. Dies bezeugen schon die dem Menschen am nächsten stehenden Affenarten, nämlich der Orang-Utang und der Schimpansee. Ihnen fehlt die Sprache, nicht weil sie keine Stimme hätten, und keine articulirte Töne hervorbringen könnten, sondern weil ihnen das durch die Einrichtung des menschlichen Geistes begründete Bedürfniß des Sprechens fehlt. Wegen des Mangels des Verstandes sind auch die Thiere unfähig, sich irgend ein Werkzeug zu verfertigen, obgleich bei den Affen der Bau der Hände die Verfertigung nicht unmöglich macht. Und aus demselben Grunde haben sie auch niemals mit ihrer Lebensweise eine Verbesserung vorgenommen, und diese ist dieselbe geblieben, welche ihren Stammeltern eigen war. Sie sind keiner Bildung fähig, sondern nur einer Abrichtung zu etwas.

Es ist aber oft behauptet worden, Verstand könne den dem Menschen nahe stehenden Thieren nicht abgesprochen werden. Und

Leben des Menschen, worauf auch in den vorhergehenden Lehrstücken hingewiesen wurde, daß die verschiedenen Aeußerungen dieses Lebens, anfänglich schwach, unvollkommen und kaum bemerkbar sind, durch Uebung darin aber vollkommener werden und sich alsdann durch eigenthümliche Formen von andern Aeußerungen auszeichnen. Wenn z. B. die Empfindungen der verschiedenen Sinne, oder die Theile, woraus einzelne Empfindungen bestehen, ferner echte Empfindungen von Täuschungen unterschieden werden, welches schon sehr früh geschieht, so ist dabei bereits der Verstand mit wirksam, obgleich er noch wenig entwickelt ist, und durch Hülfe der Begriffe noch keine Erkenntniß von Etwas zu erzeugen vermag. Und wenn die Einbildungskraft auch bloß nachbildend zu wirken anfängt, stellt sie vieles nicht der wahrgenommenen Individualität nach dar, sondern schon im Allgemeinen oder in der Form der Begriffe. Auch denke man hiebei an den Anfang und die Fortbildung des Sprechens. Jener ist noch etwas sehr Unvollkommenes, und gleichwohl hat darauf Absicht, also Verstandesthätigkeit Einfluß, die aber nach und nach weit stärker wirksam wird. Und obgleich die Schöpfungen des Genies von den gewöhnlichen

Erzeugnissen des Geistes sehr verschieden sind, so hat man doch längst aufgehört, jenem eine Kraft beizulegen, die andern Menschen fehlt.

Eine andere Eigenthümlichkeit der der menschlichen Seele beigelegten Kräfte, worüber auch in den obigen Untersuchungen über den Geist und das Gemüth Vieles beigebracht worden ist, besteht darin, daß gewisse Thätigkeiten dieser Kräfte nur erst nach besondern Anregungen entstehen, diese Anregungen aber, wenn sie statt finden sollen, vorhergegangene Uebungen und dadurch bewirkte Bildungen erfodern. Daher ist beim Menschen, wenn er gewisser Erkenntnisse und Gesinnungen fähig werden soll, die Erziehung unentbehrlich. Das Entstehen und die Lebhaftigkeit der Gefühle fürs Gute und Schöne hängt ganz und gar von einer durch Erziehung allererst bewirkten Bildung des Geistes und Gemüths ab, und wir wundern uns daher auch nicht, wenn bei einem Menschen, dem Erziehung fehlte, jene Gefühle sich wenig oder gar nicht äußern. Erwägt man aber, wie sehr die verschiedenen Thätigkeiten des geistigen Lebens durch ihr in einander Greifen sich wechselseitig bestimmen und ausbilden, so wird nichts mit den Regeln der Naturforschung Streitendes in der Annahme angetroffen werden, daß

durch die Beurtheilung der Formen des Hör- baren und Sichtbaren und ihrer Verhältnisse zu einander, wodurch das Sehen und Hören genauer und das Gefühl der Annehmlichkeit und Widrigkeit erregt wird, das Bewußtseyn davon zum Gefühle des Schönen und Häßlichen ge- steigert werde. Und da von der Erkenntniß der Beziehungen des Thuns und Lassens auf die gesellschaftliche Verbindung der Menschen, das Entstehen derjenigen Gefühle abhängt, wel- che Gutes und Böses verkündigen (§. 164), so können diese Gefühle für eine Wirkung jener Erkenntniß genommen werden.

Bei der Frage: Ob das Entstehen der Mannichfaltigkeiten an den Aeußerungen unsers geistigen Lebens nur auf eine Kraft, oder auf mehrere Kräfte der Seele zu beziehen sey? ist aber auch noch darauf Rücksicht zu nehmen, daß wir, wie die Beschaffenheit unserer Kennt- niß der Kräfte mit sich bringt, bei einem schon vorhandenen Wesen den Ursprung neuer Kräfte nicht anders, als durch einen Schöpfungsact, der aber in der schon vorhandenen Natur nicht angenommen werden darf, denken können. In den Aeußerungen des geistigen Lebens des neugebornen Kindes treffen wir jedoch längere Zeit hindurch noch gar nichts von dem an,

was auf Gedächtniß, freibildende Einbildungskraft, Verstand und Vernunft bezogen werden könnte. Es müßte also angenommen werden, diese Kräfte kämen erst später ins Kind hinein, oder sie schlummerten in ihm so lange, bis eine Anregung derselben statt gefunden hat. Aber von schlummernden und gar nicht wirksamen Kräften kann man sich keinen Begriff machen.

Allerdings ist es also naturgemäß, das geistige Leben im Menschen, allen seinen Verschiedenheiten nach, auf eine einzige dasselbe hervorbringende Kraft zu beziehen, diese Kraft aber als eine solche zu denken, die sich nach und nach entwickelt oder durch ihre Natur zu höherer Thätigkeit fortschreitet, hiebei aber an eine durch diese Natur bestimmte Ordnung gebunden, und von Anregungen, so wie auch von dem Gebrauche mannichfaltiger Mittel (wozu insbesondere die Sprache gehört) abhängig ist. Die Möglichkeit des Fortschreitens und der Fortbildung der geistigen Lebenskraft wird aber auf Fähigkeiten und Anlagen in dieser Kraft bezogen.

Inzwischen muß doch auch zugestanden werden, daß die Annahme verschiedener Kräfte in der menschlichen Seele noch nicht zu einer

unrichtigen Ansicht vom geistigen Leben führe, wenn die Kräfte nur nicht als unabhängig von einander wirksam und als coordinirte Dinge betrachtet werden. Wird jedoch diese Beschränkung der Lehre von der Verschiedenheit der Seelenkräfte nicht angenommen, so geht die Lehre, ohne daß man es merkt, in die Annahme mehrerer Seelen über, der man sonst zugethan war, und so wird es ganz unbegreiflich, wie in das Wirken jener Kräfte eine Einheit und Zusammenstimmung desselben zur Erzeugung eines einzigen Ganzen in Wissenschaft, Kunst und im innern Leben hineinkomme. Es würde aber auch die Annahme einer einzigen Kraft in der Seele zu einer falschen Ansicht vom geistigen Leben führen, wenn danach die wesentlichen Unterschiede an den Aeußerungen oder Functionen dieses Lebens geläugnet würden.

Ob es nur eine organische Lebenskraft oder mehrere solcher Kräfte gebe, ist auch eine in der Physiologie noch nicht ausgemachte Sache. So viel gilt aber unbestreitbar, daß die Annahme vieler organischen Kräfte die Einheit im Organismus unerklärt läßt.

Manchmal werden die Kräfte der Seele auch die Vermögen derselben genannt, manchmal aber die Kräfte und die Vermögen als von

einander verschieden gesetzt. In diesem Falle denkt man unter einem Vermögen diejenige Thätigkeit einer Seelenkraft, die erst durch Bildung möglich wird. Daher spricht man dem Blödsinnigen das Vermögen ab, zu deutlichen Einsichten zu gelangen, sich für etwas zu interessiren und feste Vorsätze zu fassen, dem Kinde aber das Vermögen, Begriffe und Folgerungen zu bilden, oder Schönes und Gutes zu erkennen und vom Häßlichen und Bösen zu unterscheiden. Und aus demselben Grunde werden dem Thiere wohl Kräfte, aber keine Vermögen beigelegt.

§. 242.

Die Streitigkeiten der Philosophen über das Wahre und Zuverlässige in der menschlichen Erkenntniß, haben zu Untersuchungen über den Ursprung dieser Erkenntniß aus einer im Geiste dazu enthaltenen Quelle, oder aus Affectionen des Geistes vermittelst der sinnlichen Eindrücke geführt. Es waren aber immer besondere Voraussetzungen, wovon die Philosophen ausgingen, wenn von ihnen gewisse von aller Erfahrung unabhängige Erkenntnisse angenommen wurden *).

Lassen wir jetzt die Richtigkeit dieser Voraussetzungen dahin gestellt seyn, und halten

uns bloß an die Ergebnisse aus den bisher über das geistige Leben angestellten Untersuchungen, so kann über den Ursprung des geistigen Lebens folgendes als das Zuverlässige aufgestellt werden.

Weder Erkenntnisse, noch Gefühle, noch auch Begehrungen kommen von außen in uns, sondern entspringen aus dem Realgrunde des Bewußtseynlebens, so wie auch das organische Leben nicht von außen in den Körper kommt. Selbst die sinnliche Erkenntniß ist nicht erst der Seele zugeführt, oder in dieselbe eingedrungen, sondern etwas aus der Thätigkeit der Nerven in den Sinnorganen Gebildetes. Und eben so liegt die Quelle der Gefühle und Begehrungen in uns, und daß sie der Art des Lebens, wozu der Mensch bestimmt ist, angemessen sind, rührt aus der Natur der Seele her, welche Natur ihr, wie jedem Dinge seine Natur, ursprünglich beiwohnt, und nicht erst, nachdem sie schon vorhanden ist, zu derselben hinzukommt. Das mit sehr wenigen und schwachen Aeußerungen anfangende geistige Leben schreitet aber, langsam jedoch und erst unter besondern das Fortschreiten begünstigenden Umständen, durch Uebung zu höherer Wirksamkeit fort. Für dieses Fortschreiten ist gleichfalls

eine durch die Einrichtung unsers geistigen Lebens bestimmte Ordnung vorhanden, die dem Geiste und Gemüthe nicht erst von außen beigebracht wird. Wollte man nun die Naturbeschaffenheit der menschlichen Fähigkeiten, und die Ordnung, in welcher sie entwickelt werden und zu höherer Thätigkeit fortschreiten, für angeboren ausgeben, so würde man etwas Richtiges dabei denken, durch den Ausdruck aber auch veranlaßt werden können, dem menschlichen Geiste die Fähigkeit beizulegen, lediglich aus sich selbst und unabhängig von den Beziehungen, in welchen dessen Entwickelung auf die Welt steht, in der er jetzt lebt, Erkenntnisse von Dingen und ihren Beschaffenheiten zu gewinnen. Eine solche Fähigkeit wohnt unserm Geiste nicht bei, und die niedern Functionen des geistigen Lebens bedingen immer das Entstehen der höhern.

*) Platon war, wie Aristoteles Metaphys. II. c. 6. berichtet, schon sehr früh der Lehre derjenigen Philosophen zugethan, welche behaupteten, alles sinnlich Wahrnehmbare sey immer im Flusse begriffen und es gebe davon keine Wissenschaft. Er suchte daher eine besondere Quelle des Gewissen auf, und dies führte ihn zu seiner Ideenlehre. Die Grund-

lage davon macht eine morgenländische Ansicht von der Seele aus, welche Ansicht aber Platon zur Begründung philosophischer Lehren so benutzt hat, wie es ihm wohl kein anderer Philosoph würde haben nachthun können. Leibnitzens Lehre von den im menschlichen Geiste verborgen liegenden Grundsätzen zu den Wissenschaften, ist eine Folge aus dessen Monadologie. Kant's Annahme der reinen Formen des Anschauens und Denkens der Dinge in der Welt, bezieht sich auf die Voraussetzung der nothwendigen synthetischen Urtheile in der menschlichen Erkenntniß, und soll die Möglichkeit solcher Urtheile darthun.

§. 243.

Von welcher Art der Zustand der Seele sey, worin sie sich während des gänzlichen Mangels des Bewußtseyns befindet, kann nicht bestimmt werden, weil die innere Erfahrung nichts enthält, woraus auf die Beschaffenheit dieses Zustandes geschlossen werden könnte. Als ein Aufhören aller Thätigkeit darf er jedoch nicht gedacht werden, denn dieses würde ein Aufhören der Existenz der Seele ausmachen. Auch kommen in der Erfahrung Thatsachen vor, nach welchen angenommen werden muß, es habe eine Seelenthätigkeit statt

gefunden, obgleich kein klares Bewußtseyn ihrer Wirkung vorhanden war. Hieher gehören die Erscheinungen, daß Schlafende zu einer ungewöhnlichen Zeit aufwachen, zu der sie aufzuwachen vor dem Einschlafen den Vorsatz faßten. Ferner enthält auch die Erkenntniß durch Wahrnehmung Beweise davon, daß darin manches enthalten seyn könne, dessen wir uns während des Wahrnehmens nicht bewußt sind. Ein Gegenstand wird nämlich oftmals, dem Ganzen nach genommen, klar erkannt, aber der Theile davon sind wir uns nicht bewußt, obgleich ohne den Einfluß derselben auf die Wahrnehmung des Ganzen dieses nicht erkannt worden seyn würde. Und dem Fürwahrhalten geht vielmals eine bloße Ahndung seiner Gründe vorher, in Ansehung welcher es viele Anstrengung kostet, um zum Bewußtwerden derselben zu gelangen. Endlich sind sehr oft Gedanken, Gefühle und Bestrebungen, deren ein Mensch sich früher bewußt war, und die Erzeugnisse seines Nachdenkens ausmachen, in ihm wirksam, ohne daß er davon weiß. In Ansehung dieser bewußtlosen Thätigkeiten der Seele, welche man dunkle Vorstellungen genannt hat, obgleich dadurch nichts vorgestellt wird, ist es aber noch merkwürdig, daß sie einen stärkern

Einfluß auf's Gemüth und auf das mit Bewußtseyn ausgeführte Handeln gehabt zu haben scheinen, als der Fall gewesen seyn würde, wenn man sich ihrer bewußt geworden wäre. Solche Thätigkeiten bestimmen nämlich oftmals das Handeln den gegenwärtigen und deutlich eingesehenen Gründen entgegen, und machen es von dem nach diesen Gründen gefaßten Beschlusse abweichend.

Sulzer's Erklärung eines psychologischen paradoxen Satzes: Daß der Mensch zuweilen nicht nur ohne Antrieb, sondern selbst gegen dringende Antriebe und überzeugende Gründe urtheilt und handelt. (In Sulzer's vermischten Schriften B. I.) Schwab von den dunkeln Vorstellungen. 1813.

§. 244.

Da den Thieren geistiges Leben nicht abgesprochen werden kann, und für dasselbe auch eine von ihrem organischen Leben verschiedene Ursache angenommen werden muß, so wird dadurch die Frage veranlaßt, worin denn wohl die Seele der Menschen von der der Thiere verschieden sey. Wollen wir zur Antwort auf diese Frage nicht Vermuthungen aufstellen, die sich gar nicht rechtfertigen lassen, so müssen wir

uns bloß an die Verschiedenheiten der Aeußerungen des geistigen Lebens in Menschen und Thieren halten. Hieraus erhellet aber, daß zwischen beiden eine Kluft vorhanden ist, und daß der Mensch in den Aeußerungen des geistigen Lebens nie ein Thier, das Thier aber nie ein Mensch werden kann. Dies bezeugen schon die dem Menschen am nächsten stehenden Affenarten, nämlich der Orang-Utang und der Schimpansee. Ihnen fehlt die Sprache, nicht weil sie keine Stimme hätten, und keine articulirte Töne hervorbringen könnten, sondern weil ihnen das durch die Einrichtung des menschlichen Geistes begründete Bedürfniß des Sprechens fehlt. Wegen des Mangels des Verstandes sind auch die Thiere unfähig, sich irgend ein Werkzeug zu verfertigen, obgleich bei den Affen der Bau der Hände die Verfertigung nicht unmöglich macht. Und aus demselben Grunde haben sie auch niemals mit ihrer Lebensweise eine Verbesserung vorgenommen, und diese ist dieselbe geblieben, welche ihren Stammeltern eigen war. Sie sind keiner Bildung fähig, sondern nur einer Abrichtung zu etwas.

Es ist aber oft behauptet worden, Verstand könne den dem Menschen nahe stehenden Thieren nicht abgesprochen werden. Und

allerdings fehlt im geistigen Leben mancher Thiere nicht alles, was wir beim Menschen auf den Verstand beziehen. Vorzüglich gehört hieher, daß Thiere dasienige, was zu ihrer Selbsterhaltung nöthig ist, nach den vorhandenen Umständen einrichten. Die Bieber bauen anders in tiefen Gewässern, als in einem kleinen Bache, und die Lastthiere bleiben, wenn sie in Gebirgen an gefährliche Stellen kommen, wo sie durch einen Fehltritt in Abgründe stürzen würden, stehen, betrachten die gefährliche Stelle genau, und wagen erst hierauf die Schritte oder den Sprung, die nöthig sind, um über die gefährliche Stelle zu kommen. Dies kann nicht aus dem durch den Organismus bestimmten Instincte, sondern nur aus einer Art von Ueberlegung abgeleitet werden.

Die Gründe dafür, daß die Thiere Bewußtseyn haben, und daß darin viel den Bestimmungen des menschlichen Bewußtseyns Aehnliches vorkomme, sind von Treviranus in der Biologie B. VI. S. 6 ff. angegeben worden.

Beobachtungen über zwei Orang-Utangs, die aber schon längere Zeit unter Menschen gelebt und von diesen manches angenommen hatten, iedoch Thiere geblieben waren, hat Tilesius in Krusenstern's Reisen um die Welt, Th.

III. S. 109. und Fr. Cuvier in den Annales du Museum d'histoire naturelle T. XVI. p. 46. mitgetheilt. In der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode, v. J. 1821, wird viel Auffallendes in den Aeußerungen der Sorgfalt und Liebe einer Aeffinn für ihr Junges angeführt. Diese Aeußerungen hatten große Aehnlichkeit mit dem, was davon bei menschlichen Müttern vorkommt.

§. 245.

Was mit der Seele des Menschen vorgehe, wenn das organische Leben, das unentbehrliche Mittel zu ihrer Thätigkeit im gegenwärtigen Zustande, erloschen ist, darüber kann in der psychischen Anthropologie nichts bestimmt, sondern nur durch die Kenntniß des Zusammenhangs der Dinge im Weltganzen Auskunft gegeben werden. Aber aus den Betrachtungen der Einrichtung des geistigen Lebens im Menschen geht doch ein Strahl der Hoffnung hervor, welche das Gemüth so oft gehoben und großer Dinge fähig gemacht hat, daß es nämlich im Tode mit dem Menschen nicht aus sey. Das geistige Leben des Thieres bleibt, welche Stärke man ihm auch beilegen möge, in allen Aeußerungen auf dessen Erhaltung und Fortpflanzung eingeschränkt. Die Thätigkeit dessel-

den Lebens im Menschen erstreckt sich aber weit über die Bedürfnisse des organischen Lebens hinaus, und kann also nicht bloß für dieses oder das Erdenleben, sondern muß zugleich mit für eine höhere Weltordnung bestimmt seyn.

Erster Anhang.

Von der Schlaftrunkenheit, dem Traume, dem Schlafreden, Schlafwandeln, und thierischen Magnetismus.

---

§. 246.

Den Aeußerungen des geistigen Lebens während des Schlafes und aller ihm ähnlichen Zustände, fehlen mehrere Eigenthümlichkeiten, welche den Aeußerungen dieses Lebens im Wachen wesentlich sind. Jene können daher nicht zu Belehrungen über das letzte, oder über das wahre Bewußtseynleben im Menschen benutzt werden. Auch würde das Empfinden, Denken, Fühlen und Begehren der Menschen in keinem Stücke anders seyn, als es ist, wenn in ihnen

keine Träume, oder andere diesen ähnliche Zustände vorkämen. Da aber über dieselben viel Falsches verbreitet worden ist, so hat die Aufsuchung ihrer Beschaffenheit und wahren Bedeutung wenigstens einen negativen Nutzen.

§. 247.

Alle Menschen sind zur Wiederherstellung der durch den Gebrauch erschöpften geistigen und körperlichen Kräfte des Schlafes bedürftig. Während desselben fehlt, wenn er vollkommen ist, das Bewußtseynleben gänzlich, das organische oder vegetative dauert hingegen, jedoch in einer verminderten Thätigkeit fort. Nachdem aber durch den Schlaf eine Stärkung der Kräfte erfolgt ist, wird auch das Bewußtseynleben wieder thätig und es entstehen Träume. Hat endlich diese Stärkung einen noch höhern Grad erreicht, so erfolgt das Erwachen, und mit ihm, wenn keine Seelenkrankheit das Bewußtseynleben von der Naturordnung abweichend macht, diejenige Vorzüglichkeit der Thätigkeit dieses Lebens, in welcher sich der Mensch vom Thiere unterscheidet.

§. 248.

Die nächste Ursache des Schlafes, oder denjenigen Zustand des Seelenorgans (§. 28), welcher die Bewußtlosigkeit und die Verminderung der Thätigkeit des organischen Lebens hervorbringt, kennen wir nicht: Zu den entfernten Ursachen gehören aber sehr verschiedene Dinge, wovon die Erschöpfung durch körperliche und geistige Arbeit, die berauschenden Getränke und Säfte, große Kälte, welche das Blut aus der Peripherie nach innen drängt, der Mangel starker Eindrücke auf die Sinne und der Beschäftigung mit interessanten Gegenständen, endlich wiederholtes Streichen und Reiben des Körpers die gewöhnlichsten sind.

Das Aufhören der dem Athmen entsprechenden Bewegung des Gehirns im Schlafe (m. vergl. die Anmerk. zum 28sten §.) kann nicht für die nächste und alleinige Ursache vom Schlafen gehalten werden; denn in dieser Bewegung liegt doch wohl nicht die nächste und zureichende Ursache des Wachens.

§. 249.

Die Zustände des Schlafens und Wachens stehen nicht in einem so strengen Gegensatze zu einander, daß wenn jener vorhanden ist, dieser

auch immer gänzlich aufgehört hätte. Es giebt Mittelzustände zwischen beiden, worin nur einige Arten der Thätigkeit des geistigen Lebens aufgehört haben, andere aber noch fortdauern. Sie werden der Halbschlaf genannt, der oft vor dem völligen Einschlafen vorkommt, indem alsdann das Sehen (auch bei geöffneten Augen), das Schmecken und das Fühlen durch Betastung schon wie im tiefen Schlafe aufgehört haben, das Vernehmen des Gesprochenen aber noch eine Zeit lang fortdauert.

Rudolphi hat in dem Grundrisse der Physiologie B. II. S. 285. seine Beobachtungen über einen neunzehnjährigen Buchbindergesellen in Mayland mitgetheilt, der früher die Epilepsie, damals aber eine dem Rausche ähnliche Schlafsucht hatte, und während dieses Zustandes noch seine Arbeit verrichtete, die leise Stimme seines Freundes vernahm und in Rudolphi's Gegenwart einen Zettel, aber schlecht und fehlerhaft schrieb.

Von den Mittelzuständen zwischen Schlafen und Wachen haben ausführlich gehandelt G. G. Richter in der Dissert. de statu mixto somni et vigiliae, Gottingae 1756, und Hoffbauer in der Psychologie in ihrer Hauptanwendung auf Rechtspflege, S. 288.

§. 250.

Mit dem Worte Schlaftrunkenheit bezeichnet man gewöhnlich denjenigen Zustand zwischen Schlafen und Wachen, worin die Empfänglichkeit der Sinne für Eindrücke sehr abgenommen hat, aber die Bestimmbarkeit der Bewegungen des Körpers nach Erkenntnissen und Neigungen, wenn diese auch von einem sehr schwachen Bewußtseyn begleitet seyn sollten, noch übrig ist. Er macht entweder den Uebergang zum völligen Einschlafen aus, oder begleitet das erste Aufwachen aus dem Schlafe, vorzüglich wenn dieses durch äußere Mittel erzwungen worden ist. Die Handlungen, welche in diesem Halbschlafe verrichtet werden, sind jedoch gewöhnlich nur solche, die mit dem, was wachend von dem Schlaftrunkenen häufig verrichtet ward, und daher zur Gewohnheit geworden ist, Aehnlichkeit haben. Gemeiniglich mangelt hinterher die Erinnerung dessen gänzlich, was darin vorgefallen ist, wenn unmittelbar darauf wieder ein tiefer Schlaf folgte.

Ein seltenes Beispiel von Schlaftrunkenheit, worauf ein gänzlicher Mangel aller Erinnerung der darin vorhanden gewesenen, sehr zusammenhängenden und vieles Nachdenken erfodernden Geistesthätigkeit folgte, hat Richerz in

den Zusätzen zum Muratori über die Einbildungskraft Th. I. S. 242. mitgetheilt. Und der Zustand, worin Bernhard Schimaidzig seine Frau todt schlug (J. Ch. Fr. Meisters Urtheile und Gutachten in peinlichen und andern Straffällen S. 1 ff.), war auch Schlaftrunkenheit, obgleich der Schimaidzig nach der That sich dessen erinnerte, was vor und während derselben in ihm vorgegangen war, und eigentlich ein lebhaftes Traumbild dazu die Veranlassung gab. Denn das plötzliche Erwachen aus tiefem Schlafe durch äußere Mittel oder durch schreckhafte Traumbilder, erregt oft eine Art von vorübergehendem Wahnsinne.

Es ist eine sehr auffallende Erscheinung, daß Schlaftrunkene, Schlafredner und Schlafwandler nach dem Erwachen meistentheils sich dessen gar nicht erinnern können, was sie im schlafenden Zustande, oft mit großer Anstrengung des Geistes gesprochen und ausgeführt haben. Es muß also in dem Zustande, worin sich iene befinden, dieienige Bedingung, woran im wachenden Zustande die Erinnerung des ehemals Vorgefallenen gebunden ist, fehlen.

§. 251.

Träume sind dieienigen Aeußerungen des geistigen Lebens im Schlafe, deren wir uns nach dem Erwachen wieder erinnern. Die Er-

innerung betrifft aber entweder den besondern Inhalt des Traums, oder besteht nur aus einem unbestimmten Bewußtseyn dessen, was darin vorkam. Von den Aeußerungen des geistigen Lebens im Wachen weicht aber der Traum dadurch ab, daß in demselben die Fähigkeit fehlt, die Täuschungen, oder daß uns Erzeugnisse der Einbildungskraft wie Wahrnehmungen gegenwärtiger Dinge vorkommen, zu entdecken. Der Träumende hat eine andere Welt vor sich, als die wirkliche, gelangt aber hierüber nie zu einiger Einsicht. Ferner fehlt ihm das Vermögen, die Wahrheit der Gedanken und Erinnerungen, welche in ihm entstanden sind, zu prüfen, oder darin das Richtige vom Unrichtigen zu unterscheiden. Was endlich dessen Entschließungen und Thun betrifft, so sind sie gleichfalls etwas nur Gegebenes und nicht aus seiner Ueberlegung und Freiheit Entstandenes. Er ist davon eigentlich nur der Zuschauer, aber mit der unvertilgbaren Täuschung behaftet, daß er der Urheber sey.

Während des Traumes fehlt also im geistigen Leben, was sich auf die Vorzüge des Menschen vor den Thieren bezieht, und man kann auch mit Recht sagen; wenn das geistige Leben im Menschen bloße Wirkung des orga-

nischen wäre, so würde es so ausfallen, wie es im Traume beschaffen ist.

Sehen wir aber auf die übrigen Beschaffenheiten des geistigen Lebens im Traume, so ist es manchmal eine sehr ähnliche, manchmal jedoch auch eine sehr verzerrte Nachbildung der Besonderheiten, die an dem geistigen Leben eines Menschen im Wachen vorkommen.

Denn erstens haben die Bilder im Traume keine größere Deutlichkeit und Lebhaftigkeit, als welche auch unter Umständen, die das Wirken der Einbildungskraft verstärken, an den Erzeugnissen dieser während des Wachens vorkommt. In Ansehung des Inhalts richten sich aber jene Bilder nach den Empfindungen im Wachen, daher auch Blind- und Taubgewordene in der Regel nur noch kurze Zeit von Farben und Tönen träumen. Ferner stimmen die Neigungen und Triebe, welche im Traume statt finden, mit denen überein, welche den wachenden Menschen in Thätigkeit versetzen. Zweitens haben alle Besonderheiten, welche in der Denkart und Gesinnung der Menschen durch das Alter, durch das Geschlecht und durch die Cultur entstehen, auf den Inhalt ihrer Träume Einfluß. Vorzüglich ist es die Cultur, welche den Gegenstand und die sonstigen

Beschaffenheiten der Träume bestimmt. Denn bei Kindern und ungebildeten Menschen beziehen sich die Träume meistentheils auf die gewöhnlichen Vorfälle ihres Lebens. Wenn aber der Geist eine höhere Bildung erhalten hat, wenn in demselben während des Wachens Ruhe und Heiterkeit, eine religiöse Stimmung, eine Erhebung über die gemeine Wirklichkeit, große Verehrung gewisser Wahrheiten oder Personen herrschend sind, und den bleibenden Zustand der Seele ausmachen; so richtet sich auch danach der Inhalt der Träume. Eben so führen Gefühle der Schwäche während des Wachens und die daraus entspringende Aengstlichkeit zu den diesen Gefühlen entsprechenden und lauter Unglücksfälle darstellenden Träumen. Die Leidenschaften aber, welche den Menschen im Wachen beherrschen, haben gleichfalls auf die meisten seiner Träume Einfluß. Endlich gehört hieher noch, daß diejenigen Menschen, deren Geist während des Wachens mit der Ausführung wichtiger Plane eifrig beschäftigt ist, und die daher den bloß zur Unterhaltung dienenden Spielen der Einbildungskraft nicht nachgehen, sehr wenige Träume haben. Diejenigen hingegen, welche jenen Spielen sehr ergeben sind, und daher auch wohl ihren Träumen einen

großen Werth beilegen und davon wachend gern sprechen, träumen am häufigsten und lebhaftesten. Im Traume kommt drittens auch diejenige Verstandesthätigkeit vor, die jemand wachend ausübte und zwar zuweilen mit gutem Erfolge. Denn Manche lösten im Traume Aufgaben richtig auf, deren Auflösung sie wachend vergeblich versucht hatten, und Andere sahen, durch Schlüsse von der Gegenwart auf die Zukunft geleitet, vorher, was hinterher eintraf, ob sie gleich zum Eintreffen nichts beitrugen. Eine vollständige, und der im Wachen gleichkommende Verstandesthätigkeit findet jedoch im Traume nie statt. Entdeckungen von dem in der Natur noch Verborgenen, sind darin nie gemacht worden. Wenn uns aber träumt, daß wir Unanständiges, oder gar ein Verbrechen begangen haben, so bleiben wir oft ganz gleichgültig dabei, und werden nur manchmal durch Vorwürfe des Gewissens in solche Angst versetzt, daß wir darüber aufwachen. Was viertens die Veranlassungen der Träume und den angenehmen oder unangenehmen Inhalt derselben betrifft, so stimmen sie darin, so wie auch in Ansehung des Einflusses, welchen sie nach der Beschaffenheit ihres Inhaltes auf das Begehren haben, mit den Gesetzen unsers

geistigen Lebens im Wachen überein. Die Veranlassungen sind nämlich bei Manchen hauptsächlich diejenigen Dinge, womit sich der Geist vor dem Einschlafen lebhaft beschäftigt hatte, und worauf also dessen Aufmerksamkeit anhaltend gerichtet blieb, ferner das Streben eben desselben nach leichter und der vorhandenen Stärke der Kräfte angemessener Thätigkeit (daher weit mehr Träume gegen das Ende des Schlafes, als bald nach dem Einschlafen entstehen), endlich dunkle Gefühle sowohl von dem gesunden und kranken Zustande des ganzen Körpers, als auch einzelner Theile desselben. Und gleichwie solche Gefühle im wachenden Zustande die Einbildungskraft und das Nachdenken in einen Gang bringen, der ihrem Inhalte entspricht, so ist dies auch im Traume der Fall. Denn im Wachen entstehen aus krankhaften Gefühlen Mißmuth, Trübsinn, unbestimmte Angst, im Schlafe aber unangenehme, Schrecken und Angst über die Seele ausgießende Träume, während welcher diese, ihrem natürlichen Erhaltungstriebe gemäß, sich davon durch Bewirkung einer Veränderung in der Lage des Körpers, oder durch's Wachwerden zu befreien trachtet. Einen Beweis hievon enthält auch das Alpdrücken, welches immer aus einem kran-

ken Zustande des Körpers entspringt, und daher, im höhern Grade vorhanden, manchmal mit dem Tode geendigt hat. So läßt sich endlich auch fünftens von allem Uebrigen, was an den Träumen statt findet, und oft als etwas Uebernatürliches angestaunt worden ist, die Aehnlichkeit der Thätigkeiten des Geistes, welche ihm zu Grunde liegen, mit denen im Wachen nachweisen, wenn man sie nur aufzufinden versteht. Denn wenn z. B. ein und derselbe Traum in verschiedenen Nächten wiederkehrt, oder wenn gar das Schauspiel, welches dem Geiste in einem Traume gegeben ward, in den folgenden Nächten zusammenhängend mit den früher davon dagewesenen Theilen fortgesetzt wird, bis es gänzlich ausgespielt worden ist: so stimmt der erste Fall damit überein, daß unter denselben inneren Veranlassungen und äußern Umgebungen unser Geist wachend sich mit lauter einander ähnlichen Gedanken beschäftiget; der zweite aber damit, daß die Luftschlösser, womit wir uns wachend beschäftigen, wenn Hindernisse des Ausbauens derselben eintreten, bei der nächsten Muße wieder vorgenommen, und oftmals erst nach mehreren Unterbrechungen zur Vollendung gebracht werden. Eben so ist auch schon die sonderbare

Erscheinung, daß wir im Traume fremden Personen Reden und Einfälle leihen, die wir nicht für unser Erzeugniß halten, ganz richtig mit dem verglichen worden, was bei dem begeisterten dramatischen Dichter vorfällt, wenn er sich's nicht bewußt ist, daß die Gedanken und Worte der redenden Personen aus ihm stammen, sondern solche, als von ihnen vorgesagt, zu vernehmen glaubt.

Manche Träume haben allerdings eine Bedeutung, iedoch eine ganz andere, als die Traumdeuter davon angeben, deren Weisheit auch nie übereinstimmend war; denn nach dem einen Traumbuche sollen gewisse Arten der Träume Glück, nach dem andern aber Unglück anzeigen. Hierin weichen die Traumbücher der Morgenländer von denen der Abendländer gänzlich ab. Zu den bedeutenden Träumen gehören aber die in Krankheiten vorkommenden und den Kranken sehr abmattenden, ferner die, welche Genüsse der Ueppigkeit, und eine Befriedigung durch wollüstige Scenen gewähren. Jene gehören zu den Symptomen der Krankheit, diese sind hingegen, wenn sie oft vorkommen, Erzeugnisse eines unreinen Herzens. Von dieser Bedeutung der Träume kommt aber in den Traumbüchern nichts vor.

Die Natur hat besondere Sorge dafür getragen, daß die Bilder im Traume nicht mit

den Begebenheiten im Wachen verwechselt werden. Mögen iene nämlich auch noch so lebhaft und der Erfahrung ähnlich gewesen seyn, so werden sie doch nach dem Erwachen für das, was sie sind, erkannt, und von den Gegenständen der wirklichen Welt unterschieden. Selbst der heftigste Affect, der während eines Traumes statt fand, verschwindet augenblicklich, so wie man erwacht ist. Es setzt schon einen krankhaften Zustand der Seele voraus, wenn lebhafte Träume sich dem Gedächtnisse so einprägen, daß, was darin vorgekommen ist, für eine wirkliche Begebenheit aus dem vergangenen Leben genommen wird.

§. 252.

Das Schreien während eines beängstigenden Traumes, und das zusammenhängende Reden und Beantworten der vorgelegten Fragen im Schlafe, entspringt aus dem sonst nicht gewöhnlichen Einflusse der Traumbilder auf gewisse äußere Theile des Körpers. Der Inhalt der Reden und Antworten der Schlafredner ging übrigens, nach den darüber vorhandenen Nachrichten, nie über den Umfang ihres Wissens im Wachen hinaus.

Es wird versichert, daß man einen Schlafenden, wenn derselbe zu reden anfängt, und

mit ihm im nämlichen Tone zu sprechen fortgefahren wird, träumen lassen könne, was man wolle. Es waren aber nur Kinder und Frauenspersonen, bei denen dieses gelungen seyn soll. Daß man iedoch dem in's Gespräch gebrachten Schlafenden seine Geheimnisse abfragen könne, wird von Einigen mit Berufung auf Thatsachen der Erfahrung behauptet, von Andern hingegen geläugnet.

§. 253.

Das Schlafwandeln, welches auch Nachtwandeln, aber weniger passend genannt wird, weil es nicht auf die Nacht beschränkt ist, hat man seit den ältesten Zeiten gekannt. Nach den genauen und zuverlässigen Nachrichten darüber kommen dabei folgende Erscheinungen vor.

I. Nach dem Erwachen aus dem Schlafe wissen die Schlafwandler nichts von dem, was sie während desselben verrichtet haben. Sind darin von ihnen Ausarbeitungen verfertigt, Gedichte gemacht, oder mathematische Aufgaben gelöst und aufgeschrieben worden; so können sie sich beim Anblicke ihrer Arbeiten im wachenden Zustande nicht besinnen, irgend eine Vorstellung davon im Schlafe gehabt, oder davon geträumt zu haben.

II. In Ansehung der Verminderung der Empfänglichkeit der äußern Sinne für Eindrücke kommt nicht nur bei mehreren Schlafwandlern, sondern auch bei einem und demselben Schlafwandler in verschiedenen Anfällen große Verschiedenheit vor, so daß er z. B. in dem einen Anfalle weit mehr Empfänglichkeit für Gesichts- oder Gehörsempfindungen besitzt, als in dem andern. Die Vergleichung der Nachrichten von den Schlafwandlern, die dieser Anzeige der Aeußerungen ihres geistigen Lebens zu Grunde liegt, führt in Ansehung jener Verschiedenheit auf folgende Ergebnisse. Erstens. Bei keinem Schlafwandler fand eine gänzliche Verschlossenheit aller Sinne gegen diejenigen äußern Eindrücke statt, wodurch im wachenden Zustande Empfindungen hervorgebracht werden. Der Sinn der Betastung war es besonders, dessen Thätigkeit immer in einem gewissen Grade wirksam blieb, und wodurch sich die Schlafwandler die Erkenntniß des Ortes verschafften, an welchem sie ihre Verrichtungen anfingen. Zweitens. Die Wirksamkeit der Sinne war bei manchen Schlafwandlern von den in ihnen jedesmal vorhandenen Bildern der Einbildungskraft (welche mit Recht in Ansehung alles dessen, was sie verrichten, voraus-

gesetzt werden), mit seltenen Ausnahmen, die vorzüglich den Sinn der Betastung beim Anfange des Schlafwandelns betrafen, abhängig, d. h. sie hörten, sahen (mit gänzlich oder nur wenig geöffneten Augen), schmeckten und rochen nur dasjenige, was mit den in ihnen gegenwärtigen Bildern zusammentraf. Dies ist einer Regel der Thätigkeit der Erkenntnißkraft vollkommen entsprechend, die auch im Wachen gilt. Manchmal wissen wir nämlich bei einer Empfindung anfänglich noch nicht, wofür wir sie nehmen sollen, und sind uns z. B. nur bewußt, etwas zu sehen, ohne es doch bestimmt zu erkennen. Haben wir aber aus einem gewissen Umstande geschlossen, daß das Gesehene ein Mensch sey, und wird die Vorstellung von diesem auf die noch unbestimmte Empfindung bezogen, so geht solche auch in die Erkenntniß von einem Menschen über.

III. Was die Schlafwandler verrichten, ist demjenigen immer ähnlich, womit sie sich wachend beschäftigten. Sie gehen an solchen Orten umher, wo sie schon wachend gewesen sind. Sie spielen ferner ein musikalisches Instrument, singen, komponiren ein musikalisches Stück, machen Zeichnungen, rechnen, sprechen

über wissenschaftliche und andere Gegenstände, schreiben Briefe in den von ihnen erlernten Sprachen, machen Predigten, verfertigen Arzneien nach Recepten, warten bei Tische auf u. s. w. nur wenn sie es wachend auch zu thun pflegten.

IV. Was die Erhöhung der geistigen Thätigkeit im Schlafwandeln betrifft, so kommt sie nur bei denjenigen Schlafwandlern vor, die zugleich körperlich krank sind, und besteht aus einer größern Wirksamkeit des Gedächtnisses, aus feinerer Empfindungsfähigkeit mancher Sinne, und aus besonderer Empfänglichkeit der Nerven für Eindrücke von äußern Dingen, die im wachenden Zustande wenig oder gar nicht afficirten. Freilich wußten die Schlafwandler manchmal etwas von der Gegenwart gewisser Gegenstände, die sie nicht gesehen, oder durch Betastung erkannt hatten, und in Ansehung welcher man auch nach den vorhandenen Umständen nicht annehmen konnte, daß ihnen ein Bild davon in der Einbildungskraft vorgeschwebt habe. Allein der Schluß von dieser Thatsache auf einen neuen Sinn, der sich erst im Zustande des Schlafwandelns entwickele und wirksam sey, wäre sehr übereilt. Denn mehrere Thatsachen sind darüber vorhanden, daß

die Empfänglichkeit mancher Sinne und anderer Theile des Nervensystems in diesem Zustande stärker sey, als im Wachen; insbesondere hatte manchmal die Reizbarkeit des Gehörs und Geruchs ungemein zugenommen. Es darf daher wohl vorausgesetzt werden, daß die Ausdünstung der, weder gesehenen noch vermittelst der Betastung von dem Schlafwandler erkannten gegenwärtigen Gegenstände, ihm diese verkündigt habe.

V. Von den zugleich körperlich kranken Schlafwandlern, die mehrentheils noch viele Besonnenheit eines Wachenden besaßen, haben einige die Zeit vorher bestimmt, in welcher ihr Anfall aufhören werde, oder doch durch ihre Handlungen zu erkennen gegeben, daß sie von der Annäherung seines Endes ein Gefühl hatten. Die Vorhersagung stützte sich aber, wie in manchen Fällen einleuchtend war, auf das Bewußtseyn der Abnahme der während des Anfalles vorhandenen unangenehmen Gefühle, traf jedoch nicht immer ein.

IV. Was den Einfluß der Bildung des Gemüths auf die Verrichtungen der Schlafwandler betrifft, so stimmen diese Verrichtungen mit jenen immer überein. Es ist noch nie beobachtet worden, daß von Schlafwandlern etwas

gethan und gesagt worden sey, was den Grundsätzen vom Anständigen und Erlaubten, die sie wachend befolgten, widersprach, und ihr ganzes geistiges Leben ist weit mehr mit eben demselben im Wachen übereinstimmend, als das der Träumenden. Auch ist bei Schlafwandlern nie etwas vorgekommen, das auf den Geschlechtstrieb, dessen Regungen doch so vielen Einfluß auf Träume haben, Beziehung hatte.

Die im §. enthaltene Angabe der Erscheinungen beim Schlafwandeln gründet sich auf folgende sehr zuverlässige Nachrichten über diesen Zustand.

Beobachtungen, welche im Jahre 1740 über einen Schlafwandler von Reghellini und Pigatti angestellt, und in der Raccolta d'opuscoli scientifici e filologici Tom. 24. in Venezia 1741. 8. zuerst bekannt gemacht worden sind. Einen Auszug daraus hat Muratori in dem Werke über die Einbildungskraft Th. I. S. 313. d. Uebers. und das Journal encyclopaedique vom J. 1762. mitgetheilt.

Die in der großen französischen Encyklopädie unter dem Artikel Somnambulisme mitgetheilte Begebenheit. Der Verfasser dieses Artikels spricht zwar davon nur als ein mittelbarer Zeuge. Aber die Nachricht trägt alle Kennzeichen der Glaubwürdigkeit an sich.

Beobachtung über Herrn Ch. während einer sonderbaren Krankheit, vom Hofr. Feder: im Magazin zur Erfahrungsseelenkunde von Moritz B. II. St. 2. S. 83. Auch Richter hat in den medicinischen und chirurgischen Bemerkungen B. II. S. 121. über diesen Schlafwandler einiges mitgetheilt.

Di un nuovo e maraviglioso Somnambolo, relazione del Francesco Soave; in den Opuscoli Scelti sulle science e sulle arti Tom. III. p. 204. in Milano a. 1780. Eine Fortsetzung der Nachrichten über diesen Schlafwandler hat Ant. Porati im XVI. Tom. der Opuscoli scelti p. 267. geliefert. Diese Beobachtungen gehören mit zu den lehrreichsten.

Rapport fait à la Société de Lausanne sur un somnambule naturel. Par Mrs. le Docteur Levade, Reynier et Berthout van Berchen, fils; gleichfalls in der Histoire de la Société de Lausanne T. III. Mémoires p. 98. Dieser Bericht beziehet sich auf Beobachtungen, die als Muster für alle Beobachtungen über Schlafwandler empfohlen werden können.

§. 254.

Nach den Nachrichten über die wundervollen Wirkungen, welche der thierische oder animalische Magnetismus hervorgebracht haben soll, gehört zu diesen Wirkungen auch

die Fähigkeit zu Erkenntnissen, deren kein Mensch im wachenden Zustande theilhaftig war. Die Anwendung jenes Magnetismus bei nervenschwachen Frauenzimmern soll nämlich den Erfolg gehabt haben, daß sie durch andere Theile ihres Körpers, als durch die Augen und Ohren sahen und hörten, daß sie ferner die im Körper vorhandenen Ursachen ihrer Krankheiten, sich innerlich beschauend, wahrnahmen, und daß sie endlich, obgleich ihnen alle Kenntniß der Heilkunde fehlte, doch die Mittel anzugeben wußten, durch deren Anwendung die Heilung auch immer zu Stande kam, obgleich dieselben allen auf Erfahrung gegründeten Regeln der Heilkunde widersprachen. Bei einigem Nachdenken über diese Wirkungen des thierischen Magnetismus wird man leicht einsehen, daß sie das Wunder aller Wunder ausmachen. Denn zum Sehen und Hören durch andere Theile des Körpers, als durch die dazu eingerichteten Sinnwerkzeuge, wäre eine gänzliche Veränderung der Theile des Nervensystems in Ansehung ihrer natürlichen Functionen erfoderlich. Um aber einzusehen, daß der Ursprung der Kenntnisse der Ursachen und Heilmittel der Krankheiten in den magnetisirten Frauenzimmern ein Wunder sey, dem kein

anderes gleichgestellt werden könne, darf man nur erwägen, welche Uebung und Anstrengung des menschlichen Verstandes dazu erfoderlich gewesen ist, um die Ursachen der innern Krankheiten zu entdecken und die dagegen zu gebrauchenden Heilmittel ausfindig zu machen. Die Fähigkeit zu Einsichten, zu deren Gewinnung Jahrtausende erfoderlich waren, hätte also der thierische Magnetismus in einem nervenschwachen Frauenzimmer ohne alle Vorbereitung dazu hervorgebracht, und noch dazu im Schlafe, also während eines Zustandes, worin es ganz unmöglich ist, neue, und auf die Thätigkeiten des Geistes im Wachen gar keine Beziehung habenden Erkenntnisse zu erzeugen.

Doch es ist sehr erfreulich, anführen zu können, daß endlich durch die Prüfung der Wunder des thierischen Magnetismus die Grundlage und das Wesen derselben richtig erkannt worden sind, so daß darauf in der psychischen Anthropologie weiter keine Rücksicht genommen zu werden braucht.

Alle über die wundervollen Wirkungen des thierischen Magnetismus von unbefangenen und mit den Regeln der Naturforschung bekannten Männern angestellten Untersuchungen, sind sehr ungünstig für denselben ausgefallen, haben aber

zur richtigen Ansicht von demselben in Deutschland nur Wenigen verholfen. Endlich scheint iedoch Rudolphi's Urtheil über iene Wirkungen, das sich auf eigene, und auf die von den angesehensten Aerzten in Berlin angestellten Prüfungen derselben stützt (in der Vorrede zum Grundrisse der Physiologie S. IX), Eingang gefunden zu haben. Gegen die Richtigkeit des Urtheils hat sich bis iezt keine einzige Stimme vernehmen lassen. Auch hört man nichts von Wundern, welche der thierische Magnetismus neuerlich bewirkt haben soll.

Zweiter Anhang.

Ueber die Schauung des Absoluten, die Mystik und die Schwärmerei.

---

§. 255.

Auf einer gewissen Stufe der Ausbildung des menschlichen Geistes wird Gott das Wichtigste, womit sich sein Nachdenken zu beschäftigen vermag. Denn die dadurch erhaltene Erkenntniß giebt dem übrigen Wissen Vollendung und hat auf das Gemüth einen mächtigen Einfluß. Hieraus entstand ein eifriges Bestreben, die Erkenntniß von Gott und von unserer Beziehung zu demselben zur größten Vollkommenheit zu bringen, und dieses Bestreben hat nicht etwa bloß die Speculationen der Philosophen über Gott und über dessen Verhältniß zur Welt erregt und belebt, sondern es ist in allen Menschen, jedoch bald mehr bald weniger sich

äußernd, vorhanden, in denen die Religion nicht von allem Gebrauche der Vernunft getrennt worden war. Aber bei der Befriedigung dieses Bestrebens gerieth der Mensch auch oft, aus mancherlei Veranlassungen, in bloßen Wahn, den er jedoch für die höchste Weisheit nahm, und dadurch entstanden diejenigen Zustände des Geistes und Gemüths, die in der Ueberschrift des gegenwärtigen Anhanges genannt worden sind. Und daß auf diese Zustände besondere Rücksicht genommen, und deren wahre Beschaffenheit aufgeklärt werde, ist wegen der größern, und noch immer zunehmenden Ausbreitung derselben in Deutschland wenigstens etwas Zeitgemäßes.

§. 256.

Was das Schauen oder innere Wahrnehmen des Absoluten betrifft, so versichern die Anhänger zweier philosophischen Schulen, nämlich der plotinischen und der neuen pantheistisch-naturphilosophischen, daß sie im Besitze der Fähigkeit dazu seyen, und der Philosophie dadurch erst eine feste Begründung gegeben haben. Es müssen also wohl gewisse Vorgänge, und die dadurch entstandenen Richtungen des Nachdenkens in der Philosophie dazu Veran-

lassung gegeben haben, daß man nach jenem Schauen des Absoluten strebte. Die Aufsuchung dieser Vorgänge gehört in die Geschichte der Philosophie *), und wir beschränken uns bloß auf die Bestimmung der wahren Natur desselben, und auf die Angabe der Wirkungen, welche es im Geiste und Gemüthe derer hervorbrachte, die dazu gelangt zu seyn vorgaben.

Nach dem Plotin muß der Mensch, um das Eine, welches das Princip, oder die Erzeugungskraft aller Dinge ist, zu schauen und innerlich wahrzunehmen, das Bewußtseyn der sinnlichen Dinge, welche das Unterste und Unvollkommenste in der Wirklichkeit ausmachen, gänzlich vertilgen, sich in den Mittelpunct alles Bewußtseyns zurückziehen, dabei aber von aller Vielheit in demselben absehen, und dem Bewußtseyn nach eine reine Einheit werden; denn alsdann wird er Beschauer des Einen, das der Grund aller Dinge ist. Nach Schelling läßt sich aber dieser Grund, oder das Absolute, welches aus einer Identität des Denkens und Seyns, des Idealen und Realen bestehen soll, wenn man sich dazu anstrengt, vermittelst der Vernunft wie es an sich ist, und sich nach und nach zu einer Welt entfaltet, innerlich beschauen.

Werden die Bedingungen erwogen, unter welchen allererst ein Erkennen im Menschen, von welcher Art es auch seyn möge, statt findet, so leuchtet sogleich ein, daß das plotinische und schellingische Schauen des Absoluten eine Unmöglichkeit sey. Denn dieses Schauen muß doch wohl ein Erkennen des Absoluten ausmachen, indem es sonst kein Schauen oder Wahrnehmen wäre. Alles Erkennen von Etwas erfodert aber ein Bewußtseyn des von dem Etwas verschiedenen Ich, welches Bewußtseyn jedoch schwach seyn kann. Kein Mensch vermag also es dahin zu bringen, daß er eine Schauung des Absoluten ohne alles Bewußtseyn seines von dem Absoluten noch unterschiedenen Ich werde, und also zur innern Wahrnehmung dessen gelange, womit sein Ich selbst auch eins seyn soll. Wollte aber jemand vorgeben, er habe es im Schauen des Absoluten so weit gebracht, daß während desselben jede Spur eines Bewußtseyns des von dem Absoluten noch verschiedenen Ich vertilgt war, und lauter Einheit oder lauter Identität des Idealen und Realen geschauet wurde; so ist es ihm nach der Einrichtung der menschlichen Natur unmöglich, nachdem dieser Zustand vorüber ist, von demselben etwas zu wissen. Denn alle Erinnerung

geht nur auf dasjenige, was früher im Umfange des Bewußtseyns eines Menschen vorgekommen ist. Daß also Denker, von so seltenem Tiefsinne, und so reich an mannichfaltigen Kenntnissen wie Plotin und Schelling meinten, das Ureine oder Absolute geschauet zu haben, dies kann nur daher rühren, daß, nachdem sie sich mit der Aufsuchung des einzigen und obersten Princips aller Dinge eifrig beschäftigt hatten, die Idee von diesem Princip vermittelst ihrer Einbildungskraft eine Lebhaftigkeit erhielt, wegen welcher es ihnen vorkam, das Object der Idee sey auch in ihrem Innern gegenwärtig gewesen und von ihnen beschauet worden.

Natürlicher Weise mußte die Meinung, daß man des Beschauens des obersten Princips aller Dinge theilhaftig sey, einen bedeutenden Einfluß auf die Denkart und Gesinnung haben. Dieser Einfluß wird aber weit mehr bei denen sichtbar, welche zu dem Beschauen erst durch die von Andern darüber erhaltene Lehre gelangt waren, als bei den Urhebern der Lehre, welche durch die Vorzüglichkeit ihrer Kenntnisse und Talente gegen das Nachtheilige in dem Einflusse mehr gesichert waren. Bei jenen fand sich nämlich eine Geringschätzung aller um die Be-

richtigung und Erweiterung der menschlichen Erkenntniß verdienten Männer ein, wenn diese ihr Wissen nicht aus der Beschauung des Absoluten geschöpft, oder wenn sie etwas gelehrt hatten, das der durch die Beschauung erhaltenen Weisheit widersprach. Die Anhänger der plotinischen Schule nannten sich die Glieder einer goldenen Kette, den Stifter ihrer Schule priesen sie als den göttlichen, welchen Beinamen Platon geführt hatte, und von einigen derselben ward sogar Sokrates sehr herabgesetzt. Wie aber die Anhänger der pantheistischen Naturphilosophie von andern Philosophen, wenn diese nicht für Vorläufer von jenen ausgegeben werden können, urtheilen, und mit welcher Geringschätzung einige derselben vom Baco und Newton gesprochen haben, ist bekannt genug. Ferner stimmen die Anhänger der plotinischen und der pantheistisch-naturphilosophischen Schule darin überein, daß sie den Aberglauben in Schutz nehmen. Jene suchten die Thorheiten der Astrologie philosophisch zu begründen, vertheidigten den Glauben an Zauberei, und rühmten sich des Umgangs mit den Göttern und der Gabe Wunder zu thun. Von den pantheistischen Naturphilosophen vertheidigen und vollbringen aber viele

die Wunder des thierischen Magnetismus, finden in der Wünschelruthe, im Metall- und Wasserfühlen die Anzeigen besonderer Kräfte in der Natur, und greifen zwar nicht die Lehren des Christenthums an, wie die Schüler des Plotin, geben aber die Gestaltung desselben in den mittlern Jahrhunderten für die richtige aus, und bemühen sich, was der Mangel aller Kenntniß von den Urkunden des Christenthums und leere Spitzfindigkeit für dessen Geist und Wesen ausgegeben hat, aus dem Princip ihres Philosophirens als unumstößliche Wahrheit darzuthun.

*) Tennemann hat im VI. B. der Geschichte der Philosophie eine ausführliche Darstellung der alexandrinischen und neuplatonischen Philosophie geliefert, auch den Ursprung der plotinischen Philosophie angegeben. Hiebei ist aber mit zu berücksichtigen, was Bouterwek in der Abhandlung: Philosophorum Alexandrinorum ac Neoplatonicorum recensio accuratior (in den Commentat. Societatis R. Sc. Gottingensis recentior. Vol. V.) zur Berichtigung der Vorstellungen von alexandrinischer und neuplatonischer Philosophie beigebracht hat.

§. 257.

Die Schauung des Absoluten ist, ihrer ursprünglichen Absicht nach und wenn dieser Absicht nichts Fremdes beigemischt wird, auf die Erhaltung der vollkommensten Erkenntniß vom Werden und Seyn der Welt durch das, was man für Vernunft ausgiebt, gerichtet. Die Mystik hingegen besteht in der Meinung, in bloßen Gefühlen das Höchste zu besitzen, was der Mensch in seinem geistigen Leben zu erreichen vermag. Sie entstand meistentheils erst aus einem religiösen Glauben, der sich auf eine für göttlich gehaltene Urkunde stützte, hat indoch nach der Beschaffenheit der gesammten Bildung der Gefühle bei denen, die Mystiker wurden, sehr verschiedene Gestalten angenommen. Sonst verstand man nämlich unter den Mystikern vorzüglich diejenigen Christen, welche, in der hergebrachten und durch die Kirchenlehrer bestimmten Auslegung der heiligen Schrift keine Nahrung für ihr Herz und ihre Frömmigkeit findend, hinter den Worten jener Schrift etwas ganz Anderes suchten und auch fanden, als darin, dem Buchstaben nach genommen, enthalten ist. Oft legen es diese Mystiker einer ihnen zu Theil gewordenen Gnade Gottes oder einer vom Himmel erhaltenen Erleuchtung

bei, daß sie fähig wurden, den andern Menschen verborgenen Sinn der Worte der heiligen Schrift ausfindig zu machen. Manchmal wurde aber auch die Natur, und was in ihr als Erscheinung vorkommt, nach dem Vorbilde jener Mystik behandelt, und in gewissen Naturdingen die Andeutung und ein Symbol von etwas Höherem gefunden, als den Augen der Naturforscher darin sichtbar wird. Doch einen viel höhern Schwung erhielt die Mystik durch die Lehren des leidigen Pantheismus. Es entstand daraus nämlich die Meinung, man könne zu einer unmittelbaren Verbindung mit dem Urwesen gelangen, und diese Verbindung, in der alles Bewußtseyn der persönlichen Selbstständigkeit und einer Verschiedenheit vom Urwesen vertilgt seyn soll, wird als die höchste Seligkeit und Wonne, zu der ein Mensch gelangen kann, beschrieben. Auf dieser Höhe des Zustandes, worein die Mystik versetzt, ist das Bewußtseyn ganz in Gefühlen aufgegangen, oder besteht bloß aus einem leidentlichen Hingeben an innere Gefühle. Daher ist auch das weibliche Geschlecht vermöge seiner größern Neigung, sich durch Gefühle bestimmen zu lassen, am meisten dazu geeignet, den Gipfel in dieser Art der Mystik zu erreichen, und der Mann

kann ihm hierin nie völlig gleichkommen, weil er seiner Natur nach jenes Hingebens nicht in dem Grade, wie das andere Geschlecht, fähig ist. Eine Bestätigung hievon liefert schon die Sprache, welche die der Mystik ergebenen Frauen führen, wenn sie die ihnen durch die Vereinigung mit Gott zu Theil gewordene Seligkeit beschreiben. Sie sprechen alsdann von einer Vermählung mit Gott, oder, wenn sie dem Christenthum zugethan waren, mit der Dreieinigkeit und vorzüglich mit Christo, von innern Liebkosungen, deren dieser sie gewürdigt habe, und von einer allmählig immer enger werdenden Verbindung mit ihrem Geliebten, die zuletzt in ein völliges Entzücktseyn übergehe. Und die Beschreibungen, welche Personen weiblichen Geschlechts von dieser Verbindung gegeben haben, sind in Ansehung des Reichthums und der Mannichfaltigkeit der Bilder, denen nicht nachstehend, welche von exaltirten Mystikern abgefaßt sind, liefern also einen Beweis, daß die weibliche Einbildungskraft sich zum Gipfel der Mystik emporschwingen könne. Aus dem Unterschiede des Charakters des Morgenländers und Abendländers läßt sich aber auch leicht einsehen, warum die Mystik im Morgenlande einen höhern Grad erreichte, und sich viel weiter

verbreitete, als im Abendlande. Dort ist nämlich, wegen des Einflusses des Klimas auf den Körper, eine stärkere Neigung zur Unterhaltung mit bloßen Spielen der Einbildungskraft, deren Erzeugung keine Anstrengung erfodert, vorhanden, als im Abendlande, und jene Neigung hat auf den Gebrauch von Mitteln geführt, wodurch die Vernichtung des Bewußtseyns der äußern Welt leicht bewirkt werden kann, nämlich auf's Herumdrehen des Körpers im Kreise und auf die anhaltende Richtung der Augen auf die Nasenspitze oder den Nabel. Die Mystiker im Abendlande wenden hingegen Gebete, worin man aber Gott um nichts bittet, sondern sich ihm nur ganz hingiebt, oder Kasteiungen und Geißelungen an, um den mystischen Tod, d. i. den Uebergang des Ich in Gott, durch die Vernichtung alles Selbstbewußtseyns, zu bewirken; sie haben aber auch diese Vernichtung nie in dem Grade zu Stande gebracht, wie ihre Brüder im Morgenlande.

Die irdische Liebe, und das dabei vorkommende Hingeben des weiblichen Geschlechts an den Geliebten, ward von den Mystikern vorzüglich dazu gebraucht, die Beschaffenheit ihrer Vereinigung mit Gott oder dem Heilande zu

bestimmen und auszumahlen: Die Bourignon, heilige Therese, Catharina von Genua, Maria mit dem Zunamen von der Menschwerdung, und Armelle wollen diese Vereinigung sogar körperlich empfunden haben, und sie reden von derselben und von ihren Wirkungen in Ausdrücken, die nur zu sehr den Einfluß des Geschlechtstriebes darauf verrathen. Tiedemann hat im Handbuche der Psychologie S. 332—336. viele von diesen Ausdrücken angeführt, woraus man mit Sicherheit die wahre Beschaffenheit der Mystik iener Personen erkennen kann. Doch auch morgenländische Mystiker haben, der Geringschätzung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande ungeachtet, das Verhältniß ihrer Seele zu Gott als einen Zustand der Sehnsucht, des Hingebens und der Wonne der Befriedigung der Liebe, wie er bei ienem Geschlechte vorkommt, beschrieben. M. s. die Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik von Tholuck S. 54 ff.

§. 258.

Die Schwärmerei entsteht aus der Meinung, zur Ausführung gewisser Dinge in der Welt entweder unmittelbar von Gott selbst, oder durch andere überirdische Wesen Aufträge und Befehle erhalten zu haben. Meistentheils bezog sich das Befohlne auf die Religion,

manchmal jedoch auch auf den Staat. Im ersten Falle war es die Verbreitung neuer religiösen Lehren, oder die Bestreitung der Irrthümer die jenen entgegenstehen, ferner die Verkündigung künftiger Dinge, insbesonders des baldigen Unterganges eines Volkes und der ganzen irdischen Welt, oder endlich die Einführung einer neuen Ordnung in der Kirche, wozu die Schwärmer den Auftrag erhalten zu haben sich einbildeten. Manche derselben waren zugleich Mystiker, und rühmten sich einer unmittelbaren Vereinigung mit Gott, andere aber Geisterseher, oder sie wähnten auch wohl, über Geister höherer Art, die in andern Welttheilen zu Hause sind, eine Herrschaft ausüben, und dadurch große Dinge ausführen zu können. Oft bemächtigte sich die Schwärmerei des ganzen Lebens eines Menschen und richtete alle Bestrebungen desselben darauf, die vom Himmel erhaltenen Aufträge auszuführen; zuweilen blieb sie auf wenige und nicht sehr wichtige Dinge beschränkt, und war, der sonstigen Gesinnung des Schwärmers gemäß, mit einer Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit desselben verbunden. Der vom Himmel herab ihm zugekommene Auftrag machte jedoch nicht immer ein in seinem Gelingen Freude bring-

fremdes Geschäft aus, sondern bestand auch wohl aus Selbstpeinigungen und dem physischen Tod. Von welcher Beschaffenheit aber auch das Aufgetragene seyn mochte, immer war der Schwärmer stolz darauf, daß er zur Ausführung desselben bestimmt worden sey, daher auch bereitwillig, alle seine Kraft darauf zu verwenden, und sogar nöthigenfalls sich dafür aufzuopfern.

"Da durch das Treiben der Schwärmer öftmals der Friede in der Kirche und im Staate gestört, und sogar Greuelvolles verschiedener Art begangen wurde, so mußte diesem Treiben Einhalt gethan und der Ausbreitung der Schwärmerei entgegengewirkt werden. Hiezu ist aber die Bestreitung der schwärmerischen Irrthümer, bei denen, die ihnen ergeben sind, ganz untauglich, weil sie unwirksam ist, indem der Schwärmer alle Belehrungen durch die Vernunft verachtet. Die gegen ihn und seine Lehre verhängte Verfolgung dient aber noch weniger dazu, ihn zur Besinnung zu bringen und von seinem schwärmerischen Unternehmen abzuhalten, sondern gilt in seinen Augen für eine Bestätigung der Göttlichkeit der erhaltenen Aufträge. Selbst die Todesstrafe hat für ihn nichts Abschreckendes, denn sie führt zur Krone des Märtyrthums. Durch witzige Verspottung

seines Wahns und seines thörichten Treibens wird bei ihm auch nichts ausgerichtet, wohl aber, daß Andere dadurch angesteckt werden, verhütet. Das allein gegen Schwärmerei sichernde Mittel ist, durch richtige Erkenntniß von den Lehren und Foderungen des Christenthums und von der in der Natur bestehenden Ordnung ihrer Entstehung und Ausbreitung vorzubeugen.

Durch die im §. aufgestellte Beschreibung der Schwärmerei ist dem Mißbrauche, der oft mit diesem Worte getrieben ward, hinlänglich vorgebauet. Menschen nämlich, die es aus ihrer eigenen Denk- und Handlungsart gar nicht begreifen können, wie man für die Ausführung eines Entwurfs zur Beförderung menschlicher Wohlfahrt und zur Verminderung menschlichen Elends die Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens aufopfern könne, schelten diejenigen, die dies thun, Schwärmer. — Wer ferner in seinen Fähigkeiten und in den Verhältnissen, worin er lebt, den Beruf dazu findet, einem unter den Menschen ausgebreiteten Verderben entgegenzuwirken, oder große Ungerechtigkeiten abzuschaffen, der ist gleichfalls kein Schwärmer. — Und wenn der Ursprung der Einsicht und Ausbildung wichtiger Wahrheiten, weil man sich keines methodischen Nachdenkens, wodurch sie erhalten worden wären,

bewußt ist, auf Gott bezogen wird, wie dies nach der im Morgenlande herrschenden Denkart, die jedem Vortrefflichen eine unmittelbare Wirksamkeit Gottes zu Grunde legt, geschah, so ist dies etwas von aller schwärmerischen Anmaßung Verschiedenes. Denn es macht nur eine besondere Erklärung des Ursprunges einer Thätigkeit der Erkenntnißkräfte aus, die etwas der Vernunft Angemessenes geliefert hat. Was hingegen die Schwärmerei eingab, war größtentheils etwas Kindisches, oder Ungereimtes, ja wohl gar etwas den Abscheu aller Vernünftigen Erregendes. — Endlich gehören auch diejenigen nicht zu den Schwärmern, die bei dem, was sie vorhaben, und den Gegenstand ihrer eifrigsten Wünsche ausmacht, ohne ruhige Ueberlegung verfahren, und sich durch die Bilder einer erhitzten Einbildungskraft und durch die daraus herrührenden dunkeln Gefühle bestimmen lassen. Dieser Fehler stammt aus schlechter Erziehung und aus der leidenschaftlichen Heftigkeit der Begierden her.

Es ist viel über die Schwärmerei geschrieben, dadurch aber nicht immer die Natur derselben aufgeklärt worden. Man muß sie aus zuverlässigen und ausführlichen Nachrichten über ihren Ursprung und ihren Fortgang suchen kennen zu lernen. Von den Schriften, die solche Nachrichten enthalten, verdienen vorzüglich folgende empfohlen zu werden. Robertson's Beschreibung der anabaptistischen Un-

ruhen, in der Geschichte Carl's V. B. II. S. 552. nach Remer's Uebersetzung. Nachrichten über die trübsinnig religiöse Schwärmerei des Lovat sind enthalten in Reil's und Hoffbauer's Beiträgen zur Curmethode auf psychischem Wege, im IIten Bde. S. 157. Ganz vorzüglich lehrreich über die Schwärmerei ist aber die Geschichte der Wunder bei dem Grabe des Abtes Paris, in der Histoire physique, civile et morale de Paris, par J. A. Dulaure. II edit. Tom. VII. p. 331. und die Geschichte der schauderhaften Auftritte der religiösen Schwärmerei in Wildenspruch, v. J. L. Meyer 1824.

Ob, was aus Schwärmerei geschah, zugerechnet werden könne, hängt von dem Grade, in welchem sie sich eines Menschen bemächtigt hat, und von der gesammten Bildung desselben ab. Denn ist diese geringe, so wirken schwärmerische Einbildungen eben so unwiderstehlich, wie der Wahn und das dadurch bestimmte Begehren bei den Seelenkranken.

§. 259.

Eine bei den Mystikern und Schwärmern häufig vorkommende Erscheinung ist die Entzückung (Verzückung, Ekstase), welche ihrer sonderbaren Beschaffenheit wegen von der Einfalt und gedankenlosen Frömmigkeit für ein durch die Gnade Gottes gewährtes höheres

Leben gehalten wird. Nach der äussern, oder den Körper betreffenden Beschaffenheit, besteht sie aus einer Verminderung der Empfänglichkeit der Sinne für Eindrücke, und der Beweglichkeit des Körpers. Diese Verminderung kommt in Stufenunterschieden vor, und steigt manchmal bis zum Starrkrampfe. Der während derselben vorhandene innere Zustand ist aber ein höchst lebhaftes Spiel der Einbildungskraft, und der Inhalt dieses Spiels wird immer durch die im Mystiker oder Schwärmer herrschende Begierde nach außerordentlichen Dingen bestimmt. Der Inhalt besteht daher manchmal aus einer Erleuchtung über dunkle Dinge, vorzüglich in der Zukunft. Es erfolgen alsdann Eingebungen, oder es haben sich geliebte Geister und göttliche Wesen, mit welchen Umgang zu haben vorzüglich gewünscht worden ist, eingefunden, und über die dunkeln Dinge Belehrung ertheilt.

Es scheint, daß es Einigen vermöge ihrer Constitution leicht gewesen sey, sich in den Zustand der Entzückung zu versetzen *). Bei Andern waren aber Vorbereitungen nöthig, um in diesen Zustand zu gelangen, nämlich dumpfes Hinbrüten über gewisse Dinge, anhaltendes Beten, Kasteiungen mehrerer Art, vorzüglich

in Ansehung der Befriedigung des Geschlechtstriebes, und Erregung eines Schwindels. Der Gebrauch dieser Mittel ist aber nicht bloß den dem Christenthume oder Mohamedanismus zugethanen Mystikern und Schwärmern eigen, sondern er kommt auch bei den Schamanen vor, wenn sie ihre Schutzgeister über die Heilung eines Kranken, der ihre Hülfe sucht, oder über andere Dinge befragen.

*) Schwedenborg scheint nie besondere Mittel nöthig gehabt zu haben, um sich in Ekstase zu versetzen. Auch haben Andere, die keine Schwärmer waren, bewiesen, daß sie vermögend waren, im Körper einen Zustand hervorzubringen, in welchem alles Leben erloschen zu seyn schien. Eine von glaubwürdigen Männern herrührende Nachricht über die Ausübung dieses Vermögens enthält The english malady, by Cheyne, 1733 p. 307. Ueberhaupt können manche Menschen durch Einfluß auf die Muskeln große Veränderungen in dem Zustande der äußern Theile des Körpers hervorbringen, und dadurch Krämpfe vorspiegeln. Von den Convulsionären bei dem Grabe des Abtes Paris gestanden nach Dulaure (m. s. die zweite Anmerk. zu §. 258.) mehrere, sie könnten ganz beliebig Convulsionen in ihrem Körper entstehen lassen.

Dritter Anhang.

Ueber die Krankheiten des Geistes und Gemüths.

§. 260.

Die menschenfreundliche Absicht, Seelenkrankheiten, welche von der Unwissenheit und dem Aberglauben für Folgen begangener Verbrechen oder für Wirkungen böser Geister gehalten wurden, zu heilen, hat dazu Veranlassung gegeben, diese Krankheiten genauer zu beobachten und ihrem Ursprunge nach zu erforschen. Und da sie mit zu den im geistigen Leben des Menschen vorkommenden Zuständen gehören, so liefert die Untersuchung desselben einen Beitrag zur Kenntniß dieses Lebens, der, wegen der Anwendung, welche davon bei der Bestimmung der Zurechnungsfähigkeit begangener Uebelthaten und Verbrechen gemacht wird, eine besondere

Wichtigkeit erhält. Natürlicher Weise nimmt aber der Arzt bei den Seelenkrankheiten ganz vorzüglich auf die Symptome und Ursachen derselben Rücksicht, um danach die zu gebrauchenden Heilmittel zu bestimmen. Bei der Absicht hingegen, die Abweichungen des geistigen Lebens im kranken Zustande von den Aeußerungen desselben im gesunden Zustande kennen zu lernen, haben nur manche Beschaffenheiten jener Abweichungen große Wichtigkeit. Auf diese Absicht ist, was die folgenden §§. von den Seelenkrankheiten enthalten, gerichtet.

In der folgenden Darstellung der Natur und Verschiedenheit der Seelenkrankheiten sind vorzüglich folgende Werke benutzt worden.

Crichton, An Inquiry into the Nature and Origin of Mental Derangement. Lond. 1798. d. mit Zusätzen und Anmerkungen von Hoffbauer. Leipz. 1810.

Arnold, Observations on the Nature, Kinds, Causes and Prevention of Insanity. II edit. Lond. 1806. d. Leipz. 1784.

Haslam, Observations on Madness and Melancholy. II edit. Lond. 1809. d. Stendal 1800.

Cox, Practical Observations on Insanity. II edit. Lond. 1806. d. Halle 1811.

Pinel, Traité sur l'alienation mentale ou la manie. II edit. Paris 1820. d. Wien 1801.

Reil, Ueber die Erkenntniß und Cur der Fieber, wovon der IV. Band Beobachtungen über die Seelenkrankheiten enthält.

Hoffbauer, Untersuchungen über die Krankheiten der Seele. II Thle. Halle 1802.

Haindorf, Versuch einer Pathologie und Therapie der Geistes- und Gemüthskrankheiten. Heidelb. 1811.

Heinroth, Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens. II Thle. Leipz. 1818.

Neumann, die Krankheiten des Vorstellungsvermögens. Leipz. 1822.

Willis, Ueber Geisteszerrüttung. Aus d. Englischen übersetzt und mit Zusätzen und kritischen Bemerkungen herausgegeben von Amelung. Darmstadt 1826.

Nasse, Zeitschrift für psychische Aerzte, wovon seit 1818 jährlich 4 Hefte herausgekommen sind.

§. 261.

Wenn unter dem Kranksehn jede Abweichung des Lebens von seinem normalen Zustande verstanden wird, so giebt es eine große Anzahl geistiger Krankheiten. Die Classification derselben hält aber schwer. Denn oft

kommen bei einer Krankheit zugleich die Aeußerungen einer davon verschiedenen vor, oder die gewöhnlich von einander getrennt vorhandenen Krankheiten gehen in einander über. Dies hat dazu Veranlassung gegeben, daß viele Wörter, wodurch Seelenkrankheiten angezeigt werden, bei den Engländern und Franzosen eben so, wie bei den Deutschen, verschiedene Bedeutungen haben, und sowohl zur Anzeige einer Art und einer Gattung, als auch mehrerer Arten und Gattungen gebraucht werden. Besonders gilt dies von den Wörtern Wahnsinn, Melancholie und Manie.

§. 262.

Manche krankhafte Zustände des Körpers werden immer auch von Aeußerungen des geistigen Lebens begleitet, die nicht der Naturordnung dieses Lebens angemessen sind, sondern ein Irreseyn und einen unwiderstehlichen Trieb zu gewaltsamen Handlungen ausmachen. Hieher gehören die Sinnenvorspiegelungen (hallucinationes), Delirien und Visionen in der Fieberhitze, die Erscheinungen bei der durch den Biß toller Hunde und anderer tollen Thiere verursachten Hundswuth, und das erhöhete Spiel der Einbildungskraft mit den sehr stark

aufgeregten Affecten während des Rausches. In diesen Zuständen ist das Vermögen, die Aufmerksamkeit absichtlich auf etwas zu richten, Wahres vom Falschen zu unterscheiden und mit Willkür etwas anzufangen und auszuführen unterdrückt. Sie sind also auch Seelenkrankheiten, ob sie gleich nur als Begleiter von Unordnungen im Organismus vorkommen, und mit dem Aufhören dieser Unordnungen auch sogleich verschwinden. Andere Seelenkrankheiten machen hingegen ein Ganzes eigener Art aus. Denn sie bestehen aus einer bestimmten Reihe meistentheils erst nach und nach erfolgender Veränderungen und Unordnungen im geistigen Leben, und sind ein anhaltender Zustand, der nur durch wenige, und kurze Zeit dauernde Verminderungen unterbrochen wird, oder doch zu gewissen Zeiten, und auf besondere Veranlassungen dazu, sogleich wiederkehrt.

Man hat die für sich bestehenden Seelenkrankheiten, nach der Beschaffenheit ihrer Aeußerungen, in zwei Classen getheilt, nämlich in Krankheiten des Geistes und des Gemüths: ob aber hiedurch auch eine strenge Scheidung jener zu Stande zu bringen sey, wird erst aus der Betrachtung ihrer Aeußerungen im Reden und Handeln, woran wir uns in der Beur-

theilung der Verschiedenheit der Seelenkrankheiten zunächst zu halten haben, eingesehen werden können.

§. 263.

Zu denjenigen Seelenkrankheiten, welche sich hauptsächlich durch Unordnungen und Verkehrtheiten im Erkennen offenbaren, gehören der Wahnsinn und die Verrücktheit. Von dieser machen Wahnwitz, Aberwitz und Narrheit besondere Formen aus.

§. 264.

So viel sich aus den Aeußerungen des Wahnsinnes (den viele Aerzte auch Melancholie nannten) abnehmen läßt, liegt demselben ein sehr erhöhetes Wirken der Einbildungskraft zu Grunde. Was diese aber dem damit Behafteten vorhält, ist für ihn eine wirkliche Welt, und sein Bewußtseyn der Gegenstände in derselben macht ein Wahrnehmen gegenwärtiger Sachen aus, wodurch dessen Gefühl, und die Richtungen seines Begehrens unwiderstehlich bestimmt werden. Manchmal ist während des Wahnsinnes alles Empfinden der Gegenstände, welche die Sinne des Wahnsinnigen afficiren, unterdrückt; manchmal hingegen erscheinen ihm

alle Umgebungen in Formen und Verhältnissen, wodurch sie mit den Bildern in seiner Einbildungskraft zusammenstimmen, und dienen bloß dazu, das Erzeugen dieser Bilder zu unterhalten. Er lebt alsdann fast in keinem Stücke mehr in der allen Menschen gemeinschaftlichen Welt, sondern in einer bloß in seiner Einbildung vorhandenen. Dieses Leben äußert derselbe aber auf verschiedene Art. Die Aeußerungen scheinen nämlich manchmal anzuzeigen, daß er Gegenstände sehe, Töne vernehme und sich mit Personen (mit der Geliebten, mit Schutzgeistern und andern überirdischen Wesen) unterhalte. Oft scheint es hingegen, daß er bloß mit sich selbst beschäftigt sey, oder mit dem Nachdenken über Etwas. Er lacht, weint, singt, spricht in ungebundener Rede und in selbstgemachten Versen, oder sagt erlernte Verse her, ohne daß man errathen kann, worauf sich dies Alles beziehe. Bei zunehmender Krankheit äußert er sich bestimmter über den Gegenstand seines Wahnsinnes. Es ist das Gut für irgend eine leidenschaftliche Begierde, welches ihn beschäftigt, und seiner Aeußerung nach ist er entweder im Besitze dieses Guts, oder es ist ihm eben entrissen worden, oder er erwartet, in den Besitz desselben zu

gelangen. Oft mischt sich in seine Einbildungen viel Erinnerung aus dem Leben vor dem Ausbruche der Krankheit ein. Oft beschäftigt sich auch der, Begriffe verbindende und das Wahre durch Folgerungen eines Gedankens aus dem andern aufsuchende Verstand mit den Bildern des Wahnsinnes. Der Kranke fängt an über Religion, Staat, Wissenschaften und ähnliche Dinge zu sprechen, hält darüber Predigten, beurtheilt und bestreitet die Meinungen Anderer, die von seiner Meinung abweichen, und spricht davon, wie alles in der Welt besser seyn und werden könne. Macht man gegen die Richtigkeit seiner Behauptungen Einwendungen, so vertheidigt er sie mit Eifer, und wird durch fortgesetzten Widerspruch außer sich gebracht. Manchmal ist es nur eine und dieselbe Einbildung, womit sich der Wahnsinnige anhaltend beschäftigt; oft springt er aber auch auf eine davon ganz verschiedene über. Da übrigens die Einbildungen des Wahnsinnigen angenehmer oder unangenehmer Art seyn können, so wird auch der Wahnsinn in den fröhlichen und traurigen eingetheilt.

Wahnsinnige haben manchmal noch so viel Verstand, daß sie sich hüten, ihren Wahn vor Andern zu äußern, vorzüglich wenn diese den

Urgrund desselben darzuthun bemüht gewesen sind. In ihren schriftlichen Aufsätzen, und wenn sie allein sind, kommt er aber immer zum Vorschein.

§. 265.

Das wesentliche Merkmahl aller Arten der Verrücktheit besteht in einer Abweichung des Verstandes bei der Beurtheilung der Dinge von seinem naturgemäßen Wirken. Denn was der Verrückte diesen Dingen als Eigenschaft beilegt, ist nicht etwa ein auf gewöhnliche Art (durch Vorurtheile, Fehlschlüsse und Wünsche der Eigenliebe) entstandener Irrthum, sondern Etwas aus der Zerrüttung des Verstandes Hervorgegangenes, das den deutlichsten Belehrungen durch die Erfahrung und den Gesetzen des Denkens widerspricht. Oft ist es nur ein einziger Gegenstand, oder eine einzige Classe von Dingen, in Ansehung welcher der Verrückte verkehrt denkt (welches Denken alsdann dessen fixe Idee genannt wird), so daß er, wenn solche Gegenstände nicht berührt werden, dem Geiste nach gesund zu seyn scheint; oft urtheilt er jedoch auch über Vieles, oder Alles, was ihm vorkommt, auf eine unsinnige Art, ist aber immer davon überzeugt, daß sein Urtheil das allein richtige sey.

§. 266.

Eine besondere Form, worin die Verrücktheit sich äußert, ist der Wahnwitz. Er besteht entweder aus einer verkehrten Beurtheilung der meisten Dinge in der Sinnenwelt und ihrer Verhältnisse zu einander, oder die Zerrüttung des Verstandes, welche ihm zu Grunde liegt, äußert sich nur in Ansehung der eigenen Person, besonders in Ansehung dessen, was durch sie noch ausgeführt werden soll, und der Mittel, welche zur Ausführung anzuwenden sind. Verbunden mit dem Wahnwitze ist eine unruhige Beweglichkeit und Thätigkeit, welche auf die verkehrten Urtheile Beziehung hat. Mehrentheils sind es höchst schwierige Aufgaben und Plane, mit deren Auflösung und Ausführung der Kranke, wenn die Krankheit ihre Ausbildung erhalten hat, und nicht noch im Werden begriffen ist, sich beschäftiget, und an denen er sich zerarbeitet.

§. 267.

Diejenigen Geisteskranken, welche sich einbilden, ihnen sey dasjenige gelungen, was von Andern für unerreichbar durch den menschlichen Verstand ausgegeben wird, heißen Aberwitzige. Sie sind davon überzeugt, die Quadratur des

Cirkels erfunden, einen ewigen Selbstbeweger (als derselbe noch für etwas Unmögliches gehalten ward) verfertigt, das Geheimniß des innersten Grundes aller körperlichen und geistigen Dinge, oder der Dreieinigkeit begriffen zu haben, die Kunst Gold zu machen, und den Schlüssel zum geheimen Sinn prophetischer Bücher zu besitzen. Da sie erreicht zu haben wähnen, was sie wünschen, so sind dieselben mit sich selbst zufrieden und heiter, daher auch, wenn ihre Seelenkrankheit sich nicht verändert, ohne Anwandlungen des Zornes und einer Gewaltthätigkeit gegen Andere.

§. 268.

Das zum Verrücktseyn erfoderliche und aus einer Zerrüttung des Verstandes entsprungene Wissen betrifft in der Narrheit vorzüglich die eigene Person in Ansehung ihrer Verdienste, Würde und der hieraus zu andern Menschen entstehenden Verhältnisse. Mit dieser Geisteskrankheit sind also diejenigen behaftet, welche sich für Kaiser, Könige, Fürsten, Päbste, Cardinäle, berühmte Generale, Staatsmänner, oder wohl gar für überirdische Wesen und für eine Person in der göttlichen Dreieinigkeit halten. Manchmal ist es nur eine Einbildung

von seiner Person, welche der Kranke festhält; oft wechseln aber in ihm verschiedene Vorstellungen dieser Art. Im ersten Falle ist das Betragen des Kranken der Einbildung von sich genau angemessen, und er sucht durch Kleidung, Putz, Anordnung der Umgebungen, Reden und Handlungen dasjenige darzustellen, was er jener Einbildung nach ist. Will man ihm aber aus seiner gegenwärtigen Lage beweisen, daß er derjenige nicht seyn könne, wofür er sich hält, so sind es, nach seinem Vorgeben, feindselig gesinnte und boshafte Menschen, welche ihn verfolgen, um seine Würde zu bringen suchen und ihn haben einsperren lassen. Wird er nicht daran gehindert, sich seiner Einbildung gemäß zu betragen, so ist er zufrieden, oft ausgelassen lustig, Andern niemals gefährlich, so lange seine Krankheit bloße Narrheit bleibt, sehr geschwätzig und geschäftig, aber ohne einen bestimmten Zweck.

§. 269.

Aus naturwidrigen Zuständen des Gemüths bestehen die Hypochondrie (der von Manchen auch die Hysterie, als eine nur durch die weibliche Natur besonders modificirte Krankheit beigezählt wird), Melancholie

und Manie. Diese äußert sich als unwiderstehlicher Trieb, andern zu schaden, ohne durch Beleidigungen von ihnen in Zorn versetzt worden zu seyn, und als Mordwuth und Raserei (die auch Tollheit und Tobsucht genannt wird).

§. 270.

Große Beängstigung und Niedergeschlagenheit, ferner Furcht vor unbestimmten Uebeln, vorzüglich die Besorgniß, daß bald eine schwere Krankheit, oder der Verlust der nöthigen Kräfte zu den bisher betriebenen Geschäften eintreten werde, sind die gewöhnlichen Kennzeichen der Hypochondrie. Nimmt diese zu, so entsteht der Glaube, daß wenn nicht sogleich eine Verbesserung des körperlichen Befindens bewirkt werde, der Tod nahe und unvermeidlich bevorstehe. Der Arzt wird alsdann beständig zu Hülfe gerufen, um die vorhandenen Uebel zu heben. Noch schlimmer aber wird es mit dem Hypochondristen, wenn er aus Mißtrauen gegen die Fähigkeit der Aerzte, seine Krankheit richtig zu beurtheilen und zu behandeln, medicinische Bücher liest, um sich selbst zu heilen. Alsdann glaubt er nämlich leicht, die Zeichen aller der Krankheiten, wel-

che er in den Büchern beschrieben gefunden hat, bei sich anzutreffen. Seine gewöhnlichen Geschäfte werden dabei von ihm noch gut verrichtet. Auch finden sich die Anfälle der Hypochondrie mehrentheils nur periodisch ein, oder nachdem Fehler in der Diät begangen worden sind, und nach Beendigung der Anfälle folgt gemeiniglich auf die hypochondrische Traurigkeit plötzlich eine ausgelassene Fröhlichkeit.

Der Hypochondrie liegen wirklich empfundene, mehrentheils durch regelwidrige Zustände der Eingeweide des Unterleibes (wovon sie auch den Namen erhalten hat) verursachte körperliche Uebel zu Grunde. Von diesen Uebeln könnte sich aber der Hypochondrist wohl noch befreien, wenn er die Aufmerksamkeit davon ablenkte. Und eben so könnte er auch bewirken, daß die Besorgniß des nahen Todes verschwände, wenn er die rechten Mittel anwendete, und sich über die Beschaffenheit seiner körperlichen Leiden gehörig belehren ließe. Aber seine Aufmerksamkeit ist während des Anfalls der Krankheit anhaltend und ausschließlich auf jene Uebel gerichtet, und die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft macht daraus eine Anzeige des nahen Todes. Hat die Krankheit zugenommen, so kann schon der bloße Gedanke einer bösen und

sehr nachtheiligen That (z. B. eines Selbstmordes, des Mordes eines Kindes, des Herabspringens in einen Abgrund, vor welchem der Hypochondrist steht, oder einer groben und sehr gefährlichen Beleidigung Anderer durch's Anspeien, Schlagen derselben u. s. w.) nicht nur eine große Unruhe, sondern auch durch die Fortdauer im Bewußtseyn die Besorgniß, es werde die That vollbracht werden müssen, oder gar eine, nur mit Mühe zu besiegende Neigung dazu erregen. Dies sind aber auch bloß eingebildete Uebel, mit denen sich der Hypochondrist quält, und arme Gelehrte, die viel arbeiten müssen, um leben zu können, und keine Zeit dazu übrig haben, über ihre unangenehmen Körpergefühle zu brüten, bleiben mehrentheils von der Hypochondrie frei. Diese nimmt jedoch zuweilen sehr zu, vorzüglich wenn das vorwurfsvolle Bewußtseyn jugendlicher Ausschweifungen, deren Folgen oft die Ursachen davon ausmachen, noch hinzukommt, und der Einbildungskraft die Richtung auf peinigende Vorstellungen dieser Art ertheilt. Alsdann geht die Hypochondrie leicht in Melancholie über. Auch entstehen darin leicht widersinnige Einbildungen von der Beschaffenheit gewisser Theile des Körpers.

§. 271.

Der fortdauernde und unwiderstehliche Hang, sich Vorstellungen hinzugeben, welche traurige und ängstigende Gefühle erregen, macht die Melancholie aus, die auch Schwermuth und Tiefsinn genannt wird. Die damit Behafteten sind ohne Theilnahme an allen Freuden des Lebens, und geben auf mancherlei Art große Gleichgültigkeit gegen dasselbe zu erkennen. Sie haben eigentlich von der wirklichen Welt schon Abschied genommen, leben bloß in sich gekehrt, und mit dem, was sie ängstigt, ausschließlich beschäftigt. Manche sind dabei in vieler Bewegung, suchen einsame Oerter auf, durchstreifen Felder und Wälder, oder besuchen Kirchhöfe in der Dämmerung und zur Nachtzeit, ohne sich hiebei eines bestimmten Zweckes deutlich bewußt zu seyn. Andere hingegen bleiben unbeweglich an einem Orte stehen oder sitzen, merken fast auf gar keine Eindrücke von äußern Dingen mehr, brüten bloß über den Gegenstand ihres Kummers und bringen von Zeit zu Zeit nur einzelne Wörter und Seufzer hervor, oder vergießen Thränen und ringen die Hände. Ist die Krankheit noch nicht völlig ausgebildet, so werden die Geschäfte, woran der Kranke gewöhnt ist, fortgesetzt, und zwar

mit Ueberlegung. Diese Ueberlegung fehlt auch nicht in Ansehung dessen, was derselbe in Rücksicht seiner melancholischen Vorstellungen, oder der daraus herrührenden Vorsätze (vorzüglich sich selbst umzubringen) thut, und er führt es durch die dazu tauglichen Mittel aus. Aber was er thut, rührt doch nicht aus seinem Willen her, sondern dazu wird er durch die ihn ängstigenden Gefühle getrieben.

Melancholie entsteht immer aus einem Uebel, das den Kranken betroffen hat, z. B. aus dem Schmerze über den Verlust eines geliebten Verwandten oder Freundes; aus der Besorgniß, wegen des verlornen Vermögens oder der Abnahme der bisherigen Nahrungsquellen, mit den Seinigen Hunger leiden zu müssen; aus Vorwürfen des Gewissens über begangene Verbrechen, und aus Verzweifelung über die Größe eines Lasters, dem man ergeben ist; aus unglücklicher Liebe; aus tief gefühlten Kränkungen an der Ehre; endlich aus Betrübniß über die Trennung von der geliebten Heimath. Sie bildet sich oft schnell aus und weicht hierin von andern Seelenkrankheiten ab. Manchmal sind es bloß eingebildete Uebel, wegen welcher sich der Melancholische ängstigt, z. B. Zweifel an der Gnade Gottes, die wider

den heiligen Geist begangene Sünde, oder der an einem Menschen, welcher vielleicht noch lebt, vollbrachte Mord.

§. 272.

Es sind viele Thatsachen darüber vorhanden, daß Menschen ganz im Widerspruche mit ihrer sonst bewiesenen Gutmüthigkeit, Zärtlichkeit gegen gewisse Personen und Rechtlichkeit im Betragen, ohne vorhergegangene Anfälle von Verrücktheit, Wahnsinn und Melancholie, und ohne eine ihnen zugefügte Beleidigung, ein rohes Betragen gegen Andere annehmen, die von ihnen sonst verehrten und geliebten Personen mißhandeln und sogar umzubringen trachten, oder boshafte Streiche verschiedener Art gegen die ihnen Nahekommenden begehen. Nach diesen Thatsachen müssen also in jenen Menschen Veränderungen des Begehrens und Verabscheuens plötzlich und ohne irgend eine Veränderung ihrer Erkenntnisse und Grundsätze für's Handeln entstanden seyn. Solche Veränderungen gehören aber unläugbar zu den naturwidrigen und krankhaften Zuständen des Begehrens.

Pinel nennt die im §. beschriebenen Anfälle von Wuth, eine Manie sans délire. Es

ist aber bestritten worden, daß es solche Anfälle ohne eine vorhergegangene Geisteszerrüttung gebe. Doch der Gründe für die Annahme derselben sind so viele und so starke vorhanden, daß sie nicht bestritten werden kann, wie Conradi in einer, in der königl. Societät der Wissenschaften vorgelesenen Abhandlung dargethan hat, m. s. die Göttingische gel. Anzeigen vom J. 1824. St. 133. S. 1321 ff. Es ist ja auch neuerlich mehrmals vorgekommen, daß Männer diejenige Weibsperson, mit der sie den Geschlechtstrieb ohne eheliche Verbindung befriedigten, nach einem plötzlich in ihnen entstandenen blinden und wilden Drange und ohne vorhergegangene Anfälle von Melancholie oder Verrücktheit, meistentheils wenn die Person im Schlafe lag, umgebracht haben. Daß aber in dem Ausbruche einer solchen Gemüthszerrüttung auch Verstandesverwirrung mit vorhanden sey, oder gleich nach dem Ausbruche entstehe, wird durch die Annahme einer Wuth ohne vorhergegangene Verrücktheit, wodurch die Wuth erregt worden seyn soll, nicht geläugnet.

§. 273.

Mordwuth besteht aus einem unwiderstehlichen Drange, entweder jeden vorkommenden Menschen, oder nur besondere Personen umzubringen. Die davon Befallenen sind während

des Anfalles noch im Gebrauche des Verstandes, und geben kein Verrücktseyn zu erkennen. Ja, sie haben oft ein deutliches Bewußtseyn ihrer Krankheit, und machen sich sogar Vorwürfe über die Begierde zum Morden. Auch wissen sie zuweilen, daß dieselbe sich nähert, und rufen daher den Anwesenden zu, sich zu entfernen, damit sie von ihnen nicht angefallen und umgebracht werden.

Beobachtungen über die Mordwuth stehen in den bei §. 260. angeführten Werken von Pinel p. 151-155., Reil S. 359. und Hainedorf S. 138.

§. 274.

Raserei ist die am meisten Entsetzen erregende Zerrüttung des geistigen Lebens im Menschen. Der Rasende schreiet, brüllt und fällt Jeden an, welcher ihm vorkommt, um denselben zu schimpfen, zu schlagen oder gar umzubringen, wenn er sich nicht etwa vor ihm fürchtet, was aber oft schon durch eine starke und drohende Stimme, oder durch das Zeigen eines Stockes bewirkt wird. Er zerreißt, zerschlägt und zermalmt mit einer oftmals durch die Krankheit noch vermehrten Körperkraft Alles, was er erreichen kann, oder wälzt sich

wüthend auf der Erde herum. Manchmal richtet er auch seine Wuth gegen sich selbst, zerfleischt sich, ist bemüht sich umzubringen, wenn man ihn nicht daran hindert, verschmähet den Genuß der Nahrungsmittel, verschlingt aber nach einigen Tagen Alles mit thierischer Gierigkeit, und frißt wohl gar seinen eigenen Koth. Von allen ehemaligen guten Eigenschaften bleibt bei demselben keine übrig. Sein Selbstbewußtseyn ist gänzlich zerrüttet. Es sind aber nur starke Mannspersonen, welche von der Raserei befallen werden.

Den Aeußerungen dieser Krankheit scheint nicht bloß ein blinder, auf alles, was vorkommt, gerichteter Zerstörungstrieb, sondern zugleich ein ungemein heftiger Zorn und eine Rachsucht, die in einem Anfalle von Wahnsinn erregt wurden, zu Grunde zu liegen. Meistentheils finden sie nur periodisch statt, aber die Länge der Dauer der Anfälle ist sehr verschieden. Bei Manchen geht den gewaltthätigen Ausbrüchen der Raserei eine scheinbare Ruhe und ein Insichversunkenseyn, welches durch Unwillen gegen Jeden, der sie durch Fragen darin unterbrechen will, zu erkennen gegeben wird, so wie auch eine Abneigung gegen den Genuß aller Nahrungsmittel vorher; oftmals folgt

aber das Insichversunkenseyn erst auf heftige Ausbrüche der Raserei. Diesen Zustand hat man die stille Manie genannt.

Nachricht von einer Mordwuth, die aber nur einmal ausbrach, und noch dazu im Zustande der Schlaftrunkenheit, ist enthalten im Archiv für medicinische Erfahrungen, herausgegeben von Horn, Nasse und Henke vom J. 1817, Januar und Februar, S. 73.

§. 275.

In neuern Zeiten ist häufiger, als sonst, ein aus Melancholie entstandener wilder Drang, geliebte Personen umzubringen, auf eine Entsetzen erregende Art vorgekommen. Verworrene, und das Herz mit Furcht und Angst erfüllende religiöse Vorstellungen bewirkten nämlich, wenn sie im Kranken lebhaft wurden, daß er den Selbstmord, wozu in ihm schon der Hang vorhanden war, nicht vollzog, sondern andere Menschen, besonders die mit der Sünde noch unbekannten Kinder (die eigenen, oder in deren Ermangelung fremde), weil sie durch den Tod in den Himmel versetzt würden, umbrachte, um dafür die auf den Mord gesetzte Todesstrafe zu erleiden, und auf diese Art von der Last des Lebens befreiet zu werden. Oft

war es der peinigende Gedanke, daß die geliebten Kinder, wenn sie heranwüchsen, durch die in der Welt herrschenden Laster verdorben, und der Seligkeit des Himmels verlustig werden würden, oder die Furcht, daß der Familie der Hungertod bevorstehe (obgleich der Kranke noch ein gutes Auskommen hatte), was den Gedanken erregte, die Kinder und die Gattinn umzubringen. Mit diesem Gedanken ward erst lange gekämpft, ehe er zur Ausführung kam. Der Kranke erschrak sogar anfänglich selbst vor demselben, und nahm die Religion zu Hülfe, um ihn zu unterdrücken, aber vergeblich, denn er erlag endlich dem innern, oft wiederkommenden und zuletzt unwiderstehlichen Drange dazu. Mit großem Bedacht, mit Erwägung aller dabei vorkommenden Umstände, und durch den Gebrauch zweckmäßiger, vorher vorbereiteter Mittel, ward endlich der Gedanke ausgeführt. Nach der That fühlte sich der Unglückliche beruhigt, und dafür am Leben bestraft zu werden war sein sehnlichster Wunsch, daher er sich gemeiniglich von selbst der Obrigkeit zur Bestrafung darstellte, oder doch, sobald ihn der, die schreckliche That untersuchende Richter ausfindig gemacht hatte, und darüber

befragte, dieselbe mit allen dabei vorgekommenen Umständen eingestand.

Klein hat in den Annalen aus Criminalacten mehrere Fälle von dieser Krankheit mitgetheilt, B. II. S. 65, 77, 170. B. IX. S. 20. B. X. S. 224. B. XVI. S. 185. Mit derselben war auch der bedauernswürdige, im Jahre 1804 zu Hamburg durch's Rad hingerichtete Rüsau (s. dessen Leben und Hinrichtung. Hamburg 1804, bei F. H. Nestler) behaftet.

Große Aehnlichkeit mit Rüsau's melancholischer Verrücktheit hatte der Zustand des Tabackspinners Schmolling, der, nachdem er lange mit sich gekämpft hatte, ob er sich selbst, oder seine Geliebte tödten sollte, diese umbrachte; m. s. das Archiv für medicinische Erfahrung, v. J. 1820, März und April, S. 292.

§. 276.

Bei mehreren Arten der Seelenkrankheit findet sich im Verlaufe derselben eine große Abnahme des geistigen Lebens ein, nämlich Stumpfsinnigkeit, Verlust des Gedächtnisses, Gedanken- und Willenlosigkeit. Diese Abnahme ist zwar, ihrer innern Beschaffenheit nach, dem aus der Hemmung der Entwickelung

des organischen Lebens des Gehirns entstandenen Blödsinne und Cretinismus, wenn sie den höchsten Grad erreicht haben, ähnlich; in Ansehung der Geschäftigkeit ohne alle Ordnung und ohne allen Zweck aber, die dabei vorkommt, von diesen noch verschieden. Dieselbe folgt gewöhnlich auf einen anhaltenden Wahnsinn und auf die mit vieler Anstrengung des Körpers sich äußernde Raserei; oft wird sie aber auch durch die harte und mit unnöthigem Zwang verbundene Behandlung des Kranken veranlaßt. Sie macht also nicht eine eigene Art von Seelenkrankheit aus, sondern gehört zu den Erscheinungen, welche bei manchen Arten dieser Krankheit im Verlaufe derselben vorkommen. Da nun, nachdem sie sich eingefunden hat, die Angriffe auf das organische Leben, welche während einer heftigen Seelenkrankheit statt finden, aufhören, so kann der davon befallene Kranke oft noch viele Jahre, aber fast nur vegetirend, leben.

§. 277.

Es ist eine falsche Behauptung, daß in Seelenkrankheiten ein gänzlicher Verlust des Verstandes vorkomme, und in der Raserei und Tobsucht findet er wenigstens nicht statt. Denn

die hievon Befallenen suchen sich von den Banden, welche man ihnen angelegt hat, um sie außer Stand zu setzen, sich selbst und Andern zu schaden, zu befreien, und verfahren hiebei sehr geschickt, welches nicht der Fall seyn könnte, wenn in ihnen alle Verstandesthätigkeit fehlte.

Amelung hat in den Zusätzen zur Abhandlung von Willis über Geisteszerrüttung S. 231. Beispiele von der Klugheit angeführt, welche Rasende bewiesen, um sich von der ihnen angelegten Zwangsiacke frei zu machen; und S. 258 ist angegeben worden, wie ein Rasender, ohne daß es bemerkt wurde, sich zu entmannen bemüht gewesen war.

§. 278.

Seelenkrankheiten sind nicht immer ununterbrochen anhaltend, sondern wechseln mit Zuständen, worin der Kranke ganz frei von den Anfällen der Krankheit ist. Diese Zustände werde helle Zwischenzeiten (lucida intervalla) genannt. Ihr öfteres Eintreten mit nach und nach zunehmender Dauer, ist ein Zeichen der Wiederkehr der Gesundheit des Geistes. Sie müssen von denienigen Zuständen des Kranken, worin die Aeußerungen der Krankheit,

wegen der dadurch bewirkten Erschöpfung, nur nachgelassen haben (wie oft in Ansehung des Wahnsinnes, der Verrücktheit und der Raserei der Fall ist), oder worin die Reize und Veranlassungen zu den Ausbrüchen der Krankheit (z. B. des Aberwitzes und der Narrheit) fehlen, unterschieden werden. Denn helle Zwischenzeiten sind nur dann erst vorhanden, wenn die Verkehrtheit der Erkenntniß, welche während der Ausbrüche der Krankheit statt fand, von dem Kranken selbst für eine Verkehrtheit gehalten wird, oder wenn er, was von ihm während dieser Krankheit Gewaltsames gegen Andere gethan ward, bedauert, und sich darüber innig betrübt, daß er durch eine Zerrüttung seines Gemüths zu dem Thun fortgerissen ward. Sie machen also ein Aufhören der Seelenkrankheit aus, die aber nach einiger Zeit sich wieder einfindet, bis sie gänzlich gehoben worden ist.

§. 279.

Da Seelenkrankheit sich manchmal nur durch einige Arten von Unordnungen in dem geistigen Leben zu erkennen giebt; da sie oft aus Schamgefühl lange, so viel, wie möglich, verborgen gehalten wird; zuweilen schnell in

einem hohen Grade ausbricht; aber auch wohl die Folge des Schreckens über eine Greuelthat, welche im Zustande der Zurechnungsfähigkeit beschlossen und vollbracht worden war, ausmacht; und da endlich die Ausbrüche heftiger Leidenschaften und großer Bosheit mit denjenigen Wirkungen jener Krankheiten, welche den Kranken für Andere gefährlich machen, viel Aehnlichkeit haben: so ist es nicht immer leicht, zu bestimmen, ob eine Uebelthat das Erzeugniß einer Seelenkrankheit gewesen sey. Inzwischen giebt es doch Regeln, durch deren richtige Anwendung hiebei Wahrheit und Schein, selbst in verwickelten Fällen, wahl noch unterschieden werden kann. Hiezu ist nämlich erfoderlich, daß man erstens untersuche, ob die That, in Ansehung welcher der Seelenzustand des Thäters noch ungewiß ist, nachdem alle Umstände, unter welchen sie begangen wurde, gesammelt, ferner die Individualität und Bildung des Thäters (dessen Erziehung, Gefühlsart und Maximen) nach dem, was von seinem Leben vor der That bekannt ist, gehörig erforscht worden sind, aus Leidenschaften (vorzüglich aus Jähzorn und Rachsucht) oder Bosheit abgeleitet werden könne. Denn ist dies der Fall, so darf die That nicht für die Wirkung

einer Seelenkrankheit gehalten werden. Zweitens. Das Nämliche findet statt, wenn die That nicht nur mit vieler Ueberlegung und List ausgeführt wurde, sondern der Thäter sie auch hinterher zu verbergen und die Spuren davon zu vertilgen, oder überhaupt die Entdeckung zu erschweren, und sich der gerichtlichen Strafe durch die Flucht zu entziehen suchte. Drittens. Weiß hingegen der Thäter keinen Grund von seiner That anzugeben, oder steht der von ihm angegebene Grund in keinem naturgemäßen Zusammenhange mit der That, wird auch von demselben keine Entschuldigung für die That vorgebracht und sogar keine Reue darüber bezeugt, oder ist kein Versuch von ihm gemacht worden, sich den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen, und besitzt er nicht einmal eine genaue Erinnerung der That; so macht dies einen hinreichenden Grund aus, sie für den Ausbruch einer Seelenkrankheit zu halten. Viertens. Was endlich Diejenigen betrifft, welche sich, um der auf ein begangenes Verbrechen gesetzten Strafe zu entgehen, wahnsinnig oder verrückt stellen; so können sie zwar eine Zeit lang, und besonders in den mit ihnen angestellten Verhören, sich wie Wahnsinnige und Verrückte benehmen. Es ist ihnen aber unmöglich,

mit Beständigkeit diese Rolle zu spielen. Werden vollends ihre Handlungen und Geberden in der Zeit, wo sie allein zu seyn glauben, und ohne daß sie es merken, belauscht, so läßt sich leicht ausfindig machen, ob sie sich nur verstellen, oder wirklich Seelenkranke sind. Auch kann sich der Betrüger nicht den eigenthümlichen, die innere Zerrüttung verkündigenden Blick des wirklich Seelenkranken geben. Und Mancher hörte auf, den Verrückten zu spielen, wenn er seiner vorgeblichen Verrücktheit wegen schmerzhaften Behandlungen unterworfen, oder zum Gebrauche heftig wirkender Arzneien genöthigt wurde.

Es ist neuerlich die Behauptung aufgestellt worden: Jedes grobe Verbrechen, z. B. Mord und Brandstiftung, sey die Wirkung einer aus abnormen Zuständen des Körpers entstandenen Seelenkrankheit, und das Verbrechen könne daher auch nicht zugerechnet werden. Allein durch die richtige Kenntniß der den Seelenkrankheiten eigenthümlichen Beschaffenheiten kann die Falschheit dieser Behauptung leicht eingesehen werden. Dem Eintreten einer Geistesverwirrung, während welcher es schlechterdings unmöglich ist, das Entstehen von Irrthümern zu verhindern, oder diese, wenn sie entstanden sind, zu entdecken und zu berichtigen, geht

immer vorher ein ungewöhnliches, auffallendes und phantastisches Betragen gegen Andere, ferner ein unzusammenhängendes Reden oder widersinniges Fragen und Handeln, ein wildes, ungestümes und zänkisches Wesen, endlich die Vernachlässigung der natürlichen Bedürfnisse und der gewohnten Beschäftigungen. Dies ist aber nicht der Fall, wenn iemand aus Vorurtheilen und Aberglauben, und weil er es vernachlässigte, durch Unterricht und Nachdenken sich richtige Erkenntniß von etwas zu verschaffen, oder aus Bosheit und in der Leidenschaft ein Verbrechen begeht. Der plötzlich entstandene und unwiderstehliche Drang zu einer Gewaltthat gegen Andere kündigt sich aber dadurch als Seelenkrankheit an, daß er ganz im Widerspruche mit den früher in einem Menschen herrschenden Gesinnungen steht, und dieser bei dem, was er ausführte, sich entweder gar keiner Absicht bewußt ist, oder daß in dem, was er beabsichtigte, eine Unnatürlichkeit und gänzliche Abweichung vom Entstehen gewisser Gesinnungen im Menschen vorkommt. Wenn also im Körper der Mörder und Brandstifter organische Fehler angetroffen werden, so würde doch nur durch eine fallacia non causae ut causae dieser Fehler für die Ursache der Verbrechen gehalten werden können.

§. 280.

Diejenigen Unordnungen in der Thätigkeit des geistigen Lebens, welche bisher untersucht worden sind, werden Seelenkrankheiten genannt, und zur Bildung dieses Worts hat die Aehnlichkeit jener Unordnungen mit dem, was in Ansehung des organischen Lebens bei Körperkrankheiten vorkommt, Veranlassung gegeben. Denkt man jedoch unter der Seele ein vom organischen Leben des Körpers, und vorzüglich des Gehirns, verschiedenes selbstständiges Wesen, das den Realgrund der Aeußerungen des geistigen Lebens ausmacht, so kann kein eigentliches Erkranken dieses Wesens angenommen werden; denn es läßt sich gar keine Vorstellung von dem Zustande machen, worin dasselbe sich während einer Krankheit befinden soll. Der Ursprung und Grund des Wahnsinnes, der Verrücktheit, Melancholie und Manie liegt nicht in der Seele, sondern in einer Abnormität derjenigen Functionen des Gehirns, die zu einem naturgemäßen menschlichen Erkennen, Fühlen und Begehren erfoderlich sind.

§. 281.

Die Ursachen der Geistesverwirrung und Gemüthszerrüttung werden in nächste und entfernte eingetheilt.

Die nächsten Ursachen sind in einer Hemmung der zur Ausübung des geistigen Lebens erfoderlichen organischen Thätigkeit des Gehirns enthalten. Ob aber diese Hemmung aus einer von der Naturordnung abweichenden Mischung, oder Bewegung der Theile des Gehirns herrühre, und was zu deren Beschaffenheit sonst noch gehöre, wissen wir nicht, auch wird uns darüber die Zergliederung des Gehirns der seelenkrank gewesenen Menschen nie Auskunft geben.

Die entfernten Ursachen, wodurch die nächste Ursache der Seelenkrankheiten erst hervorgebracht wird, sind geistiger und körperlicher Art.

Zu den geistigen Ursachen gehören starke Affecten, vorzüglich die durch Kummer, unglückliche Liebe, Eifersucht, Kränkungen an der Ehre, betrogenen Ehrgeiz, Schrecken, plötzlichen Glückswechsel, wichtige politische Ereignisse und heftigen Zorn hervorgebrachten. Denn bekanntlich haben die Affecten einen großen Einfluß auf das Cerebralsystem, und bringen dadurch eine Hemmung der Besonnenheit, des Gedächtnisses und Verstandesgebrauchs in einem geringern oder höhern Grade hervor. (M. s. §. 168 ff.) Es ist also der Natur derselben

nicht entgegen, anzunehmen, ihr Einfluß auf das Cerebralsystem könne so stark werden, daß dadurch Geistesverwirrung und Gemüthszerrüttung entstehe.

Zu den entfernten körperlichen Ursachen dieser Verwirrung und Zerrüttung gehört eine angeborne und sich nach und nach entwickelnde körperliche Anlage dazu, hitziges Fieber, Uebermaß im Genusse hitziger Getränke, wollüstige Ausschweifungen, übermäßige und den Körper sehr angreifende Anstrengungen des Geistes, Verletzungen des Gehirns und abnorme Zustände anderer Theile des Körpers, vorzüglich des Herzens und der Leber. Durch den consensuellen Zusammenhang der Theile des Körpers haben solche Zustände Einfluß auf das organische Leben des Gehirns.

Die meisten Seelenkrankheiten rühren, nach den übereinstimmenden Beobachtungen darüber, aus geistigen Ursachen her. Und in demjenigen Zeitraume des menschlichen Lebens, worin die leidenschaftlichen Begierden die größte Stärke erreichen, das Gemüth also auch am tiefsten verwundet wird, wenn Erwartungen vereitelt und Hoffnungen getäuscht werden, also in dem Zeitraume vom dreißigsten bis vierzigsten Lebensjahre, entstehen die meisten Seelen-

krankheiten. Selbst wenn die entfernte Ursache davon etwas Angebornes im Körper ausmacht, kommt doch der volle Ausbruch derselben erst in diesem Zeitraume vor.

In den Leichen der Seelenkranken ist nicht immer eine Abnormität im Gehirne entdeckt worden. Hieraus folgt iedoch nicht, daß keine Störung der zur Ausübung des geistigen Lebens nöthigen Functionen des Gehirns vorhanden gewesen sey. Daß aber mit den Seelenkrankheiten immer auch Unordnungen im vegetativen Leben verbunden seyen, wie man hat behaupten wollen, ist den Beobachtungen nicht angemessen.

Gegen das Entstehen derienigen Seelenkrankheiten, welche aus geistigen Ursachen herrühren, kann sich ieder durch die über die Begierden und sinnlichen Gefühle erworbene Herrschaft schützen. Wahre Cultur des Geistes und Herzens ist auch in dieser Rücksicht von den wohlthätigsten Folgen.

§. 282.

Der Eifer, womit in den neuern Zeiten die Mittel der Heilung der Seelenkrankheiten aufgesucht wurden, ist durch eine große Erweiterung der Kenntniß dieser Mittel belohnt worden. Es giebt zwar auch unheilbare Krank-

heiten dieser Art, wozu die aus einer angebornen Disposition im Körper herrührenden, und diejenigen, welche lange Zeit gedauert haben, gehören; die meisten sind jedoch heilbar, oder wenigstens einer Milderung fähig.

Natürlicher Weise muß, wenn die Seelenkrankheit aus einer Unordnung im Körper entstanden ist, diese schon gehoben worden seyn, ehe das geistige Leben zu seiner naturgemäßen Thätigkeit zurückkehren kann. Man hat aber auch immer beobachtet, daß eine dem Zustande des Seelenkranken angemessene Behandlung desselben die Wiederherstellung jener Thätigkeit ungemein beförderte, und in manchen Fällen wirksamer, als Arznei war. Gleichwie nämlich der körperliche Organismus, wenn er krankhaft geworden ist, durch den Bildungstrieb nach der Herstellung der Gesundheit strebt, eben so ist auch die Seele bemüht, die in Ansehung des geistigen Lebens eingetretene Unordnung aufzuheben. Und wenn im Seelenkranken nicht eine gänzliche Zerrüttung und Verdunkelung des persönlichen Bewußtseyns eingetreten ist, wird er es mehr oder weniger deutlich inne, daß sein Erkennen, Fühlen und Begehren von der ehemaligen Ordnung und Stimmung abweichend geworden sey, und ist daher bemüht,

die Anwandlungen zu verkehrten Aeußerungen des Geistes und Gemüthes zu unterdrücken. Hiebei kann ihm nun allerdings Hülfe geleistet werden, nämlich schon dadurch, daß alles vermieden und entfernt wird, was durch neuen Eindruck jenes Bemühen schwächt oder gänzlich aufhebt, noch mehr aber dadurch, daß das Bemühen vermittelst zweckmäßiger Mittel unterstützt wird. Es giebt also psychische Heilmittel. Sie waren aber am wirksamsten, wenn der Kranke schon vor dem Ausbruche der Krankheit Bildung besaß, und wenn sie im Zustande der Wiedergenesung angewendet wurden. Denn in beiden Fällen äußert sich das Streben der Seele, wieder zur naturgemäßen Wirksamkeit zu gelangen, am stärksten. Die vorzüglichsten der psychischen Heilmittel sind folgende.

I. Den obersten Platz unter diesen Mitteln nimmt das Ansehen ein, welches sich der Arzt und Derjenige, dessen Aufsicht und Wartung der Seelenkranke anvertrauet worden ist, bei diesem durch ein Betragen verschafft hat, welches Mitleiden gegen denselben, aber auch Ernst, Festigkeit und Uebereinstimmung in seiner Behandlung zu erkennen giebt. Denn bei allen Seelenkranken bleibt die Empfänglichkeit

für Beweise des Wohlwollens, und die Fähigkeit übrig, es zu beurtheilen, ob die Art, wie mit ihm verfahren wird, seinem schwachen und zerrütteten Seelenzustande angemessen sey, wenn ihr Selbstbewußtseyn nicht ganz zerrüttet ist. Auch hat es wiederholte Erfahrung bestätigt, daß der Seelenkranke, wenn er den Arzt und Aufseher liebt, verehrt und fürchtet, sich sehr anstrengt, um im Reden und Handeln ihnen nicht zu mißfallen.

II. Von sehr wohlthätigem Einflusse auf den Seelenkranken ist das Halten auf Ordnung und Regelmäßigkeit in seiner ganzen Lebensweise, also in Ansehung des Essens, Schlafens, der Beschäftigungen, welcher der Kranke noch fähig ist, und der Zeit der Vergnügungen, die ihm zugestanden werden dürfen. Die Gewöhnung an eine solche Ordnung und Regelmäßigkeit steht in Verwandtschaft mit dem Wirken des Verstandes, mit dem Entstehen der Gefühle des Schönen und Guten, und iene trägt also dazu bei, daß diese befördert werden. Um iedoch den Kranken dahin zu bringen, daß er ertheilten Vorschriften nachkomme, und die entgegenstrebende Begierde überwinde, dürfen, wenn er ungehorsam gewesen ist, nur solche Strafen über ihn verfügt werden, welche aus

der versagten Befriedigung gewisser Wünsche (durch das Entziehen der Genüsse, woran er gewöhnt ist, und durch Einschränkung der ihm eingeräumten Freiheit) bestehen.

III. Entfernung aus dem Orte und den Umgebungen, worin die Krankheit ausbrach, kann viel dazu beitragen, daß die Täuschungen, Gefühle und Begierden, welche der Krankheit zu Grunde liegen, seltener erneuert werden, also der Kranke früher wieder zur Herrschaft über sein Inneres gelange.

IV. Aber eben so sehr, wie die Erneuerung des Anblickes und die Erinnerung derjenigen Gegenstände und Begebenheiten, welche durch ihren starken Eindruck auf die Seele die Krankheit verursachten, muß auch jede unnöthige Härte in der Behandlung des Kranken, und alles was in ihm Verdruß und Ingrimm erregt, vermieden werden. Das Einsperren desselben in ein Haus, aus dessen Einrichtung er bald inne wird, daß es ein Gefängniß sey, und vollends das Zusammenleben mit Verbrechern, welche die bürgerliche Gesellschaft ausgestoßen hat, muß nothwendig, wenn noch etwas vom persönlichen Bewußtseyn in ihm vorhanden ist, seinen Unwillen über eine solche Lage, worein er versetzt worden ist, hervor-

bringen. Sehr tadelnswerth sind auch viele Zwangsmittel, die bei Rasenden angewendet wurden, um Andere gegen die Ausbrüche ihrer Wuth zu sichern. Denn diese Mittel versetzten den Kranken in eine unbeschreibliche Angst, und können durch andere, die dies nicht thun und doch völlige Sicherheit gewähren, ersetzt werden.

V. Ist das geistige Leben eines Seelenkranken schon zu mehrerer Ordnung zurückgekehrt, und werden bei ihm die Ausbrüche der Krankheit schwächer und seltener, dann trägt die Beschäftigung desselben mit solchen Dingen, welche ihm Unterhaltung und Vergnügen gewähren, sehr viel dazu bei, daß die vollkommene Genesung schneller befördert werde. Dergleichen Beschäftigungen sind auch um so nöthiger, weil sonst der geheilte Kranke in Unthätigkeit verfällt und an nichts Interesse nimmt, woraus eine bleibende Schwäche des geistigen Lebens entsteht. Die Wahl der Mittel aber, wodurch die Seelenthätigkeit erregt und unterhalten werden soll, muß der Bildung und dem Geschmacke des Kranken gemäß eingerichtet werden.

Gegen den Gebrauch des Schreckens, als eines psychischen Heilmittels, warnt die Erfahrung

durch die nachtheiligen Wirkungen, die er meistentheils hervorgebracht hat.

§. 283.

In Ansehung der Entlassung der von einer Seelenkrankheit Geheilten aus der genauern Aufsicht über ihr Betragen, ist große Vorsicht nöthig, wie traurige Vorfälle lehren, wenn diese Vorsicht nicht beobachtet wurde. Denn bei keiner Art von Krankheiten, die Wechselfieber allein ausgenommen, kommen so häufige und plötzliche Rückfälle vor, als bei den Seelenkrankheiten. Auch ist bei den hievon Geheilten noch lange Zeit eine große Empfindlichkeit vorhanden, woraus offenbar erhellet, daß die Disposition zur Krankheit noch fortdauere.



